This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Gesammelte

Erzählungen

und

poetische Schriften.

Von

Sebastian Brunner.

Erster Band.

Diogenes

von

Azzelbrunn.

Mit

Fragmenten aus den Papieren seiner Freunde.

Erster Band.

Zweite, vermehrte Auflage.

Regensburg, 1864.

Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.

Gesammelte

Erzählungen

und

poetische Schriften.

Von

Sebastian Brunner.

Der Wahrheit eine Gasse, dem Recht, der Ehrlichkeit,
Und keine Furcht vorm Hasse der Niederträchtigkeit,
In meiner Feinde Schaaren, da ist kein Ehrenmann,
Und nie als Freunde waren mir Schufte zugethan.

Erster Band.

Diogenes von Azelbrunn. I.

Regensburg.
Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.
1864.

Diogenes

von

Azzelbrunn.

Mit

Fragmenten aus den Papieren seiner Freunde.

Von

Sebastian Brunner.

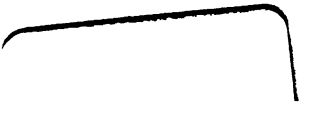
Erster Band.

Zweite, vermehrte Auflage.

Regensburg.

Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.

1864.



Bemerkung

zu dieser Gesammtausgabe der Erzählungen.

Die Nacheinanderfolge dieser Erzählungen wurde so geordnet, daß das Leben eines Musikers (Diogenes von Azzelbrunn) den Anfang macht, diesem das Leben eines Malers (Genies Malheur und Glück), dann das Leben eines Dichters (Fremde und Heimat) folgt, und sich dieser Dreizahl alter anerkannter, freier Kunstgenossen eine Schilderung von zwei freien Künsten der modernen Welt: von Politik und Socialismus (die Prinzenschule zu Möpselglück) anschließt.

Gesammelte

Erzählungen

und

poetische Schriften.

Von

Sebastian Brunner.

Der Wahrheit eine Gasse, dem Recht, der Ehrlichkeit,
Und keine Furcht vorm Hasse der Niederträchtigkeit,
In meiner Feinde Schaaren, da ist kein Ehrenmann,
Und nie als Freunde waren mir Schufte zugethan.

Erster Band.

Diogenes von Azzelbrunn. I.

Regensburg.
Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.
1864.

Diogenes

von

Azzelbrunn.

Mit

Fragmenten aus den Papieren seiner Freunde.

Von

Sebastian Brunner.

Erster Band.

Zweite, vermehrte Auflage.

Regensburg.

Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.

1864.

Darnach folgen Ereigniſſe aus dem Leben und der Umgebung des Verfaſſers (Woher? Wohin?), aus dieſen möge der geneigte Leſer erſehen, in welchem Zuſammenhange die poetiſchen Schildereien mit jenen Ereigniſſen ſtehen, die theils in das Leben des Verfaſſers hinein geſpielt, theils in ſeiner Verwandtſchaft und Bekanntſchaft ſich ihm als lebendige Studien dargeſtellt haben.

Vorwort.

Vorliegende Erzählung erschien zuerst im Jahre 1847 zu Wien. Die meisten der darin vorkommenden Figuren, wie Raspelmeier, Kramer, die Mitglieder der Familie Bär, Pfohse, Gockel u. a. sind Personen, die sich im Lebenskreise des Verfassers vorfanden, als dieser noch im Knabenalter stand. — Dieser Auflage wurde die Wallfahrtsreise Kramers nach Maria-Zell beigegeben, die zuerst in Fortsetzungen einiger Jahrgänge des vom Verfasser herausgegebenen „Sternkalenders" erschienen war. Das Ganze soll ein Bild des Wiener Bür-

gerlebens ſein, wie man es noch vor 30—40 Jahren finden konnte — in einer Zeit wo es noch gemüthliche Leute gab, welche gemüthlich waren ohne einen Namen für ihren heitern friedlichen Seelenzuſtand in Anſpruch zu nehmen. — Jetzt iſt die alte Gemüthlichkeit leider ein „überwundener Standpunkt," in dieſen Ausſpruch wird Jeder mit uns übereinſtimmen, dem Zeit, Ort und Leute wie ſie jetzt ſich darſtellen nicht unbekannt ſind.

Regensburg im Oktober 1863.

Der Verfaſſer.

I.

Wie sich in Azzelbrunn ein ganz unerhörter Fall ereignet, der alle Einwohner des Ortes rebellisch macht.

„Gebettet ist im Grase weich
Ein Knäblein, das der Laxmi gleich,
Aus seinen Augen, Lotosklar,
Bricht eine herbe Thränenschaar:
Schon ist der Mund vom Klagen bleich,
Die Augen schon an Zähren reich."

Aus der Sanskritsprache.

Wenn wir auch nicht die Tafeln der Weltgeschichte aufrollen, um Gericht zu halten über unsere Väter; so mag es uns doch gegönnt sein, auf den Grund einer wahren Begebenheit — einigen Menschen, die wir theils gekannt haben, theils noch kennen, ein kleines, bescheidenes Monument aufzurichten.

Wir werfen unsern Blick auf das erste, kaum leserliche Blatt im Lebensbüchlein eines ganz ordinären Landjungen. Der Schauplatz, auf welchem selber seine Kindheit zugebracht, ist ein kleiner

Marktflecken, nicht volle zwei Tage von Wien nordwestlich entlegen, sein Name: Azzelbrunn. Unweit davon hat Azzo, der große Feldherr unter Leopold dem Schönen, Markgrafen von Oesterreich, über den Böhmenherzog Wratislaw einen glänzenden Sieg errungen. Auf der Stelle des heutigen Azzelbrunn quoll damals ein lebendiges Wasser aus einem Felsen; der Feldherr soll, vom grimmen Durste übermannt, hier getrunken haben. Später entstand an der Stelle ein Dorf, welches unter Friedrich III. die Marktgerechtigkeit erhielt. Vielleicht war das Wassertrinken bei dem Krieger Azzo eine so seltene Erscheinung, daß man es merkwürdig genug fand, den Quell und das Dorf nach seinem Namen zu nennen.

Der Brunnen selbst ist gegenwärtig ausgemauert, in seiner Nähe erhebt sich die Säule der Marktgerechtigkeit mit einem steinernen, gekrönten Löwen, der ein Schwert in der Klaue hält, es fiel ihm aber nie ein, mit selbem dreinzuschlagen. Ein Blitzstrahl hat es vor einigen Jahren herabgeschmettert; seitdem ist es dem Thiere mit Eisendraht an die Krallen befestigt, und es pfeift und

knarrt, vom Winde bewegt, zur Nachtzeit, wie ein Wetterfähnlein in einem Ritterroman.

Die Säule ist das Centrum des geistigen Azzelbrunnerlebens, das Herz, in welches alle Neuigkeiten und Klätschereien zusammenströmen, um sich nach gehöriger Mischung in das entfernteste Azzelbrunnerhaus am Ende des Fleckens wieder auszugießen. Des Tages über ist der Marktlöwe, wie einst das Capitol zu Rom, durch eine Heerde von Gänsen bewacht, und diese werden am Abende von der weiblichen Jugend abgelöst, die hieher kommt, um Wasser zu holen, und nebenbei ergötzlichen Gesprächen obzuliegen, über des Nachbars Leid und Freud, Wohl und Weh.

O, freut euch, freut euch, ihr Rebekka's, die ihr allabendlich zum Brunnen eilt; — kommt auch kein alter Eliezer, um Eine für seinen jungen Herrn Isak als Braut zu begehren, worüber manche unter euch eben nicht böse sein würde, so kommt doch eine ganz frappante Neuigkeit, etwas so unerhört Wunderbares, etwas allen Vermuthungen Raum Lassendes, etwas in der Chronik von Azzelbrunn noch gar nicht vorhanden Gewe-

ſenes, etwas den Denkgeiſt ganz außerordentlich in Anſpruch Nehmendes, etwas, die Herzen in ihren tiefſten Tiefen Erſchütterndes und die Zungen bis in die fernſten Wurzeln Bewegendes, daß jede von euch mit den zwei Waſſerkrügen in den zwei Händen daſtehen ſoll, wie eine Wage, und die im Munde ſchnell hin- und herfahrenden Zünglein ſollen Kunde geben von dem, was ihr erwäget. Ihr werdet es nicht oft genug mit Fröſteln ſagen können, was es auf der Welt für abſcheuliche, grauſame, ſchreckliche, niederträchtige Leute gibt, und ihr werdet an den erbaulichen Betrachtungen, die ihr anſtellt, die größte Seelenfreude haben, und deren kein Ende finden! — Doch zur Geſchichte.

Der Schullehrer, auf deſſen Schultern auch die Küſterwürde ruht, begab ſich, weil ihm ſein Gehülfe ausgeblieben, in eigener Perſon zur Zeit der Dämmerung in die Vorhalle der Kirche, um dort an dem herabhängenden Seile die Abendglocke zu läuten.

Er fand daſelbſt einen mit Bindfaden an das Seil befeſtigten Brief, mit der Adreſſe: „An

den Herrn Ortspfarrer.“ Der Brief war versiegelt, der Küster wagte nicht ihn aufzubrechen. Er läutete dießmal sehr kurze Zeit — und vergaß auch, wie er gewöhnlich zu vergessen pflegte, während des Glockenziehens sein Ave zu beten. Sorglosigkeit um fremde Angelegenheiten konnte ihm aber nicht zur Last gelegt werden; seit der Zeit seiner Wirksamkeit zu Azzelbrunn mochten sich wenig Mysterien des Ortes seinen Späherblicken entzogen haben; jener hatte nach seiner Ansicht an ihm eine Pflichtverletzung begangen, der ihn nicht zum Mitwisser irgend eines Geheimnisses machte, natürlich vorausgesetzt: daß diesem irgend ein solches bekannt war.

Er konnte im Nothfalle auch auf einige Tage schweigen; es gehörte aber dann zu seinen Hochgenüssen — wenn irgend eine von ihm schon gewußte Begebenheit ans Tageslicht kam und in der Wirthsstube besprochen wurde, — sagen zu können: „O wie lange habe ich das schon gewußt!“ Und wenn dann die Anwesenden über seine stupende, alles umfassende Wissenschaftlichkeit staunend zum Ausrufe kamen: „Wer muß doch

dem Schulmeister alles berichten?“ dann pflegte er den kleinen Finger seiner Rechten in eilfertiger Bewegung in die Höhe zu halten, und, während ein geheimnißvolles Lächeln seinen Mund umspielte, zu sagen: „Der ist's, der mir alles zuträgt, — der ist mein Spion.“

Der Lehrer eilte zum Pfarrer, um ihm das geheimnißvolle Schreiben einzuhändigen. Dieser saß eben beim Abendessen, er nahm den Brief, entfaltete ihn und las. — Der Lehrer versuchte unterdessen in den Zügen des Pfarrers zu lesen, und seine Neugierde stieg auf's Höchste, als der Leser des Briefes, sich selber unterbrechend, bisweilen ausrief: „Sonderbar, sehr sonderbar!“

Der Pfarrer hatte das Schreiben kaum durchlaufen, als er, sich zum leise athmenden Lehrer wendend, sprach: „Sie müssen jetzt schon so gefällig sein, Wertheste!“ — „Was? Ich bitte — bin bereit — sogleich — bitte nur zu melden, was denn eigentlich — vielleicht von dem Brief?—“ „Ja, es handelt sich um etwas Sonderbares. Lesen Sie den Brief, und rathen sie selber, was wir machen sollen.“

Der Lehrer griff ſanft nach dem Schreiben; kaum aber hatte er es in der Hand, als er eilig damit zum Lichte hinfuhr, und ſich einen Theil ſeiner in's Grau ſpielenden Locken verſengte, welches er ſammt dem darnach folgenden brandigen Geruche gar nicht zu bemerken ſchien.

Der Brief lautete:

„Hochwürdiger Herr Pfarrer!

Im Graben zwiſchen dem erſten und zweiten Keller vor Azzelbrunn liegt ein Kind. Es iſt ein Kind aus einem guten Haus und von guten Aeltern, aber es iſt eine eigene Sache, und es wird ſchon einmal darum Nachfrage ſein. Das Andere ſteht in einem Brief beim Kind — ich bitte nur bald nach Empfang von dieſem Brief es holen zu laſſen, und daß es rechtſchaffene Leute kriegen, ſoll auch erzogen und getauft werden. Sonſt kann ich nichts ſchreiben.“

Der Lehrer hatte kaum vollendet, als er mit ſeinem Rathe auskramte, den er, einem weiſen Salomo gleich, mit pathetiſcher Stimme zum Beſten gab: „Da iſt gar nichts Anderes zu thun,

als hinauszugehen, und nachzusehen, ob die Sache wahr ist; denn es wäre auch möglich, daß sich Jemand einen Spaß erlaubt hätte, — was jedenfalls ein sehr dummer, sehr gesetz- und anstandswidriger und obendrein abgeschmackter Spaß wäre; — aber wir wissen, wie das oft geht."

„Gehen sie in Gottes Namen," sagte der Pfarrer, „und finden sie nichts — so kehren sie wieder um, und finden sie Etwas, so werden wir schon Fürsorge treffen."

„Aber ich kann doch nicht allein gehen?" fragte der Lehrer. Nachdem ihm zu seiner Beruhigung erklärt wurde, daß dieses gar nicht nöthig sei, entfernte er sich eiligen Schrittes, als ob ihm der Kopf noch immer brennte. Er stürzte in die Gaststube des Wirthshauses, wo die Honoratioren, Richter und Geschworne, Abends sich einzufinden pflegten, und schüttete dort wie ein Faß, dessen Boden man eingeschlagen, den Inhalt seiner Erzählung sprudelnd heraus.

Es mangelte dem Magister nicht an der List des Fuchses, an jener gewissen klugen Vorsicht, welche die ordinärsten Menschen gewöhnlich in

einem hohen Grade besitzen, und welche man, nach unserer unmaßgeblichen Meinung, die Klugheit der Bornirtheit nennen könnte. Er ging, wenn er sich lächerlich machen sollte, sobald nicht in die Falle, und wußte bei solchen Gelegenheiten immer seine Vorkehrungen zu treffen.

„Meine Herren!“ so redete er die Versammelten an, „gehen sie mit, — es ist nicht viel verloren, — finden wir wirklich Etwas, so hat es ein Menschenleben gegolten, und finden wir Nichts, so gehen wir in den Keller des Herrn Richters, der auf der einen, oder in den Keller des Herrn Kirchenvaters, der auf der andern Seite der bezeichneten Stelle liegt, und verarbeiten ein wenig einen Abendtrunk und kehren dann wieder heim friedlich und stille.“

Der Ueberredungsgabe des Lehrers konnte Niemand weichen. Die Leute sind in jener Gegend nicht sehr sparsam, — sie denken sich, wie beim Sterben, ebenso auch beim Trinken: „Heute mir, morgen dir; heute gebe ich was, und morgen bekomme ich was; die Zeit ist für den Weinhandel ohnedieß nicht sehr ersprießlich, und

am Ende ist es besser, man thut sich selber das Jahr hindurch gute Tage an, als daß man sein Gewächs, (d. h. seinen Wein) um einen Schand- und Spottpreis verschleudert."

Der Richter holte seine Himmelschlüssel, — so pflegte der Lehrer mit einem stereotypen Witze die Kellerschlüssel zu nennen, — der Kirchenvater auch; der Lehrer, dessen eigener Keller nur wenige Schritte von den bezeichneten lag, pflegte einem Kammerherrn gleich, die Schlüssel stets bei sich zu tragen. So brachen sie nun mit noch einigen guten Freunden auf, den Weg zum Abenteuer zu verfolgen. Der Lehrer ging voran, denn er war der leichteste auf den Beinen, die andern folgten schwerfälligen Trittes mit den weithindröhnenden Nibelungenstiefeln hinterdrein. Der Schullehrer war sehr lebendig, in der einen Hand hielt er die Laterne, und mit der andern agirte er ohne Unterlaß, denn er pflegte jederzeit seine spaßhaften Sentenzen mit dem Gliederzucken seines ganzen Körpers zu begleiten.

Kaum waren sie an der bezeichneten Stelle angelangt, als sie das Kind in feines Linnen

gehüllt, und eine Hundertgulden-Banknote in einem versiegelten Papiere, welches der Lehrer sogleich erbrach, — auf der Brust desselben liegen fanden. Sentimentale Erzähler lassen gefundene Kinder lächeln, wie schlafende Engel, lassen Süßigkeit und Holdseligkeit, und weiß Gott was Alles um die unschuldigen Züge spielen; — wer aber die Sache von der blanken naturforscherischen Seite ansieht, findet an einem neugebornen Kinde, vorausgesetzt, daß er nicht Vater oder Mutter desselben ist, nichts anderes als ein talgichtes mit einer impertinenten Indolenz in die Welt hineinschauendes Gesicht.

Zuerst gab es ein Gelächter, dann wollte keiner der Ziehvater des Kindes werden, denn die Mehrzahl der Anwesenden hatte dieses lärmenden Segens genug im Hause herumrennen. Als sich aber die Banknote vorfand, da fanden sich mehrere bereit, zarte Väter zu spielen, und zwar in Anbetracht, daß die Banknote vielleicht eine Nachkommenschaft nach sich ziehen könnte. Hätten die guten Leute je Romane gelesen, so würde sich bald Einer oder der Andere unter

ihnen mit der Hoffnung geschmeichelt haben, dieses Kind sei nichts anders als ein unglücklicher Prinz Asturius oder was, der — wenn es die Umstände einmal fügen, daß er in seine Rechte wieder eingesetzt wird, — seinen Erzieher wenigstens zum Fürsten machen oder ihm mindestens den Titel eines Edukationsrathes verleihen kann.

Am Ende entschied sich die Sache für den Ortsrichter, welcher zugleich Müller — dann kinderloser Vater, und Herr in seinem Hause war, sonst hätte er ohne Beistimmung seiner Gattin nimmer das halsbrecherische Kunststück gewagt, ein fremdes Kind ohne Einwilligung der Ehehälfte ins Haus zu bringen. Zudem waren seine Anträge die generosesten. Er zweifelte, daß je eine Geldlieferung nachkommen werde, und versprach die hundert Gulden sogleich fruchtbringend anzulegen, und zu bestimmen, daß sie dem Knaben, wenn er zur Großjährigkeit gelangt sein werde, eingehändigt werden sollen.

Das Kind mußte nach Hause getragen werden. Von den Anwesenden fühlte sich keiner zum Tragen berufen, und der arme Wurm war

noch ärmer als ein Wurm, denn er konnte weder gehen noch kriechen. Der Schulmeister war ein findiger Kopf, er sagte: „Hat das Kind schon so lange gelebt — so wird es in Einer Viertelstunde nicht zu Grunde gehen!“ Zudem stand auch ein Gefäß mit Milch nebenbei, das goß er mit eben nicht sehr mütterlicher Sorgfalt in den Mund des Kleinen, stellte dann die Laterne hin, nachdem der Richter sein Kellerlicht angezündet, und folgte diesem und den Andern nach. Die Gesellschaft nahm sich vor, in der Kellerhalle zu verweilen, bis ein oder das andere weibliche Wesen den Weg daher käme, welcher die Arbeiter von den entfernteren Weinbergen vorüberführt, und dieses sollte das Kind mitnehmen. Der Lehrer, welcher sich getreulich mit vielem Wein begoß, unterließ nicht das Kind bisweilen mit ein wenig Milch zu begießen; der Richter mußte das Faß öffnen, auf dem die schwarze Katze sitzt (d. h. welches den funkelnden Edelstein seiner Weine in eisernen Ringen gefaßt hielt); man trank auf das Wohl des neuen Weltbürgers, der Magister brachte Beiträge aus seinem Keller,

welche, wenn auch nicht viel daran war, doch mit Freuden aufgenommen wurden.

Der gute Wein des Richters hatte aber dem schlechtern des Lehrers schon den Weg verdorben, denn dieser wollte nicht mehr recht nachgehen. Der Magister mußte demnach ein altes, in jener Gegend übliches Trinklied vorsingen, welchem Auftrag er jederzeit mit aller Salbung, die er in sein Gesicht hineinzwängen konnte, nachkam. Wenn bei einer Gesellschaft die Absingung dieses Gesanges erfolgte, so konnte man versichert sein, daß diese in ihrem Fache das Höchste geleistet, und man pflegte darnach davon zu sagen: „Es wurde auch balsamirt.“

Das Lied heißt wohl nichts, hat auch nur einige Zeilen, ist aber doch von der begeisterndsten Wirkung, denn für jedes Liederblüthen-Exemplar, welches aus dem Munde sproßt, wird die Stimmwurzel mit einem vollen Glase begossen.

Eben tönte der volle Chorus:

Die Reichen lassen sich im Tode balsamiren,
Um desto länger todt zu sein,
Wir aber lassen uns im Leben balsamiren,

Um deſto länger lebendig zu ſein;
Wir aber balſamiren uns mit Wein,
Um deſto länger lebendig zu ſein.

Schon waren einige Arbeiter des Weges vorübergezogen, ohne daß man in der Begeiſterung ihrer geachtet hätte; die armen Leute mochten denken: „Hier übergibt ſich der hochweiſe Magiſtrat — nachdem er den Tag über für unſer Wohl geſorgt — der ſüßen Ruhe und der verdienten Erholung.“

Nur Ein böswilliger Berichterſtatter meldet, daß einige der Vorübergehenden vor ſich murmelten: „Möchte doch dieſe beſoffenen Kerle alle mitſammen der u. ſ. w.“

Dem Pfarrer mochte die Rückkunft der Entdeckungsreiſenden ſchon zu lange dauern, es war nicht ſehr weit an den bezeichneten Ort, er nahm alſo Hut und Stock und wandelte gemeſſenen Schrittes dahin. Schon aus der Ferne tönte ihm der Jubel der Zechenden entgegen, und er war im Begriffe umzukehren. Wahrſcheinlich, dachte er, haben ſie nichts gefunden, und im

exaltirten Zustande ist mit den Knöpfen*) nichts zu reden. Als er aber das Licht einer Laterne und nebenbei etwas Weißes schimmern sah, ging er darauf los, — er sah das verlassene Kind, und sagte für sich: „Ach, du armer Diogenes, der du schon so frühzeitig vergebens Menschen suchst!"

Während dem war der Lehrer herausgeschlichen, um nachzusehen, und er hatte die Worte vernommen. „Nicht vergebens," erwiederte er darauf, „nicht vergebens, Herr Pfarrer! er hat einen Menschen und Vater gefunden, das ist der Richter, der will den Jungen an Kindesstatt annehmen, und wir freuen uns eben alle mit einander des guten Werkes."

„Jedenfalls," sagte der Pfarrer, „ist das Werk mehr werth als die Freude, wir wollen aber auch der Freude um des Werkes willen nicht entgegen sein." Als die Kellermänner reden hörten, kamen sie heraus, der Richter beeilte sich mit einem Glas aufzuwarten, als sich der Pfarrer weigerte, bedeutete ihm der Richter: „Das

*) Knopf: in österreichischer Mundart: ein hartnäckiger Mensch.

nutzt alles nichts, Herr Pfarrer, sie müssen den Anfang zum Johannisfegen machen, und dann gehen wir weiter."

Das Kind sollte den folgenden Tag, welcher ein Sonntag war, getauft werden, und der Pfarrer bestimmte ihm aus Anlaß der erst erwähnten Begebenheiten die Namen Diogenes Johann. Er sollte nach jenem Diogenes getauft werden, welcher um das dritte Jahrhundert in Macedonien den Martyrtod erlitt.

Es handelte sich nun um das Tragen des Kindes. Der Lehrer zeigte sich alsogleich erbötig, stellte aber als pfiffiger Kopf die Bedingung, daß der Richter dann Morgens einen Taufschmaus geben müsse. Der Contrakt ward abgeschlossen, und der Lehrer rühmte sich seiner sinnigen Klugheit, die es versteht, von jedem Keile Späne herabzuhauen.

Als der Richter des morgigen Tages beim Erwachen über die Begebenheiten und seinen Entschluß am vorigen Abende nachsann, da gereute es ihn fast, sich des Kindes angenommen zu haben, und Gedankensplitter wie der folgende:

„Es ist doch beim Licht betrachtet eine wahre Eselei, sich für nichts und wieder nichts mit anderer Leute Frazzen so ein Kreuz auf den Hals zu binden," — fuhren ihm durch's Gehirn.

Er kleidete sich mürrisch an, ein lebendiges Zeugniß vom Verderben des Menschen, der sich bisweilen schämt, etwas Gutes gethan, und den es bisweilen reut, etwas Schlechtes unterlassen zu haben.

Als er aber in die Kirche kam, und über die Worte predigen hörte: „Was Ihr den geringsten meiner Brüder thut, das habt Ihr mir gethan," da wurde es wieder licht im Geiste des Richters, — er fühlte einen Jubel im Herzen, und es ward ihm zu Muthe, als müßte er ausrufen: „Noch nie hat mich das Wort Gottes so zu meiner Freude getroffen, und zudem kann einem ja das alles vergolten werden viel tausendfach, das sehe ich schon jetzt an meiner Freude!"

II.

Krebsen-, Geigen- und Hundepoesie. Was dem Diogenes am Kirchtage geschieht, und wie er Azzelbrunn verläßt, um in Wien sein Glück zu machen.

„Es befindet sich in gegenwärtigem Augenblick in diesem Ort ein Talent, ein Genie, durch eine, ich kann nicht anders sagen, als tadelnswerthe Nachlässigkeit meines Freundes in einer so furchtbaren Lage, wie sie bei den socialen Zuständen des neunzehnten Jahrhunderts nur immer möglich ist.“

Boz. M. Chuzzlewit.

Alles vergeht im Leben, das ist eine uralte Wahrheit, aber wir glauben eben so selten daran, als wir daran denken, und fährt uns der verwetterte Gedanke durch den Kopf, so nennen wir das: „melancholische“ Träumerei, — wir stürzen wieder in den Strudel des Lebens, und schwimmen nach der Fische Gewohnheit stromabwärts, ohne uns zu kümmern wohin.

Zehn Jahre sind seit den ersterzählten Dingen vorübergerauscht. Azzelbrunn steht noch auf dem alten Fleck, noch tönen die Glocken zu ihrer Zeit,

noch sprudelt der Brunnen vor der Kirche ohne Unterlaß, noch singt der Schulmeister, der zugleich Regenschori ist, sein Miserere bei Leichenbegängnissen, und macht mit seinem Bischen Latein den Spaß: „Wie der Bediente Davids geheißen habe?“ und antwortet darauf: „„Amplius““ — denn so rief er im Psalme Miserere: Amplius lava me!“ — „Und so,“ meint der Meister ferner, „werde ich auch bald gewaschen werden, und mit Hysop besprengt, der ich über so viele das Miserere gesungen!“ Im Hintergrunde glaubte aber der Alte selbst nicht aufrichtig daran, daß er auch bald sterben müsse, — und er schob die Zeit seines Todes immer wenigstens um Ein Jahrzehend hinaus.

Der Richter und Müller zugleich, der den Findelknaben liebevoll in sein Haus aufgenommen, war vor Einem Jahre den Weg des Fleisches gewandelt, und der Schulmeister ließ ihm das Grab nicht ferne von seinem Schulkatheder-fenster aufwühlen, um öfter auf den Hügel sehen zu können, unter dem der gute Freund und fidele Genosse lungert. Man würde sich aber sehr ge-

irrt haben, wenn man deßhalb meinte, als wäre der Schulmeister einer Traurigkeit anheimgefallen; er freute sich noch immer seines Jugendfeuers, und unterließ es nicht täglich Wein, als Oel, in die Lampe seines Lebens nachzugießen; immer noch stand seine Nase als eine unverlöschliche Purpurschrift auf dem Buche seines Antlitzes, und ihre höhere oder tiefere Röthe konnte gleich einem Gasmesser auf den verbrauchten Wein hindeuten.

Diogenes ist schon ziemlich aufgewachsen, — er hatte seinen Ziehvater mit einer kindlichen Anhänglichkeit geliebt, und bittere Thränen geweint, als man seinen Leichnam ins Grab senkte. Seine Ziehmutter war dem Knaben eben nicht abhold; sie hatte sich aber ihres Gewerbes wegen aufs Neue verheirathet; ihr neuer Mann entwickelte bald einen ungestümen rohen Charakter, von welchem der Knabe leider am meisten profitiren mußte.

Was von diesem zu erwarten oder zu befürchten stand, davon möge sein Thun und Treiben Zeugniß geben. Es scheint wohl für

den ersten Augenblick etwas langweilig, sich um das Leben eines armen Landjungen zu bekümmern, aber wer kann leugnen, daß es oft für jenen eine Fülle von Poesie enthält, der es nur recht aufzufassen vermag. Nehmen wir nur Einen Lebenstag durch, um dann selber unser Urtheil fällen zu können.

Diogenes mußte seit dem Regimente des neuen Müllers in der Mahlstube schlafen, um nöthigen Falles den Mühlknechten in der Arbeit behilflich zu sein, und um sich an die Arbeit zu gewöhnen. Es war ein Sommermorgen und frühzeitig graute der Tag. Diogenes, auf einem elenden Bette liegend, begrüßt die ersten Strahlen der Sonne, die sich durch ein kleines von einer Linde maskirtes Fensterlein zwängen, er sieht behaglich dem Mehlstaube zu, der sich eben so gemächlich in den Sonnenstrahlen herumwirbelt, dann steht er auf, sich vielleicht zum zweitausendsten Male die Holzschnitte und Kupferstiche mit erneutem Vergnügen besehend, welche an Thür und Wänden klebten, er lächelte zum zweitausendsten Male über den grandiosesten aller Witze, die

man je in Kupfer gestochen oder in Holz geschnitten hat. Es ist nämlich an die Thüre ein überaus dicker spassiger Mann angeklebt, zu dessen Füßen der Reim zu lesen:

„Was steht ihr da und schaut mich an?
Beim Fenster steht ein andrer Mann!"

Geht nun der unbefangene Leser zum Fenster, um dort das angezeigte Weltwunder, den andern Mann, aufzusuchen, so findet er diesen, und liest unter ihm die übersatyrische Inschrift:

„Der Esel bei der Thür,
Schickt alle Narren zu mir!"

Dann las Diogenes auch die Inschriften der andern Bilder und bemerkte zu seinem Aerger, daß die Farben weit über die schwarzen Conturstriche hinaus gekleksi seien, und nahm sich vor, wenn er je in den Besitz eines Farbenkästchens kommen sollte, so etwas ganz ordentlich und fein zu machen. Ferner nahm er das Leben und die merkwürdigen Thaten Till Eulenspiegels, diesen Hochgenuß aller deutschen Schuljungen, besah sich, nachdem er das ganze Buch die vergangenen Tage schon zweimal mit dem größten Eifer durch-

gelesen, die Holzschnitte, und dachte dabei: „Ach Gott, wer es nur einmal auch zu einer solchen Berühmtheit bringen könnte! dieser Eulenspiegel muß ein verfluchter Kerl gewesen sein, ich gäbe etwas darum, ihn gekannt zu haben!“ Dann besah er sich den letzten Holzschnitt, wo Eulenspiegel im Bette liegend dargestellt ist, und wo er noch im Todesringen den Schneidern seiner Vaterstadt die wichtige Entdeckung macht, daß sie beim Einfädeln einen Knopf schlingen müssen, weil sonst der erste Stich keinen Halt habe, — und der Knabe lachte die Schneider aus, welche als das letzte Opfer der Intriguen dieser diplomatischen Celebrität gefallen sind, er bedauerte auch, daß jetzt eine so flaue, flache Zeit sei, welche keine solchen Genies mehr hervorzubringen vermöge, und es war ihm dann wieder unendlich leid, daß ein so großer Mann das gewöhnliche Schicksal der Menschen getheilt, und des Todes abgegangen sei! Er hätte ihn so gerne gekannt und gesprochen.

Das Eulenspiegelbüchlein hatte in ihm das Feuer der Ruhmbegier angezündet, es brannte

nun, ohne den Ausweg zu wiſſen, den es nehmen ſollte.

Sodann wurde er gerufen, um beim Scharfmachen eines Mühlſteines behilflich zu ſein. Weil nun beim Losſchlagen mit dem ſcharfkantigen Hammer auf den Stein, die Splitter desſelben in Augen und Angeſicht fliegen, ſo hatte ſich Diogenes, um dieſem Uebelſtande abzuhelfen, aus Glasſcherben, die er in ein Leder einrahmte, welches um den Kopf zu binden war, eine Art Schutzbrillen verfertigt, und er war eben im Begriffe, den erſten Verſuch damit anzuſtellen. Die Sache machte ſich höchſt erſtaunlich vortheilhaft; aber der Müllermeiſter ging vorbei, und gab Diogenes in der Meinung, daß ſich dieſer einen unzeitigen Scherz mit ſolcher Maskerade erlaubt habe, einen derben Schlag ins Angeſicht, daß dem Knaben das Feuer aus den Augen herausſprühte.

Hier haben wir die Poeſie einer Ohrfeige. Wir können aber nicht umhin, auch die erbaulich phyſikaliſche Betrachtung beizufügen, daß das Auge, ſelbſt geſchloſſen und in Finſterniß ſein

eigen Licht gewahren könne; die Pupille bildet nämlich einen ſchwarzen runden Fleck, während ringsherum an der Iris die Lichtſtrahlen des Blitzes zucken. Wir verſichern, daß dieſes Experiment nicht wenigen Menſchen in ihrer zarten Jugend durch ſchlagende Beweiſe erhärtet wird, und daß die meiſten dieſen Funken, der nichts weniger als ein „Götterfunken aus Elyſium" iſt, geſehen oder vielmehr verſpürt haben. Manche Naturforſcher ſtellen zudem die Behauptung auf, im innern Pigment des Auges ſei Eiſen enthalten; wir haben gegen dieſen Satz nichts einzuwenden, hoffen aber, man werde aus Gefälligkeit unſere Behauptung ebenfalls gelten laſſen, daß nemlich um die Pupille auch Feuerſtein-Atome herumkreiſen, und daß die bei einem tüchtigen Schlag hervorſprühenden Funken durch die Reibung von Stahl und Stein hervorgebracht werden.

Der Knabe weinte eine Zeitlang, nahm aber bald darnach, wie ihm von ſeiner Ziehmutter befohlen war, eine Gießkanne, um auf den Krebſenfang auszugehen. Er ſtellte ſich in den Bach, und wußte mit vieler Liſt und Geſchicklichkeit die

Geharnischten zu packen, und ihren Zangenwaffen auszuweichen.

Das sind doch auch ganz komische Käuze diese Krebse, sie haben mit den Schneidern eine große Aehnlichkeit, — sie sitzen gleich diesen mit gekreuzten Beinen den ganzen Tag über in ihrer steinernen Stube, das Gesicht weislich gegen außen gekehrt, um zu sehen, was die Wasserstraße eben vorübertreibt, und ob sich da kein Geschäfte machen ließe, sie haben auch zwei Scheren an den Händen und zwei Nadeln an den Augen, als ob sie beständig einfädeln wollten, an ihren Schweifen lernten Waffenschmiede biegsame Panzer verfertigen. Wenn sie von einer unbarmherzigen Köchin gezwungen werden, in's warme Bad zu gehen, so beobachten sie ein eigenes Dekorum; sie säumen nicht, einen rothen Mantel umzuwerfen, schweigen aber dann, und sehen, wie Seneka, nachdem er sich auf Neros Befehl die Adern öffnen ließ, kaltblütig ihrem Tode entgegen, wohl kaltblütig, denn wenn ihr Blut einmal zu wallen anfängt, dann hören sie auf, vorwärts zu sehen und rückwärts zu gehen. Sie erneuern alljähr-

lich ihren Magen, und der neue muß dann den alten zermalmen und verdauen, ein Glück, — um das sie ein alter schwächlicher Gastronom beneiden könnte; sie ziehen ihre Scheren wie Glace-Handschuhe mit der Gewandtheit eines Stutzers aus, und haben starkes Gelüste nach Bier, das sie im Zustande der Gefangenschaft nährt und gesund erhält. Werden sie in einem Gefäße aufbewahrt, so tödtet sie das Leuchten des Blitzes, und nur ein Feuerstahl, beim Nahen eines Gewitters in ihre Versammlung gelegt, ist der Talisman, der sie vom Tode rettet. Das ist die Poesie der Krebse, sammt einem kleinen ökonomischen Auslaufer für zartsinnige Frauen, denen ihr Hauswesen am Herzen liegt, und die sich im Gebiete der Krebsologie noch keine Erfahrung gesammelt haben.

Nachdem der Krebsenfang glücklich worüber war, ging es zur Schule. Es wurde die edle Rechenkunst gepflogen, und zwar der ungeheuer interessante Theil derselben, nämlich die Kopfrechnerei. Wer je das Jahr über einige Male bei Prüfungen diese wunderlichen verwickelten

Künſte mit anhören darf, dem iſt es wahrlich nicht zu verargen, wenn Langweile und Verzweiflung in ihm einen Wunſch rege machen, kraft deſſen er vor Bangigkeit und Ungeduld aus der Haut fahren möchte. Und ſiehe da, die lieben Kleinen ſollen acht geben! Wir fordern eine Menge von ihnen, zu dem wir uns um alle Welt nicht verſtehen wollten. Diogenes hat mehr Phantaſie als Verſtand; es lag daher wenig in ſeinem Intereſſe, auf die Worte des Lehrers zu horchen, er ſah beim Fenſter hinaus, das Grab ſeines Vaters erweckte in ihm melancholiſche Träumereien, und als er einige nach einander geſtellte Fragen mit verbüfftem Geſichte angehört hatte, und es bei der Anhörung derſelben bewenden ließ, ſo nannte ihn der Lehrer einen dummen Eſel und unterfing ſich ſogar eine Hauptziehung zu machen. Diogenes wäre gern ausgewichen, aber der Lehrer hielt ihn an den Haaren feſt, und es fand kein Rücktritt Statt. Und das iſt die Poeſie der Kopfrechnerei und der Schopfbeutelei.

Sage noch einmal Einer, das Leben eines Landjungen habe keine Poeſie! — Es hat viel

mehr eine ſolche Menge dieſes geſuchten Artikels, daß ſo ein armer Junge oft vor lauter Poeſie des Guckucks werden möchte.

Woher mag es nun (eine Frage im Vorbeigehen) kommen, daß poetiſche Gemüther ſelten an der Mathematik — und mathematiſche Verſtände ſelten an der Poeſie ein Behagen finden? Das ſoll hier nicht erörtert werden, wir geben hier nur ein Gleichniß darüber aus dem Thierreiche. Die Ameiſe iſt Verehrerin der Mathematik; ſie geht in geraden Linien hin und her, iſt eine Feindin aller Umwege, geht lieber durch Sand als durch blumige Pfade, und ſucht berechnend das materielle Intereſſe. Nur unter der glühenden Sonne des ſüdlichen Amerika's wird ihre geſtockte Poeſie zum Fluthen gebracht, ſie trägt die kleinen glänzenden Hyalithe in ihrem Bau zuſammen, und kann die ſchimmernden Steinchen doch zu nichts anderm brauchen, als zum Schmuck ihrer Zelle. Der Schmetterling iſt frivoler Dichter, er flattert um alle Blumen und ſpielt den Naturbewunderer, das ganze Ergebniß ſeines poetiſchen Lebens iſt nichts anders,

als der Schmutz, den er auf zarte Blumen, sie verunstaltend, fallen läßt, und die Eier, die er zur Generation abscheulichen Ungeziefers in die Baumrinden legt. Ihm gleicht jene Gattung Poeten, die nichts anders können, als verderbliche Keime in jugendliche Herzen streuen, — welche dann zu eckelhaften Würmern werden und oft das Bäumchen in seiner Blüthe zernagen und zerfressen. Die Biene weiß beides zu vereinigen, sie gibt sich mit der Matheſis ab, so viel es nöthig ist, und bringt für andere ein Opfer mit ihrer Poesie. Sie fliegt summend in die Welt, um das Gute vom Markt des Lebens heimzutragen, und legt ihre Erfahrungen in dem süßen Buche der Honigwaben nieder, welche von der Ferne wie ein schön geschlichtetes Reimwerk aussehen, die schmackhaften Verse geradlinig einer unter den andern geschrieben. Die Grillen und Heuschrecken sind närrische Schreier, welche immer in den Tag hinein lärmen, ohne zu wissen, was sie verlangen; denn sie ziehen sich zurück und verstummen, wenn man ihnen mit der Frage, was sie eigentlich wollen, auf den Leib rückt.

Auf die Schule folgte die Musikstunde, es wurde gegeigt und gesungen. Hier war Diogenes schon mehr an seinem Platze, obwohl ihn der Lehrer nichts gelten lassen wollte. Pedanten stemmen sich überhaupt mit aller Feindschaft gegen das, was über den beschränkten Kreis ihres Lebens, Denkens und Könnens hinausgeht oder nur hinauszugehen droht. Diogenes spielte die Violine auf eine ganz eigene Manier, der träumerische Knabe wurde lebendig, wenn er den Bretersarg unter das Kinn quetschte, und die schlummernden Töne mit schöpferischer Gewalt auferstehen hieß. Der Lehrer hatte bei ihm mehr zu rügen, als bei den andern Schülern; denn die andern standen weit unter ihm. Diogenes, das fühlte er wohl, werde bald ober ihm stehen.

Der Schulmeister war übrigens ein guter alter Bursche, aber jene Leidenschaft, welche sich bei Kleinstädtern und Dorfbewohnern stets in einem höheren Grade vorfindet, erfaßte auch ihn, wir meinen die kleinlichste Eifersucht. Der Pfarrer hatte schon einige Male das Spiel des Knaben mit der Bemerkung gerühmt, daß in dem-

ſelben ein ausgezeichnetes Geigergenie verborgen ſei, und daß man den Jungen nicht genug zum Fleiße und zur Uebung aufmuntern könne. Der Lehrer hingegen hatte ſich in den Kopf geſetzt, der Junge verſtehe nichts von der Geigerei, und vernachläſſigte den Unterricht desſelben, ſo viel er konnte.

Diogenes hatte kein eigenes Inſtrument, es war ihm daher nicht möglich, ſich zu Hauſe zu üben. Des nämlichen Tages, von deſſen Vorgängen wir erſt geſprochen, ließ der Pfarrer den Jungen zu ſich rufen, legte ihm einige Stücke vor und befahl ihm, ſelbe prima vista herabzugeigen. Er that es wohl ohne Präciſion, machte ſich aber bei ſchwierigeren Partien, wo er einige Noten fallen ließ, ſelber ganze Takte zuſammen, und wickelte ſich ehrenvoll heraus. Man erkannte in dem ganzen Spiele offenbar mehr den Mangel an Uebung, als das Abgehen des Talentes. Der Pfarrer hatte den Tag früher, wo er von einer Amtsreiſe aus ſeiner Biſchofſtadt heimkehrte, des kleinen Geigers gedacht, und ihm eine Violine gekauft, welche er ihm jetzt mit dem

Befehle ſchenkte, daß er ſich fleißig üben ſolle. Diogenes hatte das Inſtrument kaum in Empfang genommen, als er dem Pfarrer dankbar die Hand küßte, und nach Hauſe flog. Sein Rennen glich dem einer dürren vom Sturme abgeriſſenen Diſtel, welche vom Winde getrieben, ſelten die Erde berührend, über ein herbſtliches Stoppelfeld hinfliegt. Er ſtolperte über einen Stein, der im Wege lag und ſtürzte; im Sturze aber fiel er nur mit Einer Hand und mit der Naſe auf die Erde, die Geige hielt er hoch in die Lüfte erhoben, und ließ ihr kein Leid geſchehen. Kaum nach Hauſe gekommen, reinigte er ſich im Mühlbache vom Blute, theilte ſeine Freude ſeiner Ziehmutter mit, und begab ſich dann, um recht ungeſtört zu ſein, in eine Holzhütte, dort ſetzte er ſich auf einen Block nieder und begann ſein Geſchenk genau zu unterſuchen. Da gab es nun ein Stimmen und ein Schraubendrehen, und herausnehmen, und ein in die Einſchnitte Hineinblaſen, und ein hundertmaliges Leſen der hineingeklebten Adreſſe: „Philipp Doppler, Geigenmacher zu St. Pölten

1828. Auch werden daſelbſt alle möglichen Geigen, Cythern und Guitarren reparirt.“ Dann wurde wieder der Geigenlack berochen, und es gab des ſüßen Duftes kein Ende; ferner wurden die wundervollen Einſchnitte und Zierathen in dem Sattel unterſucht, der Bogen ſtraffer geſpannt, behutſam mit Colophonium beſtrichen, und dann darauf los gegeigt, und das aufgeſpeicherte Holz gab einen ſüßeren Geruch als jemals, und ſelbſt die Schindeln, von der Nachmittagsſonne berührt, krachten liehlich und angenehm.

Dabo, der nicht ferne angekettet war, heulte mitunter, und bekundete damit ſein für Muſik empfängliches Gemüth, welches überhaupt vielen Hunden eigen iſt. Einen beſondern Eindruck ſcheint das Läuten von Kirchenglocken auf ſelbe zu machen, welche ſie bisweilen mit einem fürchterlichen Geheule accompagniren. Auch Dabo ſollte ſich mit Diogenes freuen. Er war ein großes Exemplar der größten Hundeausgaben, und lief nach ſeiner Befreiung von der Kette, die Hühner aufſcheuchend, ein paar Mal im Garten.

herum, bis er sich darnach, seinem Liebling und Befreier huldigend, mit aufgesperrtem Rachen zu Füßen legte. Manche Thiere sehen den Menschen so klug und so forschend an, daß man sagen möchte, sie ahnen die geistige Tiefe, die hinter dem klaren Spiegel des Menschenauges hinabreicht bis zum Abgrund der Seele, es befällt sie eine Unruhe, als fühlten sie es, daß sie vor der wunderaufschließenden Pforte eines Zauberreiches stehen.

Als sich Diogenes auf den Block gesetzt und wieder zu geigen anfangen wollte, setzte auch Dabo sich aufhorchend nebenan, zuckte mit seinen großen Ohren, zog bald die eine bald die andere seiner Vorderpfoten in die Höhe, und legte dann die rechte Pfote überaus zart und lieblich auf die Beine des Geigers, wühlte mit seiner Schnauze ihm zwischen Ellenbogen und Hüfte, und suchte mit aller Gewalt die Aufmerksamkeit des Geschmeichelten zu fesseln, und ihm ein Streicheln über den Kopf oder wenigstens ein Wort der Liebkosung abzuringen. Als der Hund seinen Aufmerksamkeits-Fesselungs-Versuchen gar kein

Ende machen wollte, ſagte der Knabe zu ihm: „Höre auf, Dabo, laß mich gehen, du biſt ein dummer Kerl, ich habe heute keine Zeit.“ Der Hund nahm dieſe Worte für eine Aufmunterung, ſprang auf Diogenes und gab ihm einen Kuß; nachdem er dafür mit dem Geigenbogen einen ſanften Schlag über die Ohren bekommen, entfernte er ſich, traurig das Gras beſchnüffelnd, als ob er etwas ſuchen wollte, und als ob ſeine Entfernung keineswegs ein Zwang, ſondern eine ganz freie Willensthat wäre.

Und hier haben wir nun auch eine Geigen- und Hundepoeſie, — als Finale in dem poetiſchen Lebenstage eines Landjungen.

Die Geige wurde Abends in eine Schublade gelegt, und Diogenes ſchlief ſelig ein. Aber ſie hatte ſich ſehr geirrt die gequälte Geige, wenn ſie der Meinung war, ſie könne nun die Nacht nach einem ſo mühevollen Tage in Ruhe zubringen. Als ein Mühljunge den andern zur Nachtwache aufweckte, da wurde auch Diogenes wach; es hatte ihm geträumt, eine Saite wäre geriſſen, alſogleich ſprang er auf, hielt das In-

ſtrument dem Stück Mondenſchein entgegen, welches beim Fenſterlein hereinquoll, und freute ſich, daß ſein Traum nicht wahr geweſen, dann ließ er das E noch mehr nach, als er es ſchon den Abend früher gethan, wiſchte den Mehlſtaub vom Rücken des geliebten Inſtrumentes, und ſetzte ſeinen Schlummer fort.

Es kam der merkwürdigſte Jahrestag für ganz Azzelbrunn, nemlich jener, an welchem das Kirchweihfeſt abgehalten wird. Zwei Muſikbanden hatten ſich zuſammengerottet. Nachmittags um drei Uhr ſollte der Tanz losgehen. Eine Partie verſammelte ſich in einem großen Wirthshauszimmer, die andere fand ſich unter einem mit lebendigen Sträuchern verſchlungenen Laubdache, einer ſogenannten Tanzhütte, ein. Die Schuljugend hatte ſich bei den Fenſtern des ärmlichen Ballſaales zuſammengedrängt, und die etwas älteren Schulmädchen träumten von den ſeligen Zeiten, wo auch ſie vom Wirbel der Töne und des Tanzes erfaßt durch die Reihen einer ſo hocherlauchten Geſellſchaft hinraſen werden. Diogenes war überhaupt mehr eine künſtleriſche, als eine

nach gemeinem Genusse strebende Natur; für ihn hatten nur die Musikbanden Interesse. Die Musikanten im Freien wählten zur musikalischen Emporbühne einen Leiterwagen, auf welchem sie der Reihe nach eng aneinder saßen; nur die zwei Violinspieler brauchten zu ihren grandiosen Geigenzügen einen etwas weiteren Spielraum. Der Baßgeiger saß herunten, und erfüllte seine Pflicht mit einem dem Rieseninstrumente angemessenen Phlegma; wer ihn von weitem sah, mußte sich der Meinung hingeben, er sehe Einen über die Geige wischen, um sie vom Staube zu reinigen. Hart neben dem Manne des Baßes stand Diogenes, und steckte sich für den Augenblick, seinen kindlichen Wünschen gemäß, ein sehr bescheidenes Lebensziel. Welch eine Freude, dachte er sich, es einmal so weit zu bringen, wie diese Geiger, den Hut mit bunten Bändern geschmückt, nichts arbeiten, von einem Kirchtag auf den andern ziehen, das ganze Land in Freiheit und Lust herumkommen, für Wein und Bier nichts zahlen zu dürfen, und immer von den Bauerburschen fetirt zu werden, frei zu sein von allen Haarrißen und

Ohrfeigen, außer, wenn man ſelber einen Rauf-handel anfängt, wo Einem aber dann auch ganz recht geſchieht; ha! was gäbe das für eine Fülle von Lebensgenuß und von Behaglichkeit!

Die Herrſchaft gehörte einem Großhändler aus Wien, der ſich eben für die Sommerſaiſon ſammt Familie auf dem vor Einem Jahre an-gekauften Schloſſe eingefunden und großherzig an der Freude ſeiner Unterthanen Theil nahm, indem er nach einem Spaziergange ein klein we-nig an der Tanzhütte verweilte. Man grüßte ihn, zerbrach ſchnell den Kreis, um dem kleinen Töchterchen, welches ungefähr im Diogeniſchen Alter ſein mochte, die Wunder und Herrlichkeiten des verſchlungenen Tanzes anſchaubar zu machen. Diogenes hielt ſich ziemlich in der Nähe der vornehmen Zuſchauer. Sein Plan, ein Orcheſter-mitglied auf dem Wagen zu werden, ſchien ihm jetzt auf einmal klein und elendiglich; denn, wenn auch, dachte er ſich, ſo ein Geiger unbezweifelt eine hohe Stellung einnimmt, ſo darf er doch um keine Herrſchaft ſein und mit keiner Herr-ſchaft reden; es wäre demnach bei weitem vor-

theilhafter, wenn man ein Bedienter werden könnte, mit goldenen Borden, blauem Fracke, rothem Beinkleide und weißen Strümpfen, und auch nichts zu thun hätte, als einen schönen Hut von dem Fräulein, oder ein Umhängetuch von der gnädigen Frau zu tragen.

Eine ländliche Festlichkeit ist geeignet, die Gemüther der Kleinen und der Großen in Allarm zu bringen, so zwar, daß die Tonschwingungen der angeschlagenen Saiten oft lange nachbeben. Diogenes, dem es noch nie eingefallen war, der Zukunft zu gedenken, machte heute einen Plan nach dem andern; sie bauten sich wie Kartenhäuser auf, und stürzten wie Kartenhäuser nieder. Ein Schuhmachergeselle und ein Kellner, beide aus Azzelbrunn gebürtig, waren vor drei Jahren nach Wien gegangen, um dort ihr Glück zu machen; freilich fiel dieß höchst ärmlich und bescheiden aus, die beiden jungen Männer beschlossen aber doch, sich in ihrer Heimath auf dem Höhepunkte aller nur möglichen Herrlichkeit sehen zu lassen, und wählten zu ihrem Besuche den besprochenen Festtag. Um das Schauspiel für

Götter, welches sie ihren Landsleuten geben wollten, recht öffentlich und anschaubar zu machen, mußte der Tisch, an welchem sie mit ihren frühern Freunden sich hinsetzten, in der Nähe der Tanzhütte, ins Freie, gestellt werden. Beide waren in schwarze Fräcke eingezwängt, aus tüchtigen Meerschaumköpfen pumpten sie den Tabacksqualm, und waren außerdem bemüht, den Zuhörern recht viel blauen Dunst vorzumachen. Die armen Schelme! An ihrem Gewande, und an ihrer heutigen Ueppigkeit mußten sie fast ein halbes Jahr im Schweiße ihres Angesichtes arbeiten und kämpfen mit Entbehrungen mancher Art, — aber was liegt daran? wenn man den Leuten nur weiß machen kann, daß es einem wohl geht, „wie zehntausend Säuen“ um mit Göthe zu reden; wenn man auch innerlich von seinem Elende und von seiner Bedauernswürdigkeit überzeugt ist, so gewährt es doch noch immer ein kleines Vergnügen, sich von Andern beneidet zu wissen. Wenn wir es so recht mit ganz klaren unbefangenen Augen sehen könnten, wie wir uns, jeder in seiner Art und Weise, recht eclatant lächerlich

zu machen ſuchen, wir würden uns nicht mehr getrauen, mit einem aufgeblaſenen und pathetiſchen Geſichte über die Gaſſe zu gehen, außer in einer großen Stadt, wo wir unbekannt ſind. Wir ahnen es gar nicht, wie immer eine Menge von Leuten hinter uns ſteht, die alle unſere Kartenblätter kennen, ehe wir ſie noch ausgeſpielt haben; der Feine findet noch immer einen noch Feineren, der ihn durchſchaut, und bisweilen der Bengel immer einen noch Bengelhafteren, der ihn mit Rohheit zu Boden ſchlägt.

Wahrhaftig, all unſer Handeln und Wandeln zeigt es zu deutlich, wie uns die Feindſeligkeit und der Haß gegen die Wahrheit gleichſam eingeimpft ſind; ſelbſt die Beſten unter uns, die es nie beabſichtigen, zu trügen oder zu ſchaden, haben eine ganze Maskengarderobe in Bereitſchaft, wenn ſie berufen ſind, im Verkehre mit der großen Welt zu ſtehen. Es mag dem Edelſten und Beſten oft geſchehen, daß er in der Todesſtunde des Tages, ehe er ſich zur Ruhe begibt und das Licht ausbläst, wie das Licht der Augen am Abend ſeines Lebens ausgeblaſen wird, — daß er dann

mit Beschämung und Wehmuth sich die Worte zurufen muß: „Hier habe ich geschwiegen, wo es an mir war, des Unterdrückten Recht zu vertheidigen, dort habe ich aus elender Menschenrücksicht der Wahrheit nicht energisch genug das Wort geredet, um nirgends anzustoßen und Niemand zu beleidigen u. s. w.“ Am Ende muß man sagen: „O Elend und kein Ende!“

Der Schustergeselle hatte seine Finger mit funkelnden Ringen geziert. Da weder Steine noch Metall glanzhältig waren, so mußte er, um den wahren Glanz herzustellen, bisweilen, wenn eben eine Kartenpartie zu Ende ging, unter dem Tisch seine Hände verbergen, und mit einem weiß bestäubten Tuchlappen über die Ringe hinfahren. All dieß kleinliche Mühen des Wollens und nicht Könnens schien Diogenes ganz in der Ordnung, und es kam ihm gar nicht in den Sinn, in einem solchen Benehmen etwas Lächerliches zu finden.

Der Ringebesitzer dünkte ihm und der andern Schuljugend, welche ihn umstand, ein ganz wunderbarer achtenswerther Mann, die Jungen versäumten es auch nicht, sobald es dem Schwarzen

einfiel einen Spaß zu machen, ein unterthänigst pflichtschuldiges Gelächter aufzuschlagen.

Der Geselle kam immer mehr zum Bewußtsein, daß er eben heute der Mann des Tages sei; er nahm die Jungen zum Zelte mit, unter welchem Lebzelten (Nürnbergerkuchen) verkauft wurden und kaufte ihnen dort kleine Reiter, Herzen, Scheiben und andere Kostbarkeiten.

Diogenes drehte diesen Tag, wie wir schon beobachtet, beständig das Kaleidoskop der Standeswahl vor seinen Augen herum; zuletzt dünkte ihm auch der Stand eines Schustergesellen kein übler zu sein, er hatte ja die Schwelgerei eines seiner Mitglieder gesehen, und die Großmuth desselben an sich selber erfahren. Es fing schon an etwas zu dämmern, und nun suchte der Knabe die Einsamkeit. Die Walzertöne aus der Ferne übten auf ihn einen eigenthümlichen Reiz, er schlenderte immer weiter und weiter, und kam bis in die Nähe des Schloßgartens; dort setzte er sich bei einem eisengegitterten Eingangsthore, welches aber geschlossen war, auf einen Stein, und betrachtete durch das Gitter aufmerksam den Wasserstrahl

eines Bassins, der mit einer goldenen Kugel spielend diese beständig in der Schwebe erhielt. Nicht lange dauerte es, so kam Marie, des gnädigen Herrn schon zuvor erwähntes Töchterlein einher, einen Blumenstrauß zerpflückend, sie schien nachsinnend, wie eine Alte, und war, nach philosophischer Redeweise, ganz aufgegangen in den Träumereien des Naturlebens. Kaum hatte sie den Knaben gesehen, als sie alle Blumenfragmente eilig aus den Händen warf, um mit diesem ein Gespräch anzuknüpfen. Der lebzeltene Reiter, welchen Diogenes in den Händen hielt, mußte als Anfangsbuchstabe der Unterhaltung dienen. „Laß mich einmal den Reiter sehen," sagte das Mädchen. Diogenes, selig darüber, daß ihn dieser Genius der Ansprache würdige, reichte bereitwilligst den Reiter durch die Gitterstäbe. Das Mädchen nahm denselben, riß ihm den Kopf ab, und warf den Verstümmelten beim Gitter hinaus. Diese beleidigende Handlungsweise mochte den kleinen Mann sehr verdrossen haben; er wagte nicht, seinen Unwillen darüber zu äußern, hob aber den Reiter auf und wischte

sich eine Thräne aus den Augen. „Schau," sagte er zur kleinen Unholdin, „ich habe dir gar nichts gethan, und warum hast du mir den Reiter zerrissen?" Diese einfachen Worte gingen ihr zu Herzen, ihre Augen waren sogleich mit Thränen überglast: „Ich habe es nicht so übel gemeint," erwiederte sie, „warte nur, warte, warte, aber ganz gewiß — ich werde dir etwas bringen." Sie flog davon, rekognoscirte in aller Eile einen Speisesschrank im Schlosse, und kehrte mit einer halben Torte wieder. „Sieh da," sagte sie nun selbe dem Jungen reichend, „nimm das, und sei ja nicht böse, aber hörst du, auch kein Wort darfst du sagen, daß ich es dir gegeben. Iß, iß, iß nur gleich da auf der Stelle, ich will zusehen, ob es dir schmeckt." Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, als die Stimme der Gouvernante aus einem Schloßflügel ertönte, welcher durch Bäume verborgen war. „Marie, Marie," erscholl es einigemale, und als sich Marie nicht meldete, kam hinterdrein ein französisches Donnerwetter, von welchem Diogenes natürlich kein Wörtchen verstand.

Als das Rufen immer stärker wurde, bequemte sich endlich die Kleine zu einer Antwort, wie erboßt rief sie ein paarmal hintereinander: „Schnehvöpah — Schnehvöpah!“

Diogenes, der die Worte hörte, ohne sie zu verstehen, meinte nichts anders, als ihre Bedeutung sei: „Gleich, gleich, ich werde gleich kommen,“ Ach Gott, dachte sich Diogenes, wie ist die Kleine so gehorsam; während dem sagte diese: „Ich muß jetzt gehen, die häßliche Gouvernante hat mich schon wieder gerufen, sonst wird sie mich selber suchen. Sage mir nur noch wie du heißt?“ — „Diogenes,“ entgegnete der Gefragte. — „Di-o-ge-nes? ei was ist das für ein garstiger Name, den kann ich mir gar nicht merken, ich dächte, du heißest Carl. Adieu, adieu, vielleicht kann ich dir morgen wieder etwas bringen!“ Und die Kleine tanzte davon, bald aber kehrte sie sich wieder um mit den Worten: „Doch morgen mußt du nimmer kommen, Papa und Mama gehen nach Wien, und ich muß auch mit. Sei nicht böse!“ Somit legte sie den Zeigefinger an das Näschen, und ging das zweite Mal trau-

riger und bedachten Schrittes fort. Diogenes hatte ihr noch eine Weile nachgesehen, das Musikgetöne aus der Ferne stimmte ihn fast wehmüthig, er kostete von der Torte, seinem Gaumen gingen bisher ungeahnte Genüsse auf, dann pfropfte er das Geschenk sammt dem Reiter in seinen Sonntagshut, und ging wieder in die Region des Jubels und Lärmens. Als er dort um die Laubenhalle der Tänzer einige Schulfreunde fand, konnte er nicht umhin, selbe zu Genossen seiner Freude zu machen, war aber dabei immer des gegebenen Versprechens der Verschwiegenheit eingedenk. Er gab ihnen zu kosten, aber nur so kleine Bischen, wie man sie einem leckeren Canarienvogel zwischen die Stäbe des Vogelbauers zwängt. Bald umstand den Bestgeber ein Schwarm von jungen genäschigen Menschenbienen, und als er den Hut entschlossen aufsetzte, mit dem Bedeuten, er habe schon genug ausgetheilt und wolle nichts mehr hergeben; da fragte ihn einer der jungen Männer: „Wo hast du den Prügelkrapfen*) hergekriegt?“ — „Das

*) Das Ideal alles Geschmackvollen und Leckeren ist in jener Gegend der sogenannte Prügelkrapfen,

wird dich wenig angehen," war die Erwiederung; „Er hat ihn irgendwo gestohlen," fielen nun mehrere Stimmen dazwischen.

Diese Beschuldigung weckte den jungen Diogenes aus seiner philosophischen Ruhe, er bestrafte einige seiner Verläumder mit schnell und präcise ausgeführten Faustschlägen. Somit war das Signal zu einem allgemeinen Kampfe gegeben. Einige standen ihm bei, die andern kämpften gegen ihn. Das Resultat des Kampfes war für Diogenes der Verlust seiner Torte und seines Reiters, ein zerquetschter Hut, eine bestaubte und zerrissene Jacke und ein blutiges Gesicht. In diesem Aufzuge kehrte er heim. Sein Ziehvater, der an diesem Tage gerade mit einer ausgezeichnet mürrischen Laune begabt gewesen, nahm den Jungen, als er ihn in so fatalem Zustande sah, ohne lange Gericht zu halten, und sich um die Ursache seiner Zerrissenheit zu erkundigen, beim

---

ein seltsam geformtes und bereitetes Backwerk. Einem weiblichen Individuum, welches ihn nicht bereiten kann, wird dort die Krone der Kochkunst nicht zuerkannt.

Kragen, und ſchlug ihn unbarmherzig. Hätte Diogenes zu jener Zeit den Don Carlos geleſen, er würde ohne Weiters nach ſtattgehabter Execution, in die an Poſa gerichteten Worte ausgebrochen ſein:

„Mein königliches Blut
Floß ſchändlich unter unbarmherz'gen Streichen,
Ich ſah auf dich, und weinte nicht!“

Er weinte auch nicht, der Grimm erſtickte ſeine Thränen. Es iſt bei Kindern ein bitterböſes Gefühl, das Gefühl erlittenen Unrechtes, es ſchneidet ihnen mehr als Erwachſenen in die Seele, und bringt oft Verſtocktheit und Härte als üble Früchte für die Zukunft. Der Knabe wollte eine Klage bei ſeiner Mutter anbringen, aber dieſe hatte nicht die Schläge geſehen, welche der Junge bekommen, er ſtand in ſeinem zerfetzten Gewande auch vor ihren Augen als ein Schuldiger da. Es fällt bei gemeinen Leuten häufig vor, daß ſie die Kinder nicht nach ihrer Schuld, ſondern nach dem Schaden, den ſie angerichtet, oder nach dem augenblicklichen Zorn, welchen ſie rege gemacht haben, beſtrafen. Statt

des gehofften Troſtes konnte er auch hier nur durch eilige Flucht dem Donnerwetter entkommen, welches ſich in der rächenden Fauſt ſeiner Ziehmutter zuſammengezogen. Nun war aber auch die Geduld des Jungen vollends gebrochen; ein Gedanke durchzuckte ihn, der ſollte ausgeführt werden, möge es gehen, wie es wolle. Er rannte auf das Wirthshaus los, der noble Schuſtergeſelle ſchwebte wie ein Genius vor ſeinen Augen. Ihn fand er noch am nemlichen Tiſche, freilich war der Genius in einem etwas abnormen Zuſtand, er hatte ſich in eine königliche Laune hineingetrunken, und fühlte den poetiſchen Drang in ſich, „Millionen zu umarmen und Einen Kuß zu geben der ganzen Welt.“ Diogenes trat vor ihn hin, und ſagte: „Sie — ich will nach Wien gehen, und ein Schuſter werden!“— „Recht Burſche, ganz recht,“ entgegnete der Angeredete, ſtammelnd, während ſein Geſicht eine wahre Gönnermiene umſpielte. „Was thäte die Welt, ſage ich, wenn keine Schuſter wären? Wer iſt feiner als ein Schuſter? Niemand! das macht das Speculiren und Simuliren den ganzen Tag; ſo oft

man beim Nähen den Draht rechts und links anzieht, kommen Einem neue Gedanken! Wer lieſt die Zeitung alle Tage? die Schuſter. Wer weiß Beſcheid in Krieg und Frieden? die Schuſter und alleweil die Schuſter. Die ganze Zunft ſoll leben hoch! Was meint Ihr Freunde, meint ihr, ich arbeite bei einem Stöhrer*), bei ſo einem Laufekerl? — Ha! mein Meiſter iſt ein Hausherr, der iſt noch einer von den alten feſten Meiſtern, ich bin erſter Geſelle. — Da ſind Adreſſen, werden auch in die Damenſchuhe hineingepappt; wer mich in Wien beſuchen will, der kann mich finden, und wer nicht will, der ſolls bleiben laſſen! Da haſt du auch eine Adreſſe, Burſche! — mit dieſem Zettel kannſt du den Meiſter finden; er braucht gerade einen braven Jungen, der ihm täglich das Mittagseſſen in ſein Verkaufsgewölbe in die Stadt trägt, denn wir wohnen herauſſen, Vorſtadt St. Ulrich. — Kannſt allerhand lernen

*) Stöhrer iſt das, was man anderwärts in Deutſchland einen Bönhaſen nennt, d. h. einen, der in irgend einem Handwerk unbefugt und ohne Meiſter zu ſein, auf eigene Fauſt arbeitet.

bei uns, allerhand. — Ein Geſelle iſt ein Ungar, der zweite ein Böhme, der dritte ein Berliner, und der vierte bin — ei, was ich doch zuſammenrede, — ich bin der Erſte, und die Andern, nun die Andern — das ſind die Andern. Kerl! da kannſt du böhmiſch lernen, kannſt ungariſch lernen, — merk dir das, der Böhme lacht dich aus, wenn du was gefehlt ſagſt, der Ungar aber macht ein Geſicht wie immer, gar kein Unterſchied nicht, alleweil gleich, und niemals nicht keine Veränderung, er thut einem nur in den Schuh helfen und ausbeſſern. Kannſt auch berliniſch lernen, das iſt noch das leichteſte von allen, es klingt faſt wie Deutſch, und wer aufpaßt, kann gleich im Anfang recht viel davon verſtehen. Der Berliner iſt ein feiner Kerl, aber grob, wenn er anfängt, und gleich wiederum gut, — nie keine Feindſchaft. — Ich wollte er wäre da, — o, ich ſag euch, Freunde ſag ich, wenn er da wäre, der hätte jetzt einen Millionfetzen (Rauſch), das iſt bei ihm Sonntag und Montag, nie ohne dieſes, allemal derjenige, welcher, aber das verſteht ihr nicht!"

In dieſer Weiſe perorirte der Schuſter noch

eine Zeit lang, des Knaben Augen hingen an seinen Lippen, als ob Worte des Lebens von ihnen träufelten, die Adresse hatte er sorgsam wie eine Tausenderbanknote verborgen, Sein Entschluß war gereift. Er ging nach Hause und schrieb folgenden Brief an seine Mutter:

„Liebe Mutter!

Ich danke Ihnen für alles recht schön. Ich gehe nach Wien und werde ein Schuster. Des Barten Lorenz ist auch einer, er hat gestern eine Menge erzählt, wie es ihm gut geht, ich habe zu Hause zu viel Schläge gekriegt und habe nichts gethan. Dem Herrn Pfarrer lasse ich mich recht schön für die Geige und für alles Gute miteinander bedanken. Die Geige nehme ich mit. Der Herr Lehrer hat mir auch recht oft den Schopf gebeutelt, ich weiß nicht warum und wegen was. Unser Herrgott wird mir schon helfen, ich mag mich nicht wegen allerhand Sachen sekiren lassen und allerhand Titulaturen anhören von diesen Schnipferbuben in der Schule. Ich habe einen Gulden aus meiner Sparpixen genommen. Sonst weiß ich nichts mehr."

Den Brief steckte er in die Fugen einer Mehlkammer, welche gewöhnlich zwischen 7 und 8 Uhr Morgens von seiner Mutter geöffnet wurde. Er schlich sich schon um drei Uhr aus dem Hause, ein Stück Räucherfleisch in der einen und eine Keule Brod in der andern Tasche, und Furcht auf der einen und Hoffnung auf der andern Seite seines Herzens. Dabo, der seine Wachrunde im Hofe hielt, wurde gerufen: „Lebe wohl," sagte der kleine Pilger zu ihm, „lebe wohl du guter Kerl — wer weiß, wann wir uns wieder sehen!" Der Hund war sehr freundlich und ging mit bis zum Thore; mochte sein, daß er den Schinken gerochen und sein Theil davon haben wollte — der Knabe meinte, es wäre aus Anhänglichkeit und Treue.

Als die Klinke des Pförtleins einschnappte, gab es dem Jungen einen Stich durch das Herz; er hatte den Schauplatz der wenigen Jugendfreuden und der vielen bittern Erfahrungen hinter sich, und eine Welt voll Ungewißheit vor sich. Als er am Friedhofe vorüber kam, sah er auf das Grab seines verstorbenen Wohlthäters, der

ihm Vater war, er fürchtete sich, als ob er ein Unrecht beginge, daß er so wie ein Holländer auf und davon gehe, dann betete er für den Verstorbenen ein Vaterunser, und Thränen quollen ihm über das Antlitz. Als er an der Schulstube vorüber kam, warf er einen Blick auf seinen Platz, griff durch das offene Fenster nach dem Katechismus und Evangelienbuche, seinem Eigenthum, und beschloß Beides mitzunehmen. Auch die Violine hatte er nicht vergessen, er trug sie behutsam unter dem Arme. Es war ihm, als ob eine Stimme riefe: „Gehe zurück" — und eine andere: „Gehe nur vorwärts!" Nur fort, fort, dachte er sich, unser Herrgott wird mich doch nicht strafen, ich habe nichts Böses im Sinne, und zu Hause ist es nicht mehr auszuhalten, ich will ja kein schlechter Lumpe werden, ich will recht brav bleiben, daß aus mir was Rechtes wird, und wenn es auch nichts anders ist als ein Schuster — nun in Gottes Namen! — Er sah bald Wagen mit Glas, von deren Führleuten er in Erfahrung gebracht, daß sie nach Wien bestimmt seien. Geht es auch

langsam, dachte er sich, ich werde ihnen von Weitem nachgehen, um mich nicht zu verirren. Er folgte ihnen auch, nachdem sie ein paarmal angehalten, rüstigen Schrittes bis Mittag, sein Staunen war groß, als er von der Anhöhe bei Hohenstein die Donauflächen und die Berge sammt dem Städtchen Krems erblickte. Er wagte es fast nicht das Thor zu betreten, seine leitenden Glaswagengestirne machten Halt in der Vorstadt Eselstein. Als er durch die Kremsercity, die sogenannte Landstraße ging, gefiel es ihm über die Maßen, daß es hier gar so großstädtisch zugehe, daß etwelche Leute an ihm vorüber gingen, ohne sich um ihn zu kümmern; er meinte sogar, es könne Wien auch nicht viel größer sein. Er ging in die untere Stube eines Einkehrwirthshauses und ließ sich eine Fleischbrühe geben. Nachdem er sie getrunken und bezahlt, betrachtete er die Reisewagen, welche im Hofe standen, und sah an dem einen derselben den Kutscher der Herrschaft von Azzelbrunn, der im Sitzkästchen etwas suchte. Ei, dachte er sich, da ist gewiß der gnädige Herr und die gnädige Frau, und

Marie, welche mir gestern die Torte gab. Der Kutscher kannte den Jungen nicht, denn Diogenes war zu Azzelbrunn eine unbedeutende Person, aber der Herrschaftskutscher hatte sein gutes Theil Renomee. Marie sah von einem Fenster des Speisezimmers hinab und bemerkte Diogenes. Sie machte sich Luft, und kam über die Treppe, um mit [redacted] zu sprechen. „Was machst du hier — wie bist du hergefahren? es ist recht weit.“ — „Ich bin um drei Uhr fortgegangen, und gehe nach Wien!“ — „Was wirst du in Wien machen?“ — „Ein Schuster will ich werden?“ — „Ein Schuster. Pfui Teixel, das mußt du nicht werden; wenn mich nur Fräulein Rosalie nicht gehört hat, bei ihr darf ich nicht „Pfui Teixel“ sagen, und ich soll auch mit keinem Menschen reden, siehe doch, ob sie bei einem Fenster herabschaut, und sage mir's. Aber ein Schuster mußt du nicht werden, der unsrige ist ein alter Mann mit schmutzigen Papierstreifen, ich muß immer lachen, wenn ich ihn sehe, er sagt zu Mama immer, ich sei ein kleiner Engel, und zu mir sagt er: „Gnädiges Fräulein!“ Und du

bist noch so klein und schon ein Schuster, schäme dich! ist es deinem Vater recht, daß du fortgehst?" — Diogenes seufzte, und sprach: „Mein Vater ist gestorben, und nachher ist ein anderer gekommen, der prügelt mich immer, und die Buben sekiren mich, daß ich keinen Vater habe, und geben mir allerhand abscheuliche Namen — aber jetzt ist alles aus!" — „Hast du schon [redacted] zu Mittag gegessen?" — „Ja, eine Suppe und ein Stück Brot!" — „Wart, wart nur eine kleine Weile, vielleicht kann ich dir etwas bringen." Und Marie flog in das Speisezimmer und bat um etwas für einen armen Knaben. Sie hatte noch einen Kampf mit ihrer Mutter zu bestehen, welche wollte, der Bediente solle den Teller hinabtragen; endlich wurde ihr gewährt, und sie schüttete Fleischstücke, Kapaunenglieder u. s. w. in den aufgehaltenen Hut ihres Freundes und Schützlings. Diogenes küßte ihr die Hand, und weinte, das gefiel der jungen Dame sehr und sie sprach zu ihm: „Wenn du nach Wien kommst, so besuche mich, aber das ist dumm, sie lassen dich nicht hinein!" Während dem erscholl es von

oben: „Marie, Marie, wo bist du!“ Und Marie flog ohne Gruß davon. Diogenes eilte fort; denn auch die Glasfuhrleute, dachte er sich, werden bald abgefüttert haben, und ich darf sie nicht aus den Augen verlieren. Und er machte sich mit der Geige auf den Weg, und es summte ihm immer noch in den Ohren: „Pfui Teixel, ein Schuster mußt du nicht werden!“ — Aber was soll ich anders werden? fragte er sich wieder selbst; ich habe keinen andern Zettel, ich muß, ich muß! Wenn ich nur wüßte, was ich sagen soll, wenn ich zum Meister komme, und wenn ich nur wüßte, was der Meister zu mir sagen wird!

III.

Wie Diogenes nach Wien kommt, und mit Herrn Raſpelmayer bekannt wird. Was Raſpelmayer für ein Gewerbe treibt, und was er außerdem noch für ein Künſtler iſt.

„Viel ſchier kam ein Spielmann,
Mit ſeiner Geige hob er an.“
Werner, der Gärtner.
(Oeſterreichiſcher Dichter aus dem 14. Jahrhundert.)

Diogenes ging den Fuhrleuten nach; ſie kamen gegen Abend in das Dorf Goldgeben. Er bat um eine Liegerſtätte im Stalle, und ſie wurde ihm gewährt. Vor dem vollen Einbruch der Nacht ſetzte er ſich an dem Gaſthausthore ermüdet auf einen Balken, und ſah den Gänſen und Enten zu, wie ſie badeten, untertauchten, und alten Gecken gleich immer an ihrem Jabot*) herumzumpften, alles gerade ſo wie zu Azzelbrunn,

*) Vielleicht wurde aus einem ähnlichen Grunde das Wort Jabot (Vogelbruſt) auch in der Bedeutung: „zierliches Vorhemd“ genommen.

als ob sie es den dortigen Gänsen und Enten abgelernt hätten. Darin lag für Diogenes eben das Wunderbarste, daß viele Erscheinungen auf seiner Reise mit den zu Azzelbrunn erlebten vollkommen gleich waren. Er meinte Anfangs, es müsse über den Azzelbrunnerbergen Alles so ganz anders sein. Dann kaufte er sich Brod und zehrte an dem geschenkten Fleische, und es fing ihm an recht Angst und bange zu werden. Niemand war da, mit dem er hätte reden, dem er seine Noth hätte klagen können, es war so schauerlich stille — und er war das Klappern der Mühlräder schon so sehr gewohnt, daß es ihm fast nicht möglich wurde, ohne dasselbe einzuschlafen. Er betete nach Gewohnheit sein Abendgebet, und nie des ganzen Tages über waren die Vorwürfe, die er sich über sein Davonlaufen machte, so bitter, wie eben jetzt. Er blätterte im Evangelienbuche, und fand darin einige Blätter, in welchen er vom Pfarrer diktirte Merkreime über die Sonntagsevangelien aufgeschrieben hatte. Neuer Trost kam in sein Herz, als er die Worte las:

„Der in der Luft die Vögel nährt
Und Lilien auch darneben,
Wird jedem das, was er begehrt,
Und was ihm noth thut, geben,

Wenn wir nur der Gerechtigkeit
Und seines Reiches denken,
So wird er uns zur rechten Zeit
Auch Trank und Speise schenken."

Zu seinem größten Herzeleid gewahrte er nun erst unter den aus der Schule mitgenommenen Büchern ein fremdes, das er in der Eile mit erwischte, es war ein kleiner Band mit biblischen Erzählungen. Auf dem Schreibpapier vor dem Titel stand der Name der Eigenthümerin: „Thekla Zechmeisterin," und unter demselben die alten wunderbaren Verse:

„Dieses Büchlein ist mir lieb;
Wer mir's stiehlt, der ist ein Dieb;
Wer mir's aber wieder bringt,
Ist ein Engel, Gottes Kind."

Diese Entdeckung machte Diogenes noch betrübter, als er schon war. Er sagte bei sich: „Was wird sich die gute Zechmeister Thekel von

mir denken? Sie wird mich für einen Dieb halten. Aber ich will das Buch recht gut aufbewahren, vielleicht kann ich es ihr einmal wiedergeben!"

Aus demselben Gasthofe fuhr kommenden Morgens eine Carrosse nach Wien, an deren Hintertheil der junge Speculativus ein Aufsteigeisen sammt einem Bedientenbrettlein gewahrte. Er machte diese Entdeckung am frühen Morgen, und beschloß sie zu benützen. Kaum war der Wagen einige Schritte vom Gasthause entfernt, als Diogenes mit der Geige auf dem Brete saß, und sich herzlich über den trüben Tag erfreute. „O wenn es nur so bliebe, ohne aber dabei zu regnen, dann kann ich immer hier sitzen bleiben; wenn aber die Sonne kommt, so wird der Kutscher das Mandel (den Schatten) sehen, und wird mich herabjagen!" Das wünschte sich Diogenes, und sein Wunsch wurde erfüllt. Wären seine Gebeine nicht mit so zähen Bändern aneinandergefügt gewesen, so hätte ihn das ewige Stoßen ganz und gar zerrüttelt, und er würde ein Stück um das andere verloren haben. So

oft der Wagen Halt machte, mußte er schnell und geschicklich seinen Posten verlassen, und wenn dieser wieder weiter ging, ihn eben so einnehmen, um nicht gesehen zu werden.

Es war ihm, als ob er schon in die hundert Meilen von seiner Heimat entfernt wäre. Den Thurm von Stockerau, der ein Paar Stunden weit in das flache Land hineinschaut, hielt er für den renomirten Stephansthurm, und als er den wahren Stephansthurm in den Tabor-Auen von ferne ansichtig wurde, dachte er sich: „Das ist gewiß auch wieder der rechte nicht!“ Vor der Linie wagte er es nicht mehr länger auf dem Brete zu bleiben; er sprang herab und ging zu Fuße hinein. Das Wagengetümmel der Leopoldstadt machte ihm den Kopf ganz wirre. Er hatte die Augen vollauf anzustrengen, um nicht mit sammt der Geige in irgend einem Conflikte zerquetscht zu werden.

Im Vorbeigehen hörte er aus dem Hofraume eines Hauses Geigentöne. Er ging ihnen nach und stand bald vor einem Manne in den Fünfzigen, der, an eine Brunnenröhre angelehnt, alte

Walzer herabſäbelte. Den accompagnirenden Baß brummte er aus den Zähnen heraus; der Hut, den er mit der Oeffnung gegen den Himmel, als Opferaltar, der Wohlthätigkeit hingeſtellt hatte, bezeugte, daß er kein Dilettant, ſondern ein wirklicher Künſtler ſei; denn es iſt bei dieſer Zeit eine der größten Künſte, von der Kunſt zu leben.

Der Mann wickelte mit einer erſtaunenswerthen Geläufigkeit ſein Walzergeſpinnſt herab; Diogenes ſtand wie niedergedonnert. „Ei," ſagte er bei ſich ſelbſt, „das muß einer der erſten Geiger Wiens ſein, wenn ich es nur auch ſo könnte; ſeit ich da bin, hat er ſchon fünf Kreuzer bekommen. Das muß ein reicher Mann werden, wenn er überall ſo viel kriegt, und was wird ihm erſt einer geben, der ſich aus der Schenke nach Hauſe geigen läßt? Was iſt das für ein ſchönes Leben, den ganzen Tag geigen und nichts arbeiten!" Nachdem Diogenes eine gute Weile unverwandten Geſichtes der Arbeit des Geigers zugeſehen, hörte dieſer auf einmal mitten im Zuge auf, und ſtieß mit dem Geſichte gegen den

Knaben gekehrt, der in seiner nächsten Nähe stand, folgende sonderbaren Laute hervor: „Pum, pum, pum, trrrr tschh!“ Diogenes wußte nicht, was diese Interjectionen zu bedeuten haben. Der ans Originelle streifende Geiger unterließ es nicht, sie gleich darnach ins Deutsche zu übersetzen: „Was schaust du denn, du Esel du, du — du Schöps du, du — hast du noch keinen alten Mann geigen sehen?“ — Diese derben Worte waren mit einer so komischen Miene hervorgebracht, daß Diogenes sich ermuthigt fühlte, dem Geiger folgende Replik ins Gesicht zu werfen: „Was fahrt mich denn der Herr so an? Weiß der Herr nicht, daß die Katze den Bischof anschauen kann? Habe ich dem Herrn was herabgebissen?“ Darauf der Alte lächelnd: „Ps ps — prrr — kleine Mannschaft, hitzige Mannschaft, saubere Qualität, kecker Zahn, sieht aus wie ein Landbube, und ist keck wie ein Stramanzer aus dem Liechtenthal*)! He he! bist auch

*) Eine Vorstadt, in welcher eine große Anzahl der sogenannten Stramanzer wohnt. Ihr Nahrungszweig ist Beinsammeln für Lichtzieher, oder ähn-

von der Kunſt, fangſt ſchon frühzeitig an! Gehſt von einem Haus in das andere. Dein Rothgeiglein iſt voll Staub!“ — „Ich weiß nicht, was der Herr haben will,“ erwiederte Diogenes, „ich bin ein armer Bub vom Land, aber des Herrn ſeine Geigerei hat mir aus Ernſt recht gefallen, und darum war es dumm, daß mich der Herr ausgegreint hat!“

„He? Gefallen hat dir meine Geigerei, gefallen? Glaub' dir's gerne, hat ſchon gar Vielen gefallen, aber jetzt iſt eine andere Mode. Weißt du das, was eine Mode iſt? Beſſer, du weißt es nicht; wenn man alt wird und kein gutes Gewand mehr hat, da wollen einen dieſe Hallunken von Direktoren nicht mehr zum Prim hinſtehen laſſen. Mit ihrer neuen verfluchten Geigerei! Sind das Walzer? Das iſt Gequicke, ſchändliche Kratzerei! Nichts anderes. Die Muſikanten können nichts mehr, und die Leute verſtehen nichts mehr, ſonſt müßten ſie die ganze

---

liche Beſchäftigungen, bei denen man des Herumſchlenderns pflegen kann.

Orchesterbablatschen*) in die Luft sprengen! Aber nur Alles nobel, nobel, nobel. Ich bin auch nicht immer in den Häusern herumgegangen, ich habe bessere Zeiten gekannt; aber was rede ich da zusammen, Alles umsonst, lauter blinde Schüsse; die kleine Mannschaft versteht das nicht, viel zu wenig Erfahrung! Bist vom Lande, he? Schon lange hier?" — „Nein, ich bin gerade gekommen."

Der Alte hatte dem Knaben wohlgefallen, und er erzählte ihm in kurzen Umrissen seine ganze Biographie. Nachdem sie vollendet war, mußte Diogenes sich auf der Geige produciren. Die Prüfung war zur Zufriedenheit des Alten ausgefallen; nach seiner Ansicht hatte der Knabe ein großes Talent. Er verlangte die Adresse zum Schuster, die ihm Diogenes im früheren Gespräche gezeigt. Kaum hatte sie der Alte in Händen, als er sie zerriß und in alle Winde streute.

„He! was treibt denn der Herr? Das ist schlecht, recht schlecht, daß mir der Herr meinen

*) Gerüste.

Zettel zerriſſen hat. Ich weiß ihn auswendig, aber nun wird mich der Schuſter nicht aufnehmen, wenn ich ihm das gedruckte Zeugniß nicht vorhalten kann."

„Schuſter hin, Schuſter her! Wozu haſt du denn die Geige? Meinſt du, der Schuſter wird dich geigen laſſen? Der wird dich höchſtens ſelber geigen! (Hierbei machte der Alte die Pantomime des Ziehens bei den Haaren.) Du ſollſt mein Schüler werden. Ich wollte ſchon lange einen Compagnon haben; du biſt mir gerade recht! Zu deinem Schuſter kannſt du immer noch hingehen, wenn es dir gefällt. Mache zuerſt den Verſuch bei mir; du ſollſt es auch nicht ſchlecht haben! Haſt du Hunger, haſt du Durſt, komm mit mir!"

Der Knabe wurde mit dem Alten bald handeleins. Es war ihm zu Muthe, als ob ihm ein Premierminiſter ſeine Protection verſprochen hätte; zudem dünkte ihm in ſeiner Weiſe das muſikaliſche Leben viel poetiſcher als das handwerkliche, und ſomit wanderten nun die Beiden ſelbander.

Diogenes ſtaunte über die Generoſität des

Alten, welcher ihm Braten und Bier aufstellen ließ. Er selber genoß wenig, hielt sich aber mehr an's Trinken. „Siehst du Bube," sprach er, „für mich ist der Schecher*) nichts; ich muß einen Carlos**) haben, wenn ich gut aufgelegt sein will. Auf den Kinkus***) halt ich nicht viel, höchstens beim Schlafengehen! o! das macht einen guten Magenbeschluß. Hast du je schon Guitarre gespielt?" — „Nein." — „Nun, macht nichts, ich werde dich heute noch ein wenig das Aushalten†) lehren. Du mußt dann mit mir gehen und aushalten, bis ich dich auf einen fermen Sekund einexercirt habe! Laß dich einmal hören, winsle††) mir ein wenig vor, ich möchte mich gerne nochmal recht überzeugen, was du im Stande bist. Ich habe mir bisher den Sekund mit einem zusammengelegten Kartenpapier selber gebrummt; das geht gerade wie ein Fagot. Aber

*) Bier.

**) Wein.

***) Branntwein.

†) Accompagniren.

††) geige.

mein Blasebalg hält es nimmer lang aus! Geige nun mit mir und halte aus."

Diogenes stimmte das Geiglein mit Geschick, und raspelte hierauf in Gesellschaft mit dem Alten einen sogenannten Landler herab, wie er solche schon zu Azzelbrunn einstudirt hatte. Der Alte war sehr zufrieden. „Nu," sprach er, „nu, wird schon werden mit der Zeit, 's ist noch kein Gelehrter auf einmal vom Himmel herabgefallen, und gute Sache will seine Zeit!" — Auf diese Weise griff der Alte häufig in den bekannten Schnappsack Sancho Pansas, der von volksthümlichen Redeweisen und Sprüchwörtern strotzt.

Nachdem beide den Imbis zu sich genommen, gingen sie noch in ein paar Häuser. Diogenes hatte Gelegenheit, über die Unerschöpflichkeit des Alten, der, ohne sich zu wiederholen, in die hundert verschiedene Walzer, einen nach dem andern, herabspielte, zu staunen. Er hatte vollauf zu thun, um beim Aushalten nur schnell genug von einer Tonart in die andere überzugehen.

Während dem rückte der Abend heran, und es dünkte dem Alten Zeit zum Nachhausegehen.

Diogenes dankte in seinem Herzen Gott, daß er doch Jemand gefunden, der sich seiner freundschaftlich annahm; es lebte in ihm eine gewisse Zuneigung zum alten Geiger auf. Dieser mußte noch einige Einkäufe besorgen, welches im Vorbeigehen geschah, und es wurde der Wohnung des Alten zugesteuert, welche in der Vorstadt Neustift gelegen war. Sie gingen fast eine Stunde lang; der Knabe, der heute schon einen so weiten Marsch gemacht, war zum Umsinken müde geworden.

„Nun, jetzt werden wir gar nicht mehr weit haben, mein Lieber!“ sagte der Alte. „Warte nur noch einen kleinen Augenblick; ich habe einen Gang in die Gifthütte*),“ und somit war der Alte in einer Schenke verschwunden. Diogenes war begierig, was denn das Wort Gifthütte eigentlich zu bedeuten habe. Er steckte die Nase bei der offenen Thüre hinein, und ein Fuselgeruch quoll ihm entgegen. Er betrachtete das wundervolle Gemälde am Eingange, welches

*) Branntweinhaus.

zugleich als Schild diente. Beim Scheine der gegenüberstehenden Straßenlaterne sah er in der bildlichen Darstellung einen Tisch, um welchen gut angezogene Männer, unter ihnen auch ein Grenadier und eine Dame saß. Als er den Blick in das Innere des Fuselheiligthumes warf, dachte er bei sich selbst: „Siehe, die da drinnen sitzen, die sehen alle so verlumpt und zerrissen und armselig aus," und dem jungen Beobachter war somit der grelle Abstand des Bildes heraußen von der Wirklichkeit drinnen aufgefallen.

Er freute sich selber über seinen unendlichen Scharfsinn, und ermangelte nicht, dem heraustretenden Geiger seine geistreichen Beobachtungen mitzutheilen. — „Ach du mein, ach du mein," sagte der Alte hierauf, „was wirst du noch alles in der Welt sehen, auswendig hui, inwendig pfui! Wie soll ein Kinkusbruder *) zu einem guten Gewand kommen? Merke dir das: der Kinkus ist etwas Abscheuliches; ich gebrauche ihn nur als Schlaftrunk. Aber so für gewöhnlich

*) Branntweintrinker.

möcht' ich ihn um Alles in der Welt nicht trinken, um Alles in der Welt nicht! Hörst du, Knabe, ich sage dir, hüte dich vor dem Kinkus!"

Während Diogenes im Stillen darüber nachdachte, was dieser alte Kautz für ein moralisches Gefäß sei, ewig von Sittenlehren übersprudelnd — waren beide in ein finsteres altes Haus mit einem engen langen Hof eingetreten. Sie gingen weit rückwärts, und kletterten eine sehr steile hölzerne Treppe hinan. — „So, so, so, mein Junge, da sind wir nun zu Hause," sagte der Alte. — „Es ist hier gerade so," meinte Diogenes, „wie bei unserer Mehlkammer zu Azzelbrunn; da haben wir akkurat solch eine hölzerne Stiege."

„Ja, ja, ja," sagte der Alte, „ganz recht." Dabei dachte er sich: „Der Kleine hat noch zu wenig Weltanschauung, daß er es ahnete, wie es noch einige Millionen solcher hölzerner Treppen geben könne, welche akkurat so aussehen, wie die Mehlkammertreppe zu Azzelbrunn.

Oben war eine Vorhalle, einen kleinen Schritt im Quadrate haltend, welche zu zwei

Logis führte, zu dem des Geigers auf der einen, und auf der andern Seite zu dem einer alten Frau, welche mit ihren beiden Töchtern sich vom Nähen ernährte. Die Alte, welche ungewöhnlicher Weise Stimmen auf der Treppe vernommen, kam mit einem Lichte heraus. „Guten Abend, Frau Huberin, schön, daß Sie kommen, schön, können gleich so gut sein und mir das Licht anzünden!“ — „Wen bringen Sie denn mit, Herr Raspelmayer?“ fragte die Frau; — „Einen Jungen vom Lande,“ sagte der Geiger, „den Sohn eines Vetters. Er ist mir zugeschickt worden, daß ich ihn das Geigen lehre.“ — „So, so,“ meinte Frau Huber. Als sie das Licht angezündet, bemerkte sie ein in Papier gewickeltes Fläschchen, welches der Alte in der Hand hielt. „Was haben Sie denn da Schönes mitgebracht, Herr Raspelmayer?“ — „Tinte, Tinte, Frau Huberin, pure Tinte zum Notenschreiben.“ Die alte Frau schien aufgelegt ein wenig Zwiesprache zu pflegen, aber Herr Raspelmayer gab ihr sehr wenig Audienz; sie entfernte sich endlich und wünschte gute Nacht.

Für den Geiger gab es heute noch eine Unzahl Geschäfte. Zuerst zog er eine Wurst und ein Brod aus der Tasche, und legte es auf das Tischlein, mit der Weisung, Diogenes solle es verzehren. Dann gab er ihm einen Krug mit dem Auftrag, er solle sich Wasser besorgen. Ferner stieg er auf einer höchst halsbrecherischen Leiter auf den Dachboden, und brachte eine alte bestaubte, aus dem Leim gegangene Guitarre herab, an welcher, zum Andenken, daß einmal darauf gespielt worden, noch Eine drahtüberspannene Saite aufgezogen war. Endlich entfernte er sich, um von einem Schreiner, der im nemlichen Hause wohnte, eine Leimpfanne und hölzerne Haltschrauben zu borgen.

Während dem hatte Diogenes Zeit, das winzige Kämmerlein zu betrachten, in welchem er mit dem Alten wohnen sollte. Ein kleiner eiserner Ofen stand in der Mitte des Zimmers; die Röhre war, zur Abwehrung des Rauches, so mit Lehmringen überkleistert, daß sie viele Aehnlichkeit mit einer Weinpreßschraube hatte. — Dieser Ofen gab dem Alten zuweilen Anlaß zu

einer Rede über Oefen überhaupt, und da machte er gewöhnlich die scharfsinnige Bemerkung, welche wohl noch keinem unserer Leser zu Ohren gekommen sein dürfte, daß eiserne Oefen geschwind warm machen, daß aber die Wärme auch eben so schnell verfliege, und daß im Gegensatze irdene Oefen wohl lange brauchen, bis sie Wärme geben, daß diese Wärme aber auch Bestand habe. — Ein ärmliches Bett stand in einem Winkel, ein großer Tintentopf am Fenster, ein strohgeflochtener Sessel am Tischchen; fast den halben Raum des Zimmers nahm ein Riesenkasten ein, geziert mit gewundenen Säulen, welche in der architektonischen Sprache Bauernsäulen genannt werden, und die sich ihrer Gestaltung nach jeder gesetzmäßigen, approbirten Säulenordnung entrungen haben. Oben ragte ein mächtiges Gesims hervor, und die Thürflügel hatten eine Aehnlichkeit mit den Thoren der Stadt Gaza, denn auch sie bedurften einen Simson, wenn sie hätten beide auf einmal davon getragen werden müssen. Der Alte, dem eine Menge Witze im Kopfe herumgingen, die aber meistens stereotyp waren, und

von welchen ein jeder eine Unzahl von Auflagen erlebte, pflegte diesen Hängekasten die Festung Belgrad zu nennen; war er ganz besonders gut aufgelegt, so nannte er ihn auch den Tempel Salomonis.

Raspelmayer kam zurück, und begann mit den Worten: „Ich hoffe mit der Klampfe (Guitarre) allein fertig zu werden," diese zu repariren. Dann machte er dem Knaben ein Lager auf die Erde, und befahl ihm, sich schlafen zu legen. Als Diogenes sich ermüdet auf die ärmliche Liegerstätte hingestreckt hatte, fing der Alte erst an, ihn über Verschiedenes aufzuklären.

„Siehst du, mein lieber Diogenes, oder wie du heißt, mich nennen die Leute, die mich kennen, gewöhnlich den Raspelmayer; ich heiße aber eigentlich Mayer, — Joseph Mayer, das andere ist nur so eine Erfindung, und der Name ist mir geblieben. Ich will dir sagen, wie das gekommen ist. Es war ein Ball bei der Ente in der Pelikangasse, nicht weit von hier; ein besuchter Saal gewesen das, zu seiner Zeit, sehr besucht. Es war um anno 5 zur Zeit, wo die Fran-

zosen 's erste Mal gekommen sind, und ich war erster Primgeiger. Es war eine Hitze und ein Staub, und wir mußten drauf los fetzen ohne Ende, daß wir schon meinten, der Arm gehört gar nicht mehr uns, und daß es war, als ob eine fremde Hand über die Geige führe. Der zweite Primgeiger, der war ein Feind vom Staub in der Kehle; er spülte immer fleißig hinab, so daß er um drei Uhr Morgens nicht nur die Tänzer, sondern auch die Noten vor sich tanzen sah, und daß wir, als er sich nicht gutwillig entfernen wollte, ihn nach den strengen Rechten der Musik hinauswerfen mußten."

„Nun war es an mir, die Ehre der Gesellschaft zu retten; es war die Gesellschaft des Bratzek. Ein Mordionkerl gewesen dieser Bratzek; hat Landler und Wurler komponirt, welche wie Blitzstrahl in die Beine gefahren sind. Nun mußte ich allein beim Prim sitzen. Es war gerade eine recht lange Tour, da machte es kling, und das E war entzwei! Aber das genirt keinen großen Geist; so was arrivirt oft, und ohne E kann man sich leicht herauswickeln. Aber nicht

lange darauf machte es Klang und Klang, und A und D waren ebenfalls gerissen. Nun war es aus. Ich mußte eine andere Winsel*) nehmen, und der Bratzek sagte zu mir: „„Mayer, du bist kein Geiger, du bist ein Raspler; du raspelst alle Saiten ab.““ Und seitdem haben sie mich den Raspelmayer geheißen; hab' mir aber nie viel daraus gemacht.“

Nachdem der Alte die Erzählung, welche eine Epoche seines künstlerischen Lebens war, weil sie ihm einen Namen verschaffte, vollendet, griff er nach dem züchtiglich in Papier eingehüllten Fläschchen, und machte daraus einen festen Zug. Diogenes, dem schon der Schlaf auf den Augenliedern saß, wurde plötzlich ganz wach, als er dieß gesehen, und rief: „He! Herr Raspelmayer, was treiben Sie denn? Sie haben sich vergriffen! Sie haben aus der Tintenflasche getrunken!“ — Als eine solche hatte der Alte das Fläschchen der Frau Huber bezeichnet.

„Laß das, laß das,“ beruhigte der Alte;

*) Violine.

„man muß den Leuten nicht Alles auf die Nase binden, was man nach Hause trägt, besonders wenn sie so neugierig sind; es ist nur ein Schlaftrunk.“ Dann legte sich auch der Geiger schlafen, und nachdem schon das Licht verloschen war, gab er dem Knaben folgende Mahnung: „Ich bitte dich um Gottes willen, Kind! hüte dich vor'm Kinkus; der hat schon Viele auf den Hund gebracht. Ist reines Gift für junge Leute, besonders unter Tags.“ — Es folgte eine Pause, von einigen Klucks des Fläschchens unterbrochen. Dann schloß der Alte seine Lehre: „Ja, ja, hüte dich vor'm Kinkus. Gute Nacht!“ — Und Beide schliefen ein.

Die Vormittage pflegte Raspelmayer gewöhnlich mit Notencopiren zuzubringen. Als er aber den folgenden Tag erwachte, gab es noch andere Dinge zu thun. Die Guitarre mußte besaitet und dem Schüler die nothwendigsten Akkorde zum Accompagniren beigebracht werden. Nachdem dieß geschehen, suchte der Alte in den Irrgängen des Tempel Salomonis ein taugliches Kleidungsstück, um seinen Eleven damit herauszustaffiren.

Dieſes fand ſich bald in einem hechtgrauen Frack von ungeheuern Dimenſionen, mit Schößen, welche Diogenes bis auf die Ferſe hinabreichten. Der Schnitt des Frackes mußte bald wieder in die Mode kommen, denn er war ſchon ſehr, ſehr lang aus derſelben. Der Knabe war füglich einem Hirſchhornkäfer zu vergleichen, der ſich eben zum Fluge adjuſtirend ſeine Flügeldecken ausbreitet.

„Aber Herr Raſpelmayer," ſagte Diogenes, indem er ſeinen Kopf rückwärts drehte, um auf die Rieſenſchöße hinabzuſehen, „aber Herr Raſpelmayer, ich ſehe gar ſpaſſig aus, am Ende werde ich von den Leuten ausgelacht!" — „Ausgelacht?" erwiederte Raſpelmayer, „das iſt ja eben das Rechte, die Leute ſollen lachen; wenn ſie was zum Lachen haben, ſo werden ſie auch etwas hergeben. Elend und Spaß macht Augen naß! Merke dir das Kind! Ich habe dieſes Sprüchwort ſelber erfunden, und habe mich immer daran gehalten und bin damit gut gefahren! Schau einmal mich an! Iſt mein Rock zum Weinen, iſt mein Beinkleid zum Weinen, ſind meine Stiefel

zum Weinen, iſt mein Geſicht zum Weinen? — Nein! Frage: Was folgt daraus? Antwort: Daß Alles zum Lachen iſt! Die Leute lachen, wenn ſie mich das erſte Mal ſehen, weil ich ihnen neu bin, und ſie lachen, wenn ſie mich öfter ſehen, weil ich dann ſchon ein alter Bekannter bin! Aber leer geht es nicht aus! Junge, Junge! ſtelle dich nur nicht an, als ob du geſcheit wäreſt, dafür gibt dir Niemand einen Groſchen, wenn du dich aber dumm ſtellſt, ſo meinen dann die Andern, ſie ſeien die Geſcheiten, und laſſen ſichs gerne etwas koſten! Und wenn dich Jemand fragen ſollte, wer du biſt, ſo ſage nur: ich und du wir ſind Vettern zuſammen. Und ſo dich Jemand einen Tölpel heißt, oder einen dummen Kerl heißt, oder was immer heißt, ſo laſſe dirs in aller Geduld gefallen, und denke dabei das koſtet nichts! Sieh mich an, Junge, von oben bis unten, bemerkeſt du an mir etwas? du biſt ſtille, das heißt ſo viel, als du bemerkeſt nichts; es iſt nichts an mir, und ſiehe, wie oft hat man mich einen alten Eſel und einen alten Narren geheißen, und ich bin doch der, der ich bin, um kein Haar ſchlechter, um kein Haar

beſſer, bin ehrlich alt geworden und hoffe ehrlich zu ſterben, und hoffe ſo viel Geld zu haben, daß ich einmal eine Leiche mit kleinem Geläute kriege, und daß ich einen Stein kriege, worauf ſteht: „Hier liegt Joſeph Mayer, Raſpelmayer genannt.“ — Uebrigens iſt meine Grabſchrift gedruckt, von mir ſelber angefertigt und meinen Freunden und Gönnern mitgetheilt. Greife hinein in den Tempel Salomonis, unten auf der rechten Seite da findeſt du viele kleine Packete, auf Einem ſteht die Aufſchrift: „Raſpelmayer's Grabſchrift,“ das gib heraus, ſiehe hier haſt du ein Blatt davon, lies es, — wirſt freilich noch nicht alles verſtehen, weil du jung biſt, — und denke dir, denſelben Raſpelmayer, der das geſchrieben hat, und der das drucken ließ, und aus deſſen Hirnkaſten das Ganze herausgekommen iſt, den haben ſchon viele Leute einen dummen Kerl genannt, die nicht zwei ſolche Zeilen zuſammenbringen, nicht zwei Zeilen! — Eine vielleicht, ja das iſt nicht ſchwer, aber bei der andern, da happert es; denn da muß der Reim dazukommen, und das kann nicht ein Jeder!“

Raſpelmayer war auch ein Dichter, er hatte

ſein Leben lang gegen vierzig Gedichte zuſammengemacht, deren jedes auf ein oder zwei Oktavblätter „auf Koſten des Verfaſſers“ gedruckt wurde; er verkaufte ſelbe gewöhnlich bei ſeinen Kunſtreiſen (von einem Haus in das andere und von einer Vorſtadt in die andere). Diogenes las wie folgt:

Grabſchrift
des Raſpelmayer, Violinſpieler,
von ſeinen Feinden auch Sumſer genannt.

Ich geh' Jahrein, ich geh' Jahraus
Von einem in das andre Haus,
Der Tod macht mir das letzte auf,
Und legt die ſteinerne Thür darauf!

Da lieg' ich unten im Grabe tief,
Als wie ein alter zerriſſener Brief,
Der Briefſchwerer aber iſt der Stein,
Der Sarg 's Papier, die Buchſtaben das Gebein.

Die Geige war mir über alles werth,
Sie war mein Freund und mein treuer Gefährt',
Viel tauſend Lieder ſchlafen in ihr verſteckt,
Ich hab' ſie mit dem Fiedelbogen aufgeweckt.

Auch der Gottesacker zu jeder Friſt,
Nach meinem Gedanken, ein Geiglein iſt;

Es liegen viel Lieder begraben hie,
Und unſer Herrgott erwecket ſie!

Doch wie es der Meiſter zu machen pflegt,
Wenn er den Schüler über die Knöchel ſchlägt,
Da dieſer nicht hat recht gegeigt,
Wie es die Noten ihm angezeigt,

So werden auch wir auf die Finger gehau'n,
Wenn wir falſch geigen und nicht auf die Noten ſchau'n;
D'rum ſchaue, Freund, recht auf die Noten hin,
Sie ſteh'n in den zehn Geboten drinn,
Sonſt bekommſt du einſt als Sünder und Thor
Mit dem Bogen manchen Schlag über's Ohr!

Auf meinem Grab ſoll ſteh'n in voller Blüh
Ein Roſenſtrauch, der bedeutet Harmonie;
Mein Erdenleben war ein Dornenkranz,
Und ſeine Stacheln waren die Diſſonanz.
Doch dorten wird alles gut und gleich,
Es wachſen keine Diſteln im Himmelreich.

Nun höret mich an: mein Geigelein
Will ich mit ſeinen Saiten auslegen fein!

Die Klugheit wird das E genannt,
Das wird wohl am meiſten angeſpannt,
Und wenn der Menſch eine Geige heißt,
So iſt es das E, was am öfteſten reißt.
D'rum wirſt du im Leben ſo viele gewahr,
Der Narrheit voll und der Klugheit baar!

Das A bedeutet die Mäßigkeit,
Sein Mißton iſt die Gefräßigkeit,
Und wer ſich in Unzüchten ſelig preiſt,
Bei dem der Grundton das A zerreißt,
Und blöde zum Schau'n wird ſein Seelengeſicht,
Er ſieht keine heilige Satzung, keine Noten nicht!

Das D ſtellt die Gerechtigkeit dar,
Das iſt eine ſtarke Saite fürwahr,
Sie haltet ſo feſt, wie ein hänfener Strang,
Auf ihr kannſt du geigen gut und ſchlecht — Jahrelang,
Sie leidet am meiſten unter dem Fidelſtab,
Ihre ſchönſten Töne klingen erſt über dem Grab;
Hier auf Erden wird ſie geſpielt gar ſchlecht,
Weh' den ſchlechten Geigern dort, — wenn ſie gegeigt wird recht!
Das werden Töne ſein, ſo kraus und ſo dicht,
Im großen Concertſaal beim Weltgericht,
Der Herr bewahr' uns dann vor ſeiner Strafe Weh'n
Und laß' uns nicht bei den ſchlechten Geigern ſteh'n!

Die vierte Saite, mit Vergunſt und Huld,
Bedeutet die Starkmuth und die Geduld;
Doch wiſſet ihr auch, aus was Urſach' man
Das G mit Eiſen und Metall überſpann?
Das ſoll uns allen ein Zeichen ſein zumal,
Wie wir eine Geduld brauchen von Eiſen und Stahl;
Dieſe Saite muß wohl die ſtärkſte ſein,
Sie brummet den Baß in unſer Leben hinein;
Wir tragen in Starkmuth die alte Noth

Und ihre saubern Töchter, Hohn und Spott!
Das ist manchmal eine verfluchte Geigerei,
Man schlüge das Geiglein oft gern an einem Stein entzwei;
Aber die Geduld bewahrt uns sofort,
Wir tragen die Leiden hier, und denken an die Freuden dort.
So kamen wir alle vier Saiten herum, —
Nun geht es auch los über das Colophonium:
Das Geigenharz, das ist Kraft und Muth,
Daß man immer die Wahrheit geigen thut, —
Der ist ein Schuft, der mit der Hand große Butterbrocken faßt,
Und sich seinen Bogen mit Fett verschmieren laßt,
Fahrt er noch so herum, wie einer der geigt,
Wer ihm nahe steht, der sieht, daß seine Muſika schweigt;
Ach, Herre Gott! wie viel' haben ihren Bogen verschmiert,
Und halten das Maul, wo sich's zu reden gebührt;
Die brauchten wohl einen großen Colophoniumbrocken,
Daß sie reden könnten, furchtlos und unerschrocken.

Der Ton selber, der aus der Geige singt,
Das ist ein Seiltänzer, der auf alle Saiten springt,
Und sind sie straff wie ein Seil gespannt,
So ist der Ton auf ihnen hin und her gerannt,
Er fürchtet sich nie das Genick zu brechen,
Wenn er herumtanzt auf den Saitenflächen;
Er hat auch um das Gleichgewicht nicht zu verlieren,

Den Fidelbogen als eine Stange zum Balanciren,
Bald ſpringt er hoch hinauf, bald wiederum tief hinab,
Er weiß die Herzen zu rühren mit ſeinem Zauberſtab,
Er weiß ſich zu ſchicken in Luſt, er weiß ſich zu ſchicken in Leid
Und hat viele Hannswurſtenjacken, viel Trauermäntel bereit.

Dieweil ich euch nun die Geige ausgelegt,
So hoff' ich, daß mich keiner mit dem Fidelbogen ſchlägt.
Die Geige war auch das Schifflein zart,
Auf meines Lebens ſalziger Meeresfahrt,
Oft jagte ein Herzensſturm im Lebenslauf
Einen warmen Sprühregen von Thränen darauf,
Oft hat der Schmerz, der mich tief unten bewegt,
Den Dämpfer als Trauerflagge auf den Sattel geſteckt,
Oft bin ich mit dem Steuerruder-Bogen
In Luſt und Leid durch die Welt gezogen;
Der weiß von Elend und von Ueberdruß,
Der mit fünf Kreuzen den Lebenswalzer durchgeigen muß!

Da lief ich nun hier in den Hafen herein,
Die Schrauben laſſen nach, die Pranken brechen ein,
Der Sattel ſtürzt um, das Verdeck bricht entzwei,
Zu Ende iſt die ganze Geigerei!
Da lieg' ich nun unten im engen Geigenkaſten,
Um von dem Lebensmarſch auszuraſten;
Ich ſuchte im Leben die Harmonie,
Aber nur im Grabe fand ich ſie!
Und ſo einer hier vorüber geht

Des Morgens Früh oder des Abends spät,
Und er stolpert über den Hügel erhaben,
Der rufe aus: „Ei, hier liegt ein Musikant begraben!“
Es war die Geige auch mein Steckenpferd,
Ich war ein Ritter, der Fidelbogen mein Schwert,
Und das Blut, das ich auf meinen Fahrten vergoß,
War die Thräne der Rührung, die aus den Augen floß,
Der Sattel war von Holz, ich saß darin fest,
Und verjagte aus mancher Herzensburg der Sorgen Räuberneſt.
Und statt einer Schabracke, von zarter Hand gestickt,
Hatt' ich einen alten Rock, mit vielen Lumpen gestickt,
Den hab' ich, wenn der Regen schräg vom Himmel gegleitet,
Sorgsam über das liebe Rößlein gebreitet.
Und wenn mir auch oft drei Saiten sprangen,
So ist das G, die Geduld, mir nie ausgegangen;
Wenn auch böse Buben noch so sehr d'ran geschraubt,
Ich hab' immer an eine ewige Harmonie geglaubt;
Ich hatte immer so meine Gedanken schlicht:
Wenn auch ein Geiglein in viele Scherben zerbricht,
So hat sich das Rößlein erst noch lustiger gebäumt,
Wenn es eine sinnige Hand zusammenleimt,
So klinget die Geige erst rein und klar,
Viel besser, als eh' sie zerbrochen war.
Und so es eben mit unserm Leibe steht,
Ob er auch am Grabstein in tausend Scherben geht,
Ich glaub' an einen Meister, der fügt ihn einst rein und klar.

Und viel tausend mal besser zusammen, als er früher war.
Es ruft mich ein großer König in seinen Palast,
Dort bin ich kein armer Geiger mehr, dort bin ich ein reicher Gast,
Dort steh' ich nimmer an der Thür mit zerrissenem Gewand,
Dort sitz' ich bei meinem Herrscher an seiner rechten Hand,
Dort wendet sich das Notenblatt, dort klingt kein falscher Ton,
Dort ist die ewige Harmonie an meines Königs Thron!

Diogenes hatte so viel ästhetischen Sinn und so viel Lebensart, daß er nach Lesung und bei der Rückgabe des Gedichtes zu Raspelmayer sagte: „Diese Reime sind sauber, sie gefallen mir recht.“ — „Gefallen sie dir, du guter Kerl du? wenn du erst das Ganze recht verstehen möchtest; aber dazu gehören sechzig Jahre, und ein fideles Elend, was immer noch besser ist, als eine elende Fideligkeit; das Geld allein macht auch noch nicht froh. Junge, merke dir das, reiche Leute wissen oft aus lauter Langweile nicht, was sie anfangen sollen. Aber das Reden heißt alles nichts! — Wer reich ist, der mag nicht arm werden, und wenn er sich auch seine Zu-

Dachboden und wurden immer tiefer und tiefer ausgeleert, denn der Zögling sollte all die großen Männer, von denen sie componirt waren, kennen lernen und ihre Werke durchprobiren. Diogenes gewöhnte sich an eine gewisse Publicität. Wenn auch das Publikum, vor dem er auftrat, kein kunstsinniges war, so war es doch ein kritisches. Er mußte manche Bemerkung über seinen grandiosen Frack, besonders von Altersgenossen, anhören, welche bei derlei Gewandgrößen und Körperkleinheiten den stehenden Witz machen: „Siehe, der hat den Rock seines Vaters an!“ Diogenes pflegte darauf eben so stereotyp zu entgegnen: „Was geht das dich an, du gibst mir gewiß keinen besseren!“

Raspelmayer unterrichtete seinen Schüler gewissenhaft auch im Lesen und Schreiben, oder befahl ihm vielmehr täglich, daß er sich darin üben solle. So dauerte es durch zwei Monate fort. Dem Schüler war das Leben nicht eintönig; es gab täglich etwas Neues zu sehen und zu hören: denn der Alte unterließ es nicht, den Jungen zu all' jenen Raritäten zu führen, welche unent-

geltlich zu sehen waren. — Eines Tages bemerkte Diogenes an seinem Meister eine Veränderung. Dieser war schon des Morgens einmal über die Maßen lustig, dann schnell wieder übel gestimmt. Zu Mittag aß er weniger als sonst, und des Abends beim Schlafengehen gab er dem Diogenes nicht die gewöhnliche Mahnung: „Hüte dich, Kind, hüte dich um Gottes willen vor'm Kinkus; denn das ist ein wahres Uebel, wenn sich Jemand daran gewöhnt hat, besonders junge Leute.“ Der Knabe hörte auch das Tintenfläschchen nicht schluchzen, und dachte bei sich selbst: Was ist denn mit dem Raspelmayer vorgegangen?

Des folgenden Morgens erwartete Raspelmayer, nach einer sehr schlecht zugebrachten Nacht, das Aufwachen seines Schülers; er wollte ihn nicht wecken, indem er sich dachte: Ich schlief auch gerne, als ich jung war; warum soll man dem jungem Blut seine Ruhe nicht gönnen? — Als er endlich das Aufwachen des Knaben bemerkte, redete er ihn folgender Maßen an: „Hanns! geh' hinüber zu unsrer Nachbarin, und sage: der Raspelmayer laßt sie grüßen, und laßt ihr

einen schönen guten Morgen wünschen, und wenn sie Zeit hat, möge sie einen Augenblick herüberkommen.“ Diogenes mußte die wichtigen Sendungsworte wiederholen, und ging, nachdem dieß zur Zufriedenheit des Alten ausgefallen war, seines Weges. Madame Huber erschien dienstwillig alsogleich, und fragte den Geiger: „Ach Herr Je, Monsieur Raspelmayer, was ist Ihnen arrivirt?“ — „Bis dato noch nicht viel,“ sprach er darauf, „aber was mir noch arriviren kann und wird, das weiß ich nicht. Mir ist recht miserabel; wenn's noch eine Weile fortdauert, so kann es mit mir Matthä am letzten sein.“ — „Ah, das ist nichts,“ meinte die Nachbarin, „solche Gedanken müssen Sie sich aus dem Kopf schlagen, die machen das Uebel nur noch schlimmer. Sie haben schweren Athem, soll ich Ihnen einen Thee machen? Eibisch? Ist gut für den Husten. Oder Hollunder? Der wird Sie in Schweiß bringen, u. s. w.“ In dieser Weise ging die Berathung und das Zwingen zum Theetrinken den ganzen Tag fort. Als der Geiger am folgenden Morgen nichts weniger als eine Besserung verspürte, so bestand er darauf,

man solle ihn ins allgemeine Spital bringen. Die gefällige Nachbarin besorgte ihm in der Pfarrkanzlei das Armuthzeugniß, und schon gegen neun Uhr erschienen mit einer grünüberzogenen Krankenbahre ein paar Träger, die Jedermann in hohem Grade verläumdet haben würde, der sich unterfangen hätte, sie sentimental zu nennen. Diese Herren gehen den Indianern gleich mit einer großen Vorliebe auf die gebrannten Gewässer, und es würde um jene, die ihren Händen anvertraut werden, viel besser stehen, wenn sie nur die Hälfte so viel Menschenliebe besäßen, als ihnen Liebe zum Fusel in allen seinen mannigfachen Strahlenbrechungen innewohnt.

Raspelmayer, der die Beiden zu einer etwas sanfteren Behandlung geneigter machen wollte, gab ihnen seine Kümmelflasche. Der eine von ihnen, welchem sie war in die Hand gegeben worden, sah den geringen Inhalt derselben durch das Licht an, und murmelte für sich: „Ist schon der Mühe werth!“

Herrn Raspelmayer wurde ein wenig Bettgewand mitgegeben. Er legte sich kleinlaut und

herabgestimmt in den grünen Kasten, der die Farbe der Hoffnung und des Lebens trägt, weil die Hoffnung auf das Leben den Menschen gewöhnlich erst mit dem letzten Seufzer verläßt. Diogenes weinte und folgte den Trägern nach; er wußte nicht, was er nun beginnen sollte. Der Alte war durch seine Krankheit etwas geistesverwirrt geworden, und hatte vergessen, für ihn zu sorgen.

Da ging es nun gegen die Alservorstadt zum allgemeinen Krankenhaus, seinen Dimensionen nach ein Königspalais. Es ist bewohnt von vielen Unterthanen; ihr König ist der Schmerz, die Betten sind seine Thronen. Diogenes wunderte sich über die Krankenschwadronen, welche mühselig in den großen Höfen herumzogen. Raspelmayer wurde in einen großen Saal gebracht, und ihm ein Lager angewiesen. Ein Arzt erschien, untersuchte seinen Zustand, und fragte den Knaben: „Ist das vielleicht dein Vater?“ — „Nein,“ antwortete Diogenes, „aber ich will warten, bis ich mit ihm reden kann!“ — „Ach, du lieber Junge,“ erwiederte der Arzt, „das

wirſt du kaum erwarten; es wird beſſer ſein, wenn du nach Hauſe gehſt.“ — Diogenes entfernte ſich traurig, und ſprach auf dem Wege bei ſich ſelbſt: „Ja, nach Hauſe! Wenn ich nur wüßte, wo ich zu Hauſe bin. Das hat gerade noch gefehlt, daß der alte Raſpelmayer krank werden mußte!“ So ging er trauernd und träumend in Raſpelmayers Wohnung zurück. Es war währenddem Mittag geworden, ein großer Hunger ſtellte ſich ein, und dem Jungen mangelte es an Proviant. Vielleicht, dachte er ſich, vielleicht gibt mir die Frau Huberin was zu eſſen, aber anſprechen mag ich ſie auch nicht. Der ſtolze Knabe fing nun an, im Zimmer des Geigers recht tüchtig herumzupoltern. Er warf den alten Seſſel herum, ſchlug die Pforten des Salomoniſchen Tempels mit Gewalt zu, und wetterte mit dem Daumen in einer ſolchen Schnelligkeit über alle ſechs Guitarreſaiten, daß ſie beim jedesmaligen Darüberfahren faſt nur in Einem Akkord zuſammen klangen. Dieß Lärmen ſetzte er ſo lange fort, bis ſeine Abſicht erreicht war.

Die Madame Huber erſchien, und redete ihn

an: „Was machſt du denn für einen Spektakel? Wirſt du jetzt allein im Logis bleiben?“ — „Das werde ich erſt Nachmittag ausſpekuliren; Vormittag habe ich keine Zeit mehr, und mich hungert, und ich habe nichts zu eſſen!“ — „Ach, was wirſt du ausſpekuliren, du armer Kerl?“ ſagte Madame Huber; „das Beſte wird wohl ſein: du gehſt zu einem Meiſter, um ein Handwerk zu lernen. Das Herumziehen mit der Geige iſt gar ein reines Elend. Komme zu uns herüber, wir werden dir ein wenig was zu eſſen geben.“ — Diogenes folgte der Aufforderung, und bemerkte dabei mit kläglicher Stimme: „Es wird wohl nichts anderes übrig bleiben, ich muß zum Schuſter hin; die Adreſſe hab' ich immer noch im Kopf, wenn ſie mir auch Herr Raſpelmayer zerriß.“

Nachdem er geſättigt war, nahm er den Schlüſſel vom Logis, und ging aus, um ſeine Entdeckungsreiſe nach dem Schuſter anzutreten. Er fand ihn, und trat im Erdgeſchoſſe zur Werkſtätte, nachdem er öfter lavirend bei den Fenſtern derſelben auf und ab gegangen war, um ſeinen

Protektor, den nobeln Gesellen von Azzelbrunn, zu erspähen. Er traute kaum seinen Augen, als er denselben Mann, der zu Azzelbrunn als Löwe des Tages mit schwarzem Gewand und glitzernden Ringen geglänzt hatte, auf einem niedrigen pythischen Orakeldreifuß vorne beim Fenster sitzen sah, mit einem Hemde angethan, welchem es sehr vortheilhaft gewesen wäre, wenn es eine Hexe im Makbeth angezogen hätte; denn erstens war selbem die grauliche Farbe eigen, welche zu diesem Costüme gefordert wird, und dann kommen die Hexen nur im schlechtem Wetter zusammen, nach den bekannten Worten:

„Wann kommen wir uns wieder entgegen?
Bei Sturm, bei Wind oder bei Regen?"

Ein abwaschender Regen wäre demnach für dieses Kleidungsstück sehr einflußreich gewesen, und ein darauf folgender Sturm hätte daran ein wahres Meisterstück von Luftbleiche machen können. Die Hände waren dießmal nicht mit Ringen geziert, und der Bart floß in keinen zierlich gekräuselten Lockenwellen über das Antlitz. Wie Diogenes zu Azzelbrunn diesen Mann in der

Poesie seines Lebens gesehen, so sah er ihn hier in der traurigen Prosa desselben. — Die Poesie ist überhaupt wie ein Feiertag; alles lumpige, schmutzige, mühsame Zeug, mit dem man sich die Werkeltage über abgemüdet und herumgebalgt, wird in den Winkel geworfen; man sucht sich mit dem Flitterstaat in eine rosenfarbige Laune hineinzuträumen, und will auf eine Weile jedem Gedanken an eine Plackerei den Abschied geben.

Nachdem Diogenes einige Male, einer argwöhnischen, lauernden Schildwache gleich, vor dem Fenster auf und ab geschlichen, bei welchem der Geselle das Werkstattpräsidium führte, blieb er endlich vor demselben stehen, sah ziemlich keck bei dem Eisengitter hinein, — denn er hatte schon seit seinem zweimonatlichen Aufenthalte zu Wien etwas Welt erlangt, — und sprach ganz gemüthlich: „Bart Lorenz, wie geht's?" Der Geselle mochte den Fragenden nicht mehr gekannt haben; er sah eine Weile wie nachsinnend von seiner Arbeit auf. Diogenes wiederholte: „Bart Lorenz, wie geht's?" — Jetzt war aber auch dem Bart Lorenz auf einmal ein Flambeau auf-

gegangen. „O, du verd— Hallunke du! Was hab' ich ſchon wegen dir alles ausſtehen müſſen, weil ich dir zu Azzelbrunn eine Adreſſe von meinem Meiſter gab! Brief auf Brief. Jetzt iſt deiner Mutter erſt leid um dich. Wo biſt du denn die ganze Zeit über geſteckt?" — „Geſteckt? Ich bin gar nirgends geſteckt; ich habe geigen gelernt," — „Geigen haſt du gelernt? Komm nur herein, wir müſſen mehr mit einander reden! Ich werde dich geigen!"

Dieſe letzten Worte waren in einem etwas drohenden Tone geſprochen; es dämmerte deßhalb in dem Knaben der Gedanke, ob es nicht gerathen wäre, Reißaus zu nehmen; bald darauf aber hatte er ſeinen Muth wieder gewonnen, und ging in das Haus, folgende Worte für ſich murmelnd: „Pah, was kann mir denn der Bart Lorenz thun? Das möcht' ich ſehen!" — Es wurde Vieles hin und wider geſprochen; endlich gelangte man zu dem Schluſſe: Diogenes ſollte dem Meiſter vorgeſtellt werden, vielleicht könne ihn dieſer als Lehrling benützen. Der Meiſter ſtand in ſeinem Zimmer vor einem Tiſche, in die

erſtaunliche Kunſt des Lederzuſchneidens ganz verſunken. Ein grünes Vortuch reichte, an der Bruſt einen Harniſch bildend, bis unter den Hals; auf der Naſenſpitze ſchwebten Brillen, und über dieſelben hinaus hatte des Meiſters Scharfblick den Jungen erfaßt, — er wurde aufgenommen.

Nun mußte er ſchweigſam zuhören auf die erbaulichen Diskurſe, mit denen die Geſellen unter einander ihre Unterhaltung pflegten; nur ein ganz leiſes Lächeln durfte darauf hindeuten, daß ihm dieſer oder jener Spaß gefallen habe: es wäre aber eine unerhörte Kühnheit geweſen, ſelber ſeine Meinung über irgend einen Gegenſtand auszuſprechen. Beim Speiſen mußte er ſtehen, während die Geſellen von der ihnen durch die Geſellenwürde zukommenden Auszeichnung des Sitzens Gebrauch machten. Selbſt Bart Lorenz war ganz verändert, auch er war in ſeiner Art ein Mann der Verhältniſſe; hatte er auch zu Azzelbrunn, wie ein herablaſſender Freund mit Diogenes geſprochen, ſo konnte ſolche Erniedrigung jetzt nicht mehr ſtattfinden, und die ſtarre Scheidewand des Rangunterſchiedes mußte um jeden Preis zwiſchen

zwiſchen Geſellen und Lehrling aufrecht erhalten bleiben.

Die Nachmittage und ihre langweilige Arbeit wollten dem Lehrling nicht recht behagen, die Vormittage waren noch eher zu verdauen; denn gegen eilf Uhr mußte er dem Meiſter das Mittagseſſen in das Stadtgewölbe bringen. Da gab es nun auf dem Wege hin und her eine Menge Kurzweil. Bald wurde ein Auslagekaſten angeſchaut; bald kam der Hundefänger mit ſeinen Geſellen und einem Gefolge von Straßenjungen hinterdrein, und es gab einen großen Jubel, wenn ein Hund aus der Schlinge ſchlüpfte, und halb aus Angſt, halb aus Freude heulend, im Dupplirmarſche abzog; bald lockte ihn das dumpfe Schlagen des Dreivierteltaktes zu einem ſchmutzigen Gitterfenſter, und er that Tiefblicke in das verwunderliche Arkanum der Wurſtfabrikation; bald ſah er wieder ſtaunend auf einen Glaſergeſellen, der in ſeinem Kramladen ſtand, den glücklichen Beſitzer des beneidenswerthen Geheimniſſes, wie Knallerbſen und Krachſidibus angefertigt werden; bald blickte er wieder achtungsvoll

auf den Ladendiener eines Kaufmannsgewölbes, den ſeligen Einathmer von Limonien- und Pomeranzenduft, dem das günſtige Los geworden zwiſchen Aal-, Häring- und Feigen-Fäſſern herumzuwandeln, Kantelzucker zu zerſchmettern, und Roſinen abzuwägen auf der Wage der Gerechtigkeit.

Auch der Sonntag rückte heran. — Bei dem alten Geiger hatte der Junge doch Urſache, ſich auf dieſen Tag zu freuen. Vormittag ging dieſer mit ihm in die Kirche, dann ein wenig ſpazieren, ehe das ſättigende Mahl eingenommen wurde, und erſt des Nachmittags wurde concertirt. Bei ſeinem Meiſter mußte er am Sonntagsmorgen eine Unzahl Stiefel mit Glanz umgeben, und als er bei dieſer fatalen Arbeit öfter beim Fenſter hinausblickte, und eine Menge von Glücklicheren als er war, in Sonntagskleidern froh und freudig vorüberziehen ſah, da kam ihm das Weinen an, und die Thränen, welche auf das Leder ſtrömten, hielten ihn in ſeiner Arbeit auf. Bart Lorenz, der dieſes bemerkte, redete ihn an: „Sag' mir, Bub, was machſt du für ein trüb-

seliges Gesicht?" — „Ach Gott, Herr Bart," erwiederte der Junge, „ich thäte viel lieber geigen als Stiefel putzen." — „Du bist ein Chinesser," sagte der Geselle darauf, „kannst du dir nicht helfen? Denke nur, der Stiefel sei ein Bassetel*), die Bürste der Fidelbogen und die Wichse das Kolophonium. Geige nur darauf los!" — „Ja, ja," sagte der Berliner Geselle, der auch seinen Text darein geben wollte, „Jes, jes, Mylord, dat heißt englisch: ja, ja, nur druf losjejeigt, und nicht jejeschenirt, wenn du auch mitunter aus dem Takt kömmst; das hat nichts auf sich, so was kann einem bald arriviren."

Als er endlich fertig geworden, ging er in eine Kirche, und gedachte des alten Raspelmayer; dann flog er in das alte Logis, holte seine Geige, und erkundigte sich bei Madame Huber, wie es dem Alten gehe, ob sie nicht im Spitale nachgesehen. Nachdem er gehört hatte: so ziemlich schlecht, empfahl er sich, und suchte

*) Violoncell.

sich vor der Hernalser Linie einen Feldweg als Standpunkt zum Geigen.

Er stellte seinen Hut vor sich hin, um dadurch anzuzeigen, daß er jedem Vorübergehenden einen perpetuirlichen gehorsamen Diener mache, und fing zu geigen an, während der kalte Herbstwind ihm unbarmherzig das Haar zerzauste. Ueberhaupt machte dieser Herr ein heulendes Gelärme, als ob es ihm zum Ueberdruß wäre, daß noch Jemand so vermessen sein könne, auf vier schlechten Saiten eines kleinen Geigleins zu spielen, nachdem er seine Symphonie auf den unzerreißbaren Aeolssaiten begonnen. Er machte, verhöhnend alle menschliche Musik, ein ganzes Orchester nach, bald quikend als Clarinette, bald brummend als Fagott, bald trauernd als Posaune, bald die Cinellen schlagend, wenn er das Fenster eines in der Nähe stehenden Hauses aufriß, daß es in tausend Scherben zerfuhr, bald in die türkische Trommel heulend, wenn er ein Thor in vollem Ingrimm zugeschlagen. Der Tyrann unterfing sich sogar, den Hut des kleinen Geigers auf Luftreisen zu senden. Diogenes hatte diesen aber

bald eingefangen, ihm alle künftige Wanderluft mit einem tüchtigen Stein, den er hineinlegte, absperrend.

Es war ein wahres Hundewetter; alle Vorübergehenden hatten einen außerordentlichen Respekt vor dem Wind, denn sie hielten beständig die Hand an der Krämpe, als ob sie stets bereit gewesen wären, ihm ein unterthäniges Compliment zu machen. Diogenes mochte Vielen erbarmen, und viele Kreuzer und mancher Groschen flog in den Hut hinein, oder auch nebenbei. Der Sammler hatte schon so viele industrielle Vorstudien gemacht, daß er nie mehr als höchstens drei oder vier Geldstücke im Hute liegen ließ, und das andere in seine Taschen räumte. So geigte er bis um zwei Uhr Nachmittags, wo er vor Hunger und Frost am ganzen Leibe bebte. Nun ging es so schnell als möglich dem Spitale zu. In einem Gasthause nahm er im Vorbeigehen eine Schale Suppe und ein Brod auf den Weg. An seinem Ziele angekommen, eilte er durch die ersten Höfe, flog eine Stiege hinauf, und stand athemlos vor Raspelmayer, dessen

Krankheit sich gebrochen hatte, und der eben diesen Tag zum ersten Male wieder zur Besinnung kam. „Grüß Gott, Herr Raspelmayer, da bin ich," waren die vom Knaben gestammelten Worte. Der Alte sah ihn eine Weile an, und dann sprach er mit gedämpfter Stimme: „Ach Gott, Kind, ich habe schon seit sieben Tagen nichts Rechtes von mir gewußt, — jetzt gehts aber besser! Wo hast die ganze Zeit zugebracht?" — „Bei einem Schuster als Lehrjunge!" — „Bei einem Schuster?" — „Ja bis heute Morgens, was hätt ich anders thun sollen? Herr Raspelmayer, wenn Sie Geld brauchen, da sehen Sie mal her, der ganze Sack voll, — lauter Kreuzer und Groschen, ich habe fast durch vier Stunden, wie ein Vieh, gegeigt, und meinte dabei der Wind werde mir den Kopf abreißen, habe aber immer dabei ausgehalten und dachte: Was liegt daran, sind wieder um ein paar Kreuzer mehr für Herrn Raspelmayer, werden ihm wohl anstehen!" — Bei diesen Worten hatte Diogenes den einen Frackschoß vorwärts gezogen, um dem Alten den Umfang desselben sehen zu lassen:

„Schauen sie," fuhr er fort, „das sind 2 fl. 37½ kr., wo soll ich das Geld hinlegen?" Raspelmayer weinte und nahm Diogenes bei der Hand mit den Worten: „Der Arme ist des Armen bester Freund! Junge, wenn ich Millionen hätte, du solltest mein Erbe sein. Links in der Festung Belgrad ist ein alter schäbiger Hut, unter dem Futter desselben sind 25 fl. in Banknoten, das ist mein ganzes Vermögen, es gehört dir, wenn ich sterbe, ein Büchel vom Leichenverein ist auch dabei, dafür kriegst du 20 fl., davon laß mir ein Leichenbegängniß halten, was übrig bleibt, gehört dir, — aber ich hoffe, es wird besser werden. Ich habe viel Appetit, darf aber nichts essen." Während dem band Diogenes das gesammelte Geld in ein Tuch und legte dieß unter das Hauptkissen des Kranken. Es kam bald die vierte Stunde, mit welcher sich die gewöhnlichen Besuche aus dem Hospital zu entfernen haben. Raspelmayer wollte seinem Zögling noch 30 kr. aufdringen, daß er sich eine ordentliche Jause anschaffen könne. Diogenes wies auf die Geige hin: „Sehen Sie Herr

Raſpelmayer, da werde ich mir ſchon noch eine Jauſe herausgeigen. — In acht Tagen komme ich wieder, ſollten ſie aber während dieſer Zeit etwas brauchen, ſo ſchicken ſie um mich, und will mich mein Meiſter nicht fortgehen laſſen, ſo gehe ich für immer fort, und wir ſind geſchiedene Leute!" — „Ja, ja," ſagte der Alte darauf, „du darfſt ſo nicht bei ihm bleiben, denn du haſt ein Geigergenie, und das wird beim Stiefelputzen nicht gepflegt. Tauſend Dank, du gute Seele, Gott möge dir deine Liebe vergelten! ich war ſchon feindſelig gegen alle Menſchen, nun mußte ein Kind der Engel werden, der dem alten Raſpelmayer, dem von je ſo gutmüthig ſcheinenden Raſpelmayer, aber doch im Herzen oft ſo ſtarrköpfigen Raſpelmayer wieder ein neues Vertrauen gab, und ihn auf beſſere Wege brachte. Diogenes, ich habe dich gerne gehabt, ſeitdem du bei mir biſt, aber jetzt ſehe ich, daß du ein Schatz biſt, ein wahrer Edelſtein biſt, eine ſeelengute Haut biſt, und wenn es dir was nützen könnte, ich würde ſterben für dich! Bleibe ſo, mein Sohn, und es wird dir nie ſchlecht gehen, ſieh mich an,

ich bin ein armer Teufel, aber ehrlich, und wenn mich unser Herrgott diese Woche gerufen hätte, nun, ich bin von je voll Vertrauen auf seine Barmherzigkeit und denke, es wäre mir auch nicht schlecht gegangen, aber jetzt habe ich wieder eine Freude am Leben, ich bin doch ein recht alter Narr! Jetzt behüte dich Gott, Diogenes, aber vom Schuster mußt du mir weg! Lebe wohl!" — Mit diesen Worten schüttelte er dem jugendlichen Wohlthäter treuherzig die Hände, die Glocke erscholl, und dieser entfernte sich. Im Fortgehen sagte Diogenes, der letzten Worte des Alten eingedenk, vor sich hin: „Nu, nu, du alter Raspelmayer, diese Freude kann ich dir bald machen, ich hab' es beim Schuster vollends satt bekommen, ich meine kaum, daß ich meinen Arm mehr rühren kann, ich mag nicht mehr im Schweiße meines Angesichtes Stiefel wichsen, außer die meinen, und die des alten Raspelmayer, wenn er wieder gesund ist; ich werde ein Geschäft auf eigene Faust etabliren, und dem Schustermeister will ich heute noch einen Plan setzen; ja, ja, ich will dem Alten ein Transparent machen." (Das

heißt eine Vorstellung machen, bei der es eben nicht nöthig ist, die Wahrheit zu sehr ins Mitleid zu ziehen.)

Und somit ging der junge Mann raschen Schrittes und ganz von seinen planseterischen Gedanken erfüllt zu seines Meisters Wohnung, und begehrte mit ihm zu sprechen. Der Meister war eben im ersten nachmittägigen Stadium seiner Weinlaune, welche sich gewöhnlich in einer außerordentlichen Gemüthlichkeit äußerte. Diogenes begann seinen Vortrag wie folgt: „Herr Meister, ich bin zu schwach zum Schusterhandwerk!“ — „Na, na, na,“ sagte der Meister, „wenn du zu schwach bist, so wollen wir halt Geduld haben, bis du stärker wirst!“ — „Ja, das ist wohl eine schöne Sache um die Geduld,“ erwiederte Diogenes, „ich danke dem Herrn Meister für seine Geduld und Gütigkeit und Aufmerksamkeit, aber weil ich zu schwach bin, habe ich auch keine rechte Freude, und was der Mensch wird, das muß er ganz werden!“ — „Ja, da hast du recht, mein Junge, was der Mensch ist, das soll er ganz sein!“ Der Meister sah nach

gravitätischer Wiederholung dieses Ausspruches starr vor sich hin, als ob er von einer außerordentlich kühnen Idee erfaßt wäre, an deren Ausführung jedoch noch einige Zweifel emportauchten!

Während dieser verhängnißvollen Pause hatte Diogenes Zeit, sich seinen Theil zu denken, er that es auch redlich und dachte bei sich selbst: Ach du mein lieber Meister, ein wenig bist du schon wieder betrunken, aber es wird gewiß nicht lange dauern, so wirst du es ganz sein." — „Wenn du nicht bleiben willst," sagte der Meister darnach, „so kannst du auch gehen, versuche anderswo dein Glück, ich will dich nicht aufhalten, es thut an solchen Burschen gar kein Mangel sein." Somit war der Verband mit dem Meister gelöst und Diogenes ging seine Wege.

Als er im Logis Raspelmayers ankam, fing der Hunger an ihn recht zu benagen. Er betrachtete die 25 fl. in Banknoten im Futter des Hutes, aber diese wollte er ja nicht antasten; es fing schon an dunkel zu werden, er ging schnell mit sich zu Rathe, ob er von der

Madame Huber ſich ein paar Sechſer ausborgen ſollte, während dem warf er einen Blick auf ſeine Geige, erfaßte ſie, und ſtand in einer kleinen Viertelſtunde darnach ſchweißtriefend vor der Mariahilfer-Linie mit jugendlicher Rührigkeit den Fidelbogen handhabend. Er geigte darauf los bis in die tiefe Dunkelheit, und brachte eine Handvoll kleiner Kreuzer zuſammen. Sodann beſchloß er ſein Tagewerk, ſetzte ſich in das Beſitzthum von ein paar Knackwürſten und ein paar Wecken, und legte ſich, über verſchiedenen Plänen für den kommenden Tag brütend, zur Ruhe.

Der Schlaf hatte wirklich die Pläne des Knaben zur Reife gebracht. Er ſuchte am Morgen einen alten Korb auf dem Dachboden, deſſen er einmal bei einer Höhenwanderung daſelbſt anſichtig geworden war, dieſen reinigte er vom Staube, und begab ſich ſodann zum Viktualienhändler, der im nemlichen Hauſe wohnte, ſich von ihm eine Partie Zündhölzchen auf Credit erbittend. Dem jungen Handelsmanne wurde die Summe von 20 Kreuzern in Waare anvertraut, er eilte damit gegen die Stadt zu, um in der Gegend der kaiſerlichen

Ställe seinen Markt aufzuschlagen, seinen Welthandel zu beginnen. In ein paar Stunden hatte er alles losgeschlagen und 30 Kreuzer dafür bekommen, somit war der Gewinn 50 Prozent netto. Er vermied dabei jeden Verkehr und jede Association mit andern Handelsmännern seines Alters und Gewichtes, denn der alte Raspelmayer wußte durch eine Unzahl von Erzählungen seinen Schüler in Handel und Wandel mißtrauisch und vorsichtig zu machen. So ging es durch 14 Tage, Nachmittags wurde Raspelmayer immer auf eine Stunde besucht, und nach Abzug der Nahrungskosten der Gewinn ihm mitgetheilt.

Einmal ließ sich der junge Geigersmann, aller Warnungen Raspelmayers von früherher ungeachtet, zu einem schauerlichen Hazardspiele verlocken. Die Bankiers dieser Spiele haben kleine Tischchen, darauf liegt ein kunstvolles Gemälde in sechs Felder getheilt, auf jedes wird ein Kreuzer gesetzt, der Bankier muß ebenfalls setzen, dann wirft er aus einem Becher einen verhängnißvollen Würfel, der dieselben 6 Figuren trägt,

welche sich auf dem Gemälde finden, die oberste auf dem Würfel hat jederzeit gewonnen, der Gewinnende zieht 5 Kreuzer ein, 1 Kreuzer bleibt dem Bankier als Honorar für seine Bemühung. Der Schmelzergottesacker und die Gegend ringsum bildet an Sonn- und Feiertagen das Baden-Baden für diese junge elegante Welt. Die Unternehmer stellen sich nicht ohne Ursache gern auf etwas erhöhte Feldwege mit ihren Tischlein, sie fürchten zu sehr vor den herumstreifenden Polizeiwächtern, und haben auch ihre Augen auf steter Wanderung, um sich mit der Bank schnell davon zu machen, wenn irgendwo ein von ihnen sogenannter „Schmiergeist" erscheint; wie von der gesetzfürchtigen Jugend die uniformirten Polizeimänner genannt werden.

Diogenes hatte an sechzig schlechte Kreuzer im Sack, und stellte sich einmal zu diesem Spiele, welches von einer Figur, die auch darauf gemalt ist, das „Mariandelspiel" genannt wird. Er sah wie von den jungen herumstehenden Herren, welche eben nicht den besten Häusern der Residenz anzugehören schienen, einer nach dem

andern den Gewinnſt einzog. Das Schauen kann ja nichts machen, dachte er ſich, Raſpelmayer hat mich nur vor dem Spiele ſelber gewarnt, und ſo ſah er eine gute Weile zu. Endlich zog er Einen Kreuzer heraus, legte ihn entſchloſſen auf eine Figur, und dachte ſich dabei: „Ah pah! wegen Einem Kreuzer iſt's nicht aus, und ich kann 5 damit gewinnen!" Und ſiehe da, er gewann, der Glückliche! — Jetzt durfte er nicht mehr lange mit ſich zu Rathe gehen, er betrachtete ſich als ein Glückskind, denn ein Junge hatte zum andern über ihn geſagt: „Sieh nur dieſen Kerl an, ſetzt das erſte Mal, und gewinnt!"

Nachdem Diogenes einmal hineingezogen war in den Rayon des Spielgenuſſes, konnte er nicht ſo leicht herausfinden. Er blieb zwei Stunden lang beim Tiſchlein ſtehen, verlierend und gewinnend, aber das erſtere bei weitem öfter, als das letztere. Wir wollen ihn anſehen in jenem Momente, wo er nur mehr drei Kreuzer hat, und ſelbſt dieſe noch auf das Spiel ſetzt, um entweder etwas zurückzugewinnen, oder Alles zu verlieren. Es iſt ihm das Weinen näher als

das Lachen, ſein ſonſt hübſches Geſicht iſt verzerrt, mit den Händen wühlt er hinter den Ohren im Haarſchmucke herum, er ſtellt ſich in banger Erwartung von einem Fuß auf den andern, und murmelt in der Stille vor ſich hin einmal ums andere Mal: „Sapperlot, Sapperlot!“

Der Wurf war geſchehen, das Geld war weg. Diogenes in ſeiner Verzweiflung wagt noch einen Wurf, — er packt das Tiſchchen, ſtößt damit den Bankier über den Haufen und wirft ihm die Platte aufs Geſicht, dann will er fliehen, aber die Rache, d. h. der Bankier ereilt ihn. Eine halbe Stunde darnach ſieht man den betrübten Diogenes, welcher betrübt iſt, weil er durchgeprügelt wurde, und durchgeprügelt wurde, weil er geſpielt hat, und ſpielte, weil er die Warnungen Raſpelmayers in den Wind ſchlug, in ſein Logis ſchleichen. O königliche Lektion, könnte ſie doch allen Eleven des Spieles ſchon in der zarteſten Jugend beigebracht werden, ſie bliebe gewiß bei vielen nicht ohne Wirkung. Wer hat Diogenes ſeither wieder bei einem Spieltiſche geſehen? Niemand! Wäre er älter und unter

andern Verhältniſſen und bei einem andern Spiele geweſen, er hätte ſich vielleicht duellirt. Gaſſenjungen prügeln ſich durch und Civiliſirte ſchießen ſich nieder, es iſt aber auch ganz natürlich, denn die Civiliſirten müſſen immer vor dem Pöbel etwas voraus haben.

An einem Vormittage, wo der Handel mit Licht und Aufklärung, mit Zündhölzchen nicht räthlich war, weil es regnete, übte ſich Diogenes im Leſen und Schreiben, dann durchſtöberte er den Tempel Salomonis, und fand darin ein Manuſcript, die Biographie Raſpelmayers von ihm ſelber abgefaßt. Wir wollen ſie im Auszug wieder geben, und erinnern nur der eigenthümlichen, daſelbſt vorkommenden Styliſation wegen, daß ſie von Raſpelmayer eigenhändig geſchrieben wurde.

V.

Des Geigers Leben, — zuerst gelebt, — und darnach geschrieben von ihm selber.

Laß die Winde stürmen auf der Lebensbahn,
Ob sie Wogen thürmen gegen deinen Kahn.
Schiffe ruhig weiter, wenn der Mast auch bricht,
Gott ist dein Begleiter, er vergißt dich nicht.
Tiedge.

Ich bin 54 Jahre alt, und fange demnach schon an, hoch in die Jahre hinaufzugehen. Mir ist im Leben viel Gereimtes und viel Ungereimtes begegnet, und so will ich auch schreiben: gereimt und ungereimt. Vielleicht wird mein Leben auch gedruckt, und es geschähe ihm ganz recht diesem Leben, wenn es gedruckt würde, denn auch ich mußte oft unter seinem Drucke seufzen. Wer nach seinem Tode unter die Presse kommen will, der muß schon in seinem Leben unter der Presse gewesen sein, denn ich ließ mir einmal sagen,

die Büchermacher alle seien kurioſe Käuze, es habe jeder ſein Malheur, und je mehr einer gemacht hat, deſto mehr muß es ihn ärgern, weil, wenn ihm kein Bret vor das Gehirn genagelt iſt, er es einſehen muß, daß alle dieſe Dinge viel geſcheiter hätten gemacht werden können. Es muß aber dieſe meine Lebensbeſchreibung bei Zeiten nach meinem Tode gedruckt werden, wenn ſich noch hie und da ein leſender und rauchender Wiener Herr, oder eine leſende und ſtrickende Wiener Dame, welche das Geſcheiteſte im Buche mit ſammt den Maſchen fallen läßt, — an meine werthe Perſönlichkeit erinnern ſoll. Ja, mein gedankenloſer Leſer und meine wilde Leſerin (ich bitte Euch vor allem, erſchreckt nicht über dieſe meine Anrede, ich habe bisher noch in allen Büchern, die mir untergekommen ſind, nur die denkenden Leſer und die ſchönen Leſerinen angeſprochen gefunden, und mein Sinn geht dahinaus, wenn ich ſchon einmal ſchreibe, für die Mehrzahl zu ſchreiben), ja, alſo mein Leſer und meine Leſerin, vielleicht erinnert Ihr Euch eines Mannes mittlerer Größe, etwas kahlen Scheitels, et-

V.

Des Geigers Leben, — zuerst gelebt, — und darnach geschrieben von ihm selber.

Laß die Winde stürmen auf der Lebensbahn,
Ob sie Wogen thürmen gegen deinen Kahn.
Schiffe ruhig weiter, wenn der Mast auch bricht,
Gott ist dein Begleiter, er vergißt dich nicht.
Tiedge.

Ich bin 54 Jahre alt, und fange demnach schon an, hoch in die Jahre hinaufzugehen. Mir ist im Leben viel Gereimtes und viel Ungereimtes begegnet, und so will ich auch schreiben: gereimt und ungereimt. Vielleicht wird mein Leben auch gedruckt, und es geschähe ihm ganz recht diesem Leben, wenn es gedruckt würde, denn auch ich mußte oft unter seinem Drucke seufzen. Wer nach seinem Tode unter die Presse kommen will, der muß schon in seinem Leben unter der Presse gewesen sein, denn ich ließ mir einmal sagen,

die Büchermacher alle seien kurioſe Käuze, es habe jeder ſein Malheur, und je mehr einer gemacht hat, deſto mehr muß es ihn ärgern, weil, wenn ihm kein Bret vor das Gehirn genagelt iſt, er es einſehen muß, daß alle dieſe Dinge viel geſcheiter hätten gemacht werden können. Es muß aber dieſe meine Lebensbeſchreibung bei Zeiten nach meinem Tode gedruckt werden, wenn ſich noch hie und da ein leſender und rauchender Wiener Herr, oder eine leſende und ſtrickende Wiener Dame, welche das Geſcheiteſte im Buche mit ſammt den Maſchen fallen läßt, — an meine werthe Perſönlichkeit erinnern ſoll. Ja, mein gedankenloſer Leſer und meine wilde Leſerin (ich bitte Euch vor allem, erſchreckt nicht über dieſe meine Anrede, ich habe bisher noch in allen Büchern, die mir untergekommen ſind, nur die denkenden Leſer und die ſchönen Leſerinen angeſprochen gefunden, und mein Sinn geht dahinaus, wenn ich ſchon einmal ſchreibe, für die Mehrzahl zu ſchreiben), ja, alſo mein Leſer und meine Leſerin, vielleicht erinnert Ihr Euch eines Mannes mittlerer Größe, etwas kahlen Scheitels, et-

Zuerst ist's Stieglein finster sehr,
Es steckt noch in dem Häusermeer,
Und nur ein dünner Strahlenschein
Bricht bei den Lucken schwach herein;
Da sehen wir im Dunkeln
Die Sonne nicht karfunkeln:

So auch die Kinderseele steckt
In Leibeswogen, — fast bedeckt,
Erst wenn sie höher kommt hinauf,
Geht ihr die Geistessonne auf;
Die freien Lüfte wogen
Durch alle spitzen Bogen.

Der Häuserschmutz der lieget unt',
Vom Rauche überwirbelt bunt,
Das Kind sieht in die Strahlen froh,
Und in die Sonne lichterloh,
Und streckt ohne Ende
Zum Licht empor die Hände.

So betet auch der Mensch fürwahr,
Wenn seine Seele rein und klar,
Am besten in der Kinderzeit,
Wo ihn kein Frevel noch entweiht,
Wenn er, um Gott zu loben,
Die Hände hat erhoben!

Doch dauert länger unser Lauf,
So seh'n wir nimmer oben 'nauf,

Da freuen wir uns, Gott zu Trutz,
Viel lieber unten an dem Schmutz,
Es wird uns oben enge,
Wir wollen hinab zur Menge.

Je weiter als es aufwärts geht,
Je lieber Ihr auch abwärts seht,
Es lockt ein reichlicher Gewinn
Nach unten euern blöden Sinn;
Doch müßt Ihr, sonder Weilen,
Hinauf, hinauf nur eilen.

Und viele stürzen sich hinab,
Zu finden unten ein traurig Grab,
Doch Viele folgen auch dem Zug,
Nach oben hin, und die sind klug.
Und wird der Weg dann länger,
So wird es oben enger.

Wer nicht hinabschaut in die Gruft,
Dem wird es leicht in freier Luft,
Und fröhlicher wird er gestimmt,
Je höher als er aufwärts klimmt,
Es führen Gottes Worte
Ihn zu der Himmelspforte.

Hört noch ein Wort und merkt darauf,
Nicht jeder gehet ganz hinauf
Die siebzig Klafter, hoch und steil,
Es wird vielmehr der größte Theil

Zu Gott empor gerufen
Schon auf den mittlern Stufen!

Und flieget Eure Seel' hinaus
Aus dieſes Lebens Thurm und Haus,
So habt die Fenſter wohl in Acht,
Wo Engel ſtehen auf der Wacht,
Weh' Euch, wenn Ihr bei Drachen
Müßt Euern Ausflug machen!

Und laßt uns fleißig aufwärts ſeh'n,
Da wird kein Schwindel uns verdreh'n;
Wer nicht hinunter fallen mag,
Der wandle fort in Müh' und Plag';
Hinauf, da muß man wallen,
Hinab, da kann man fallen.

Das Leben iſt ein hohes Lied,
Geſungen wird's mit Unterſchied,
Das Lebenslied ſich aufwärts ſchwingt
Nur dort, wo es harmoniſch klingt.
O lernet die zehn Noten,
Die Euch der Herr geboten!

Dann hört Ihr auf der Spitze hoch
Der Engel Lied, auf Erden noch,
Dann wird die Luft ſo ſanft und leicht,
Wenn Ihr das rechte Ziel erreicht,
Und oben ſtrahlt die Krone
Der ewiglichen Wonne!

Weil ich mir nur einmal wieder in einem Liede Luft gemacht habe, jetzt will ich mich schon eher mit den Erinnerungen an mein ungereimtes Leben herumbalgen.

Wer kennt die älteste Gasse auf dem Schottenfelde nicht? Wer kennt die Herrengasse nicht? Dumme Frage das! wer soll sie kennen, als wer gerade in der Gegend wohnt? Wien hat eine Unzahl von Herrengassen, jede Vorstadt fast hat eine Herrengasse, aber keine Dienergasse, die Ursache mag sein, weil die Herren immer den Vorzug und die Diener immer den Nachzug haben.*)

Mein seliger Vater war auch ein Herr dieser Herrengasse, und zwar ein Hausherr, und somit war ich ein Hausherrnssohn, was mir in den ordinären Gesellschaften keine geringe Prävalenz gab, denn man flüsterte sich, wenn ich eintrat, in die Ohren: „Das ist ein Hausherrnssohn!“ Und wenn man mich irgendwo einer Beleidigung

*) Im Jahre 1862 wurden sämmtliche gleichnamige Straſſen und Gassen Wiens umgetauft. Die obige Herrengasse heißt jetzt Bandgasse.

wegen, die von mir ausgegangen, zurechtweisen wollte, so konnte dieß nicht geschehen, ohne, wenn auch nur spottweise, meiner Erbwürde zu gedenken, es hieß dann: „Meint er vielleicht, er kann machen was er will, weil er ein Hausherrnssohn ist?“ Ich will aber noch weiter ins Detail gehen, um allen topographischen Anforderungen nachzukommen, ich will auch melden, daß meines Vaters Haus den Schild „zum goldenen Brunn“ getragen, und noch trägt. Mein Vater war ein Kürschner, ein sonst ganz gewöhnlicher aber ehrlicher Mann. Er hatte eine angeborne Liebe für Tauben, und einen angebornen Haß gegen Katzen; das waren die zwei einzigen Leidenschaften, welche sein übrigens ruhiges Leben in Bewegung setzten. Es lag in den alten Häusern etwas Eigenthümliches, was jetzt in keinem Hause Wiens mehr zu finden sein dürfte, das Haus meines Vaters sieht jetzt bei weitem nicht mehr so aus wie früher. Zur Zeit, wo ich geboren wurde, hatte das ganze Kirchspiel kaum über 4000 Einwohner, jetzt ist ihre Zahl über 30,000 gestiegen; wo noch vor 40 Jahren die Luft und

Aehrenwogen leiſe rauſchend miteinander gekämpft, da raſſeln jetzt Seidenweberſtühle und Maſchinen den ganzen Tag, da durchziehen ſingende Arbeiter die Straßen am Abend.

Im Hofraume von meines Vaters Haus ſtand ein Ungeheuer von einem Nußbaum, ſeine duftigen Blätter erfüllten des Morgens mein Kämmerlein mit Geruch, und ich freute mich immer ſehr, wenn die Blüthenwülſte im Frühjahre zum Vorſcheine kamen. Unter dieſem Baume verträumte ich manchen Sommernachmittag meiner Knabenzeit, und dachte darüber nach, was ich werden ſollte: nun bin ich wenigſtens dieſes ſorglichen Gedankens überhoben, denn ich bin ſchon etwas, ich bin ein alter Geiger, und denke meine Carriere für dieſes Leben iſt abgeſchloſſen. Wie war es da ſo ruhig, eine alte Spitzenklöpplerin ſaß an der Thüre ihrer Wohnung im Erdgeſchoße, ich machte der armen Frau oft Verdruß, wenn ich ihre Brille verſteckte. Ich höre ſie noch rufen: „Pepi, Pepi, was du doch für ein ſchlimmer Kerl biſt, haſt mir ſchon wieder den Naſenzwicker weggenommen!“ Im Hintergrunde des

Hauses war ein Gärtchen. Die Rabatten schlossen säuberlich zugestutzte Buxhecken ein, eine große Mauer, auf welcher ein Paar steinerne verwitterte Engel saßen, war die Scheidewand von dem Garten der Gräfin Unverzagt. Es war meine Lust von der Höhe einer Leiter in die fremde Welt hinüberzuschauen, und ich sah daselbst bisweilen Nachmittags nobel angezogene Herren und Frauen. Ein Herr, der mich oben auf der Mauer bemerkte, und der ein tüchtiger Spaßvogel gewesen sein muß, sagte zu einer Dame: „Sehen Sie da hinauf, auf der Mauer sitzen nicht nur todte, sondern auch lebendige, nicht nur steinerne, sondern auch beinerne Engel," und ich grinste auf diesen Witz, bei dem man nicht vergessen darf, daß es noch ein Witz aus den neunziger Jahren ist, ganz freudig von der Mauer herab, und der Herr sagte zur Belohnung meines Freundschaftlichkeit-Bezeugungs-Strebens: „Was doch dieser Fratze für ein dummes Gesicht macht!"

Wie war es in meines Vaters Garten immer so ruhig und stille, selten nur hörte man

einen Vogel ſchreien, oder von einer einzelnen Frauenſtimme ein heiliges Lied ſingen, oder zur Abwechslung die Katzen miauen, die ſich in den Fallen meines Vaters gefangen hatten. Es waren immer im Garten ein Dutzend ſolcher Fallen poſtirt, lange plumpe Käſten, auf die Art wie Daguerreotypkäſtchen, nur daß dieſe polirt ſind und jene roh waren, daß in dieſen Geſichter gefangen werden, und in jenen Katzen gefangen wurden, und daß der civiliſirte Menſch eher einen Daguerreotypkaſten, als eine Katzenfalle zu ſehen bekömmt.

Ach Gott, was iſt aus dem Garten der Gräfin Unverzagt geworden, der immer ſo grün und licht war? — Ein lange finſtere Gaſſe mit hohen Häuſern; und was iſt aus meines Vaters Haus geworden? — Ein hohes Haus hat ſich keck an ſeiner Stelle aufgepflanzt; und was iſt aus mir geworden? Ein alter Geiger!

Die Hausherren und Bürger der Herrengaſſe kannten ſich alle, und nannten ſich bei ihren Taufnamen; da ging es: „Herr Mathis,“ „Herr Pankratz,“ „Herr Fabian,“ aber jetzt geht es

„Herr von“ ohne Ende, und Einer kennt den Andern nicht. Mein Vater wollte mich zum Kürschner machen, und theilte mir, als ich zwölf Jahre zählte, seine spießbürgerliche Absicht mit. Mich nannten die Jungen in der Schule, meines väterlichen Gewerbes wegen, den Katzenschinder*), ich merkte mir dieß Wort, und sagte meinem Vater auf seinen Antrag: „Ein Katzenschinder will ich nicht werden!“ — Und mein Vater sagte: „Was willst du denn werden, kecker Bursche; vielleicht ein gnädiger Herr?“ und ich sagte darauf: „Ja, das gefiele mir noch am Besten, das ist ein faulenzerisches Geschäft! denn das gnädige Herrenspiel treiben heißt so viel, als: nichts zu thun haben!“

Und siehe da, ich bin auch ein gnädiger Herr geworden, kein Mensch auf der weiten Welt hat mit mir zu schaffen, so lang ich in das Recht keines andern eingreife, meine Diener sind die

*) Schon im 15. Jahrhundert, wie dieß aus alten Wienerdichtern ersichtlich, wurde den Pelzhändlern zu Wien dieser Spottname beigelegt.

Gastwirthe, und in den Wirthsstuben ist es an mir zu befehlen, betteln muß meine Frau, das ist die Geige, welche für mich jammervolle Lieder singt vor den Thüren der Menschenkinder.

Mein Vater starb, als ich sechzehn Jahre alt war, meine Mutter vier Jahre darnach, ich und meine Schwester verkauften das Haus, und theilten das Erbe. Ich verlegte mich auf das Spielen der Walzer, und hatte es weit gebracht, in jenen Walzergattungen, welche Landler, Wurler und Zwirner genannt wurden, und erwarb mir ein ziemliches Geld; da ich aber durch meinen musikalischen Beruf mit vielen leichten Gesellen Bekanntschaft machte, die unter den heiligsten Versicherungen der Zurückzahlung Geld von mir ausborgten, so kam ich total um mein Vermögen. Während dem bin ich alt geworden, und habe den einzigen Trost, daß ich immer eine ehrliche Haut gewesen bin, und daß ich in guter und schlimmer Zeit meines Gottes nicht vergessen habe.

Das ist mein Leben, ist es auch nicht lang, so kann es immer noch langweilig sein, aber das

muß ich noch ſagen, wenn ich in der Jugend etwas Tüchtiges gelernt hätte, ſo wäre es meine größte Paſſion geweſen, ein Dichter zu werden, aber es iſt ſchon ſo mein Schickſal, überall zum Handkuß zu ſpät kommen, ſtatt eines vollkommenen friſch grünenden, feſt ineinander geſchlungenen Lorbeerkranzes, muß ich mich demnach mit den halbdürren Blättlein begnügen, welche mir hie und da zugeworfen werden, und welche lauten: „Der Raſpelmayer iſt gerade kein dummer Kerl, aber er hat halt einen Sporn!“

Das iſt nur ſo der Umriß von meinem Leben, es lohnt ſich nicht der Mühe in die Einzelheiten einzugehen. Einmal war ich in Linz mit einer Geſellſchaft Muſikanten. Wir fuhren auf der Donau herab, es war ein recht fideles Leben, ich war gut aufgelegt und ſchrieb einige Zeilen, iſt nur dabei zu bemerken, daß der Mond der Kammerheitzer und zugleich die Nachtlampe aller gekrönten und ungekrönten Poeten, geſchienen hat.

Waſſerlied im Mondenſchein.

Wie aus einem Fenſterlein hell
So ſchauet ein blaſſer Geſell

Auf einer Verſtorbenen Grab:
Der Mondſchein zur Erde herab.

Er ſieht auch tief unten heraus
Aus ſeinem kryſtallenen Haus,
Es ſpiegeln die Wellen getreu
Sein ſilbergelockt Conterfei.

Was hat dich denn zittern gemacht?
Du fürchteſt die kühlende Nacht,
Erſt willſt du dich baden getroſt,
Dann bebſt du zuſammen im Froſt.

Dieſes Lied iſt kalt und waſſerfeucht, wie eine Donaunacht, man denkt ſich beim Durchleſen deſſelben ſo recht lebendig mitten ins Waſſer hinein! Es iſt auch ein ganzes Fahrlied, d. h. ein Lied, mit dem man abfahren ſoll. Aber wenn es auch nichts nutz iſt, was thuts, wo iſt eine Mutter, die ihr Kind zerreißt, weil es mißgeſtaltet iſt? warum ſoll nun ein Poet ſein Liederkind zerreißen, wenn es ſich nicht wohl ausgewachſen? Entweder er muß ſich des Liedes erbarmen und es leben laſſen, oder er muß ſich der Leſer erbarmen und es ſterben laſſen. Ich habe nun ein Lied, das iſt gewiß, ob ich aber einſt Leſer dazu haben werde, das iſt ungewiß, warum ſoll

ich nun das Lied auf's Gerathewohl vernichten? Wo ist ein Leser, der nicht schon eine Unzahl langweiliger Gedichte gelesen hätte, zeigt mir ihn, und ich werde ihm sagen, daß er gar kein Leser ist, ist er aber einer, so hat er auch einen guten Magen, und auf ein Paar Strophen mehr oder weniger darf's ihm nicht ankommen!

O ihr lieben Leserleute, ich bin nicht so übel beschlagen, als es scheint; das, was ich geschrieben habe, ist für mich als alten Geiger weder zu hoch noch zu tief, ich will euch gleich den Zauberstab zeigen, der meine Gedanken so aufgeweckt hat, und meine Bekanntschaft mit den geschriebenen Dingen, die man Bücher nennt, wird euch keine Unnatur, und nichts Widersinniges, auch nichts Außerordentliches, ja vielleicht nicht einmal etwas Ordentliches scheinen! Es ist alles nur Geschwindigkeit, und keine Zauberei!

Ich wohne schon an die 20 Jahre in meinem jetzigen Logis, und fast eben so lange wohnt ein wandernder Leihbibliotheksinhaber gerade unter mir, der hat eine Menge Bücher, die er an arme lesebedürftige Seelen das Stück pr. Einen Kreu-

zer für den Tag hingibt! Welch' eine Fülle von Geistesnahrung für Einen Kreuzer, denkt euch nur, 2 und 1/4 solche Kreuzer machen erst einen Rheinischen aus, und 58 geben einen französischen Frank; also für 1 Frank 58 Bände groß oder klein, dünn oder dick, beschmiert oder unbeschmiert, — halt! das letztere nicht! denn beschmutzt sind sie alle! und zwar in dem Verhältniß, je mehr Schmutz im Innern, desto mehr Schmutz auch im Aeußern, je schmutziger der Inhalt eines Buches, desto schmutziger wird auch der Außenhalt desselben, das heißt der Theil, an dem es von den Händen gehalten und umgeblättert wird. Das sind Blätter, wahrlich, eine Unzahl! Mir kommt die ganze Leihbibliothek vor, wie die Blätter vom fruchtreichen Paradiesesbaum, von dem das Verderben ausgegangen, oder wie das aufsprossende Immergrün, das in des Teufels Garten wächst.

Ich hab' es nun so gemacht: die am wenigsten gelesenen Bücher, die habe ich gelesen, und sah bald, daß sich aus ihrem Inhalte mehr profitiren lasse, als aus den vielgelesenen; denn die

gewöhnlichen Romanleſer aus den untern Klaſſen ſind ſehr den Miſtkäfern zu vergleichen, ihre Flügeldecken ſchimmern goldig, ihre Redeweiſe iſt hinaufgeſchraubt, ſie erfreuen ſich in ſentimentalen Phraſen; aber wie der Miſtkäfer, wenn er ſeine Flügel ſummend ausbreitet, ſchon das Ziel im Auge hat, zu dem er hinfliegt, ſo geht es bei der Menge dieſer Leſer auch nur bei aller ſcheinbaren Politur und ſentimentalen Sumſerei auf ein beſtimmtes Ziel hin. Es wohnte auch ein Gelehrter mit mir im ſelben Hauſe, der war ein armer Teufel wie ich, von dem habe ich auch ein gut Stück profitirt. Er war eine gute Seele, hatte aber das Talent nicht, die Welt für ſich zu gewinnen, und ſomit war er für die Welt verloren.

Man muß ſich bei allenfallſiger Durchleſung dieſer Zeilen immer ins Gedächtniß rufen, daß man es mit mir, mit dem alten Geiger Raſpelmayer zu thun hat, — der, eben ſo wie er von der vorübergehenden Welt ganz eigens und verächtlich angeſchaut wird, ſich auch die Freiheit nimmt, die vorübergehende Welt eigens und mit-

unter auch verächtlich anzuſchauen. Ihr könnt mich meinetwegen für dumm halten, daran iſt mir wenig gelegen; denn wenn Ihr dieſes leſet, ſo liegt mein Leib 4 oder 5 Fuß unter der Erde, und mein unſterblicher Geiſt dürfte bis dorthin ſchon größere Erfahrungen gemacht haben, als ſich Eure Schulweisheit träumen läßt! Aber was nutzt mir mein Speculiren und mein Denken und mein Dichten? Nichts. — Ich kann euch ſagen, meine lieben und meine unlieben Leſer, ich hab' es darin gar weit gebracht, ich weiß ſogar, was ſubjectiv heißt. Journalſchreiber brauchen dieß und noch andere Worte gern, daß die Leſer denken ſollen, es ſtecke was Rechtes dahinter. — Wenn ich z. B. ſage: ich habe netto zwei Generationen in das Grab gegeigt, ſo iſt das rein ſubjectiv, und ſomit habe ich den Beweis geliefert, daß ich etwas verſtehe.

O ihr zwei Generationen, wenn ihr euch zu dem erſchwingen könntet, was ſubjectiv heißt, ſo würdet ihr wiſſen, daß ich es bin, der euch in's Grab hinab gegeigt hat! aber ihr wißt nichts davon, und doch habe ich gegeigt, und ihr ſeid

während meines Geigens hinabgestiegen in die Gruft eurer Väter und eurer Mütter, und eurer Basen und Großbasen und Kleinbasen, — und das ist der Beweis, daß ich euch hinabgefidelt! Was könnt ihr mir entgegnen? Nichts! Warum? Wegen des Beweises.

Hätte ich in meiner Jugend so viel gelesen und gelernt gehabt, ich wäre ein Professor geworden, oder was. Dann würde es geheißen haben: „Professor Mayer," und ich hätte keinen, oder nur einen kleinen Spaß machen dürfen, ich hätte immer sehr ernst darein geschaut, und hätte meinen Schülern gesagt: „Meine Herren, ich will Ihnen ein Beispiel von dem geben, was subjectiv ist; denn Beispiele führen eher auf die wahre Fährte, als alles andere Gesalbader. Sehen Sie, meine Herren, ich bin jetzt an die vierzig Jahre Professor, und einige Generationen meiner Schüler, kann ich annehmen, sind gestorben. — Warum sind sie gestorben? Weil ich ihnen vorgelesen habe, denn während ich vorlas, sind sie gestorben, und wenn Gott will, so werd' ich noch länger lesen, und es werden noch mehrere

ſterben. Sehen Sie nun, das iſt ſubjectiv, und heißt auf Deutſch: meine Vorleſungen ſind zum Sterben. — Nun iſt aber Einer unter ihnen, der weiß nicht nur, was ſubjectiv, — nein, der weiß auch, was objectiv iſt, und der wirft mir ein: „Aber Herr von Mayer, dieſe Schülergenerationen wären doch wahrſcheinlich auch ohne Ihre Vorleſungen geſtorben!“ Und darauf würde ich den Finger an die Naſe legen und ſagen: „Wer weiß?“ und in dieſem: Wer weiß? iſt das ſkeptiſche Element, welches der Philoſophie immer nachrennt, wie ein Schatten, ich aber werde ihr gratuliren der Philoſophie, wenn ſie, wie jener Student von Salamanka, um ihren Schatten kommt. Es war nämlich, ſo geht die Sage, ein Student zu Salamanka, der ſich dem Teufel verſchrieben. Am Ende reute den Studioſus ſeine That, und er ſuchte den Vertrag rückgängig zu machen. Es gelang ihm, aber ein Andenken mußte ihm doch bleiben, der Teufel ſtahl ihm ſeinen Schatten.

Und ſo, meine ich in meiner ſimplen Weiſe, will es auch die Philoſophie machen, ſie will von

ihrem Schatten befreit werden, darum hat sie sich vorläufig dem Teufel verschrieben; sie fangt aber an, ihre That zu bereuen, und will den Bund vernichten. Gott gebe, daß ihr der Wurf gelingt, daß sie zuerst Teufel-, und dann Zweifel- — d. h. Schatten-frei wird. „Das Alles, meine Herren," würde ich als Professor weiter sagen, „ist subjectiv, d. h. ich denke mir es so, und wenn es Ihnen nicht recht ist, so haben Sie die Gefälligkeit, es sich anders zu machen, das genirt mich nicht!" Und zum Schlusse jeder Vorlesung würde ich den Kümmel einfließen lassen, und würde sagen: „Meine Herren, hüten Sie sich vor dem Kümmel, denn er ist für junge Leute sehr schädlich, und zwar deßwegen, weil er ein gebrannter Geist ist. Man kann aus Erdäpfel und aus Weinlager, und aus weiß Gott was Kümmel machen, d. h. der Geisterbrenner kann es machen. O es gibt Mordgeisterbrenner, die jeden Gedanken, der in ihnen auftaucht, zum Kümmel machen, oder ihn verkümmeln, d. h. sie machen ein System daraus, aber das bleibt alles subjectiv! Ist doch nichts anders als Fusel

mit Kümmel versetzt. Ich hoffe, meine Herren, Sie werden mich verstanden haben?"

Und die Studenten hätten alle beifällig genickt, und keiner hätte es gewagt zu sagen: es sei ihm etwas düster vor den Augen, wenn er sich auch gedacht hätte: „das ist so klar, wie eine gerüttelte Wichsflasche!" Aber was nutzt das Alles. Ich bin ein Geiger, und die vorübergehende Welt hört mich, aber versteht mich nicht; wenn ich ein Professor wäre, hätte ich eine sitzende Welt vor mir, statt einer vorübergehenden, und das wäre wahrscheinlich der ganze Unterschied; höchstens käme noch dazu, daß auch ich mich selbst nicht verstünde.

O was bin ich noch vor zehn Jahren für ein Philosoph gewesen. Im Wirthshause, wo ich und mehrere andere gescheite Männer uns Abends einzufinden pflegten, wurde ich der Schriftgelehrte genannt, mir war nichts zu hoch, ich stieg hinauf, mir war nichts zu tief, ich stieg hinab, ich redete über Alles, was mir in den Weg kam, und es machte mir ein außerordentliches Vergnügen, wenn einer oder der andere aus meinem Auditorium, durch meine riesen-

haften Einfälle hingerissen, ausrief: „Das bleibt einmal wahr, der Raspelmayer ist ein feiner Kautz, ein Politikus durch und durch!“ Wäre damals Jeder von der Gesellschaft nur die Hälfte so gescheit gewesen als er sich zu sein einbildete, wir hätten alle gelehrten Gesellschaften in ganz Europa, Asia, Afrika, Amerika und Australien über den Haufen gerannt, alle gelehrten und ungelehrten Gesellschaften wären rein hin, rein auf dem Hund gewesen. Wenn ich nur das Wort: subjectiv, aussprach, da war es aus, da rissen alle ehrenwerthen Gäste die Mäuler auf, wie die Drachen auf den Dachrinnen; brachte ich aber auch noch den letzten Gewaltstreich, das Wort: „objectiv“ aufs Tapet, da waren alle wie vom Blitz getroffen, wie vernichtet! — Wie viele Menschen gibt es, die nur ein Paar fremde Worte brauchen, und sie sind so fest auf dem Hund, wie der Pelz auf dem Hund ist. Aber wenn man anfängt alt zu werden, so verdrießt Einem am Ende Alles, was hat mein Reden genutzt? Nichts; bin ich deßhalb ein Professor geworden? Nein, ich bin dabei nicht einmal der

alte Raſpelmayer geblieben, ſondern ich bin ein noch älterer geworden.

Die Geſellſchaft hat mich damals für geſcheit gehalten, und was habe ich davon gehabt? Nichts! Was haben mir dieſe Schuljungen gegeben? Nichts! Denn ſo iſt es der Welt Lauf, ſo einer geſcheit iſt, ſo denkt ſich Jedermann: „Laßt ihn nur gehen, das iſt ein geſcheiter Kerl, der kann ſich ſchon ſelber durchbringen," und weil ſich das Alle denken, ſo iſt ſich der geſcheite Kerl ſelbſt überlaſſen, und es bleibt ihm nichts übrig, als es zu bejammern, daß er mit der Geſcheitheit behaftet wurde!

So aber einer etwas verbrettert iſt im Hirnkämmerlein, ſo denkt ſich Jeder: dem muß man helfen, das iſt ein armer Narr, und es wird geholfen von allen Seiten, und der arme Narr wird ein reicher. Ein armer Weiſer bringt es aber in der Länge der Zeit zu nichts anderm, als zu einem armen Narren; geſchieht ihm Recht, wäre er gleich anfangs ein armer Narr geweſen, ſo hätte er es zu einem reichen gebracht, in dieſem Syſtem kann man nur einmal vorrücken.

Die Welt weiß es nur zu gut, daß ein Weltweiser auf Alles verzichten muß, sie gibt ihm daher gar Nichts, um ihn nicht in Versuchung zu führen. Er soll der Welt, wie ein Uhrweiser immer andeuten, wie viel es eben geschlagen hat, er darf sich aber eben so wenig herausnehmen, der Zeit voranzulaufen, als hinter ihr zurückzubleiben, er soll es immer ganz genau mit der Zeit halten, dann wird sie sagen: Das ist ein Weiser, der seine Schuldigkeit erfüllt, laßt ihn gehen; das ist also das Höchste, was ein Weiser auf der Welt erreichen kann, der es noch zudem allen Recht macht, daß man ihn seine Wege gehen läßt. Will er aber vorwärts eilen, so haltet man ihn auf, will er zurückbleiben, so will man ihn mit Gewalt vorwärts stossen. O Weltweiser, du magst noch so sehr eilen, so wirst du den Weltnarren nicht einholen, denn der lauft wie ein Narr. O Weltnarr, du darfst nicht gar so sehr rennen, denn wenn dich der Weltweise vor sich sieht, so wird er stehen bleiben und sagen: Warum soll ich denn einem Narren nachlaufen!

Weisen heißt so viel als führen, ein Weiser

ist also ein Führer und ein Weltweiser ist ein Weltführer; — warum taugen die Weltweisen selten in die Welt? — weil es für sie nichts zu thun gibt, denn die Welt will sich nicht führen lassen. Es gibt wohl ein Narrenseil, an dem sich eine Unzahl anhält und mitrennt, es gibt aber kein Weisenseil, darum müssen auch die Weisen meistens allein gehen, weil ihnen Niemand folgen will. Wenn die Blinden aus dem Wiener Blinden-Institute spazieren gehen, so geht voran und hinten ein Sehender, und diese beiden halten die Leitschnur, und die Blinden halten sich daran und folgen, in der Mitte gehend, der Leitung. Die Weltnarren wollen aber keinen Sehenden vor sich gehen haben, sie lassen ihn hinter sich gehen, und darum hat der Sehende gewöhnlich nur das Nachschauen. Sie verschmähen die Vorsicht des Weisen, der sie den rechten Weg führen könnte, und denken sich dabei: wenn wir auch irre gehen, er muß uns, wenn er ein rechter Weiser ist, seine Nachsicht angedeihen lassen.

Es gibt keinen Narren, der nicht bisweilen

einen lichten Augenblick hätte, und es gibt keinen Weisen, der nicht bisweilen einen trüben hätte, ja die Weisen haben sogar im Ganzen mehr trübe, als die Narren lichte Augenblicke; ein Weiser kann also immer mehr Narrheit in sich haben, als ein Narr Weisheit in sich haben kann. Ein Narr kann daher in seinem Fache weit vollkommener sein als ein Weiser; darum auch das Wort: Er ist ein completer Narr; während man nie hört: Er ist ein completer Weiser!

Sebastian Brand hat ein Narrenschiff geschrieben; es ist vielleicht noch gar Niemanden eingefallen, wie viel Witz in dem Titel dieses Buches allein liegt, es hat wahrscheinlich Brand selber nicht daran gedacht. Die Narren sind im Schiff im Trocknen, sie schweben leicht über die Oberfläche der Gewässer, während sich die Weisen halb zu Tode schwimmen. Sie wollen überall auf den Grund dringen, daher können sie auch nirgends in die Höhe kommen. Kommt aber ein Weiser in die Höhe, so fangt er an ein Feind der Gründlichkeit zu werden, er läßt sich von der Sonne das Wasser ausziehen, und seine

früheren Freunde, die noch immer schwimmen müssen und naß sind, die werden sagen: Wie ist er gegen uns so trocken.

Mit der bloßen Weisheit hat die Welt keine große Freude, es wäre Noth, man setzte der Weisheit die Schellenkappe auf, um ihr wenigstens hie und da Eingang zu verschaffen. Hätte Brand ein Narrenschiff geschrieben, und alle Weisen seiner Zeit darin versammelt, man hätte sein Buch für eine fabelhafte Legende, und ihn für einen wahren Narren gehalten, es wäre zudem sehr wenig gelesen worden; weil er aber die Narren versammelte, so hielt man ihn für einen Weisen, und sein Buch machte Aufsehen. Narren schildern ist keine Kunst, denn man darf nie um Originale verlegen sein, aber Weise schildern ist schwer, weil es so selten welche gibt, die auch zugleich Originale wären.

So einer in Gesellschaft über einen andern sagen möchte: „Er ist ein wahrer Weiser," so werden auf einmal eine Menge spöttische Mundkrücken sich solchem Richter zeigen, als ob sie sagen wollten: Wir werden deinem Urtheile nach-

helfen, denn es hinkt. So du aber über einen ſagen wirſt: „Er iſt ein wahrer Narr,“ ſo wird Niemand etwas entgegen haben, weil man überhaupt gegen die Narrheit weniger einzuwenden hat, als gegen die Weisheit, und dich werden ſie am Ende für einen weiſen Daniel halten.

Wir halten uns zumeiſt für Salomos oder für Daniels oder überhaupt für weiſe Richter, und doch wiſſen wir mit dem Stäbchen der Urtheilskraft nichts anders zu thun, als das, was jeder ſchwache Knabe kann: es über den andern zu zerbrechen, ſtatt es als einen Wunderſtab ans liebloſe Herz zu ſchlagen, und den klaren Quell, der heraus fluthet, über den Schmutz der Verläumdungen hinſtrömen zu laſſen, um den Nächſten zu reinigen.

Was habe ich nun alles zuſammengeſchrieben! Ich habe ganz meine Subjectivität, das heißt meine Geigerlichkeit vergeſſen, und mich in das Profeſſoriſche hineingeträumt! O ſchöner Traum, aber es war kein Traum für mich allein, denn wer auf einem Katheder ſitzt, muß auch für Andere träumen; man träumt aber auch für An-

dere, wenn man aus dem Schlaf aufredet, oder wenn man irreredet. Viele besitzen nun auch, wie ich mir sagen ließ, die Kunst, nicht nur aus dem Schlaf heraus, sondern auch Andere in den Schlaf hinein zu reden, aber Wenige haben die Kunst, diesen Andern aus dem Traum zu helfen!

Ich hätte mit alle dem, was ich jetzt weiß, vor dreitausend Jahren leben wollen, ich weiß gewiß, ich wäre umgebracht worden. Ich würde zu den Indern oder zu den Aegyptern gegangen sein, hätte ihre Sprache gelernt, und ihnen vor allem andern das Pulvermachen und das Buchdrucken gezeigt. Was wäre das für ein Vergnügen gewesen, wenn ich irgendwo auf einem pur goldenen Wagen in einer Stadt meinen Triumpheinzug gehalten hätte, und Alles wäre auf die Knie niedergefallen, und hätte mir zu Ehren geladene Gewehre losgeschossen, und dabei ausgerufen: Seht, das ist der große Mann, der das Pulver erfunden hat! Oder: Sehet da den großen Preßbengel, der die Kleinen erfunden hat. Wenn die Preßbengel einen Sinn für Ehrlichkeit hätten, und jedem, der es wagen würde, sie zu

einem Lügendrucke zu mißbrauchen, einen festen Schlag zum Umfallen ins Genick gäben, dann wäre die rechte Zeit, wo man zur Bekräftigung eines erzählten Faktums sagen könnte: Ich hab es gedruckt gelesen. Jetzt aber sind schon die Waldbauern unter das Arkanum gekommen, „daß man lügen kann, wie gedruckt."

Wenn ich in müßigen beschaulichen Stunden nachdenke, so fallen mir eine Menge Stellungen ein, die ich im Leben gerne eingenommen hätte. Ich wäre an alle Universitäten gegangen, um nachzufragen, ob man nirgends einen Professor der reinen Subjectivität braucht, und auf die Frage: „Was wollen sie eigentlich mit der reinen Subjectivität?" würde ich geantwortet haben: Meine Herren, das kann ich ihnen jetzt nicht gleich herausbeuteln aus dem Sack, wie der Müller sein Mehl, denn was Subjectivität ist, das ist sehr subjectiv!

Diese Antwort wäre schon genug gewesen, die Herren würden die Erfahrung gemacht haben, daß mit mir gar nichts zu reden ist, sie hätten mich in einen viereckigen Rauchfangähnlichen

Schwefelkasten, zu dem ein kleines Froschstiegelchen hinaufführt, hinein gesetzt mit den Worten: Herr Raspelmayer, vergessen sie nie, daß der Platz, auf welchem sie sitzen, ein Katheder ist, daß sie Professor, und das Heer von Studenten (die in den Bankzeilen wie ein linirtes Schreibebuch da unten sitzen) Hörer der reinen Subjectivität sind. Ueberlegen sie wohl was sie sagen, denn jeder von den Hörern hat seine Feder wie einen gezückten Dolch erhoben, und jedes Wort, welches lebendig aus ihrem Munde kommt, wird im Nu todt aufs Papier hingestreckt, wie auf eine anatomische Tafel; beobachten sie den gehörigen Anstand, und lassen sie sich im vorhinein ihre Vorlesungen bezahlen, denn das Geld ist die Hauptsache. Wer Geld hat, kann leicht für einen guten Kopf gelten, weil er eine Menge Köpfe im Sacke hat, die für ihn denken.

Und hätt' ich dann nur einmal meinen Platz eingenommen, ich würde Dinge vorgebracht haben, ganz schauderhaft in ihrer Art, Dinge, von denen ich jetzt noch gar keine Ahnung habe, ich hätte um einen Gradus angesucht, und man hätte mich

zum Ritter an der Wissenschaft geschlagen, denn man hat ja in neuerer Zeit Doktoren der Tonkunst, Doktoren des Clavierspiels u. s. w. creirt, warum soll nicht ich der einzige Doktor der Subjectivität sein?

Die Studenten hätten am Abende der Feierlichkeit einen Fackeltanz aufgeführt, ich aber, nachdem ich schon einige Zeit früher einen Wind davon bekommen, ich würde am Tag der Feierlichkeit Vormittag zu ihnen gesagt haben: Meine Herren, ich habe von ihrem Fackeltanz vernommen und bin über die mir zu erweisende Aufmerksamkeit höchlich erfreut. Daß sie aber einen Beweis haben, wie die Anforderungen der reinen, ja was sage ich der reinen? — der reinsten Subjectivität nur die humansten sein können, so bitte ich sie feierlichst, heute am Abend das schlechteste Gewand anzuziehen, was sie haben, denn um das gute wäre Jammerschade, es würde durch die Tropfen der Pechfackeln ganz ruinirt, geben sie auch Acht, daß sie nichts anzünden, hüten sie sich vor Excessen, und trinken sie keinen Kümmel, denn der Kümmel ist Gift für junge Männer!

Und die ganze Gesellschaft wäre in einen lauten Jubel ausgebrochen: „Vivat, der Erfinder der reinen Subjectivität soll leben!“ — Ich aber hätte ein tiefes Compliment gemacht und hätte etwas von Deutschland, und von den deutschen Männern und vom Zusammenhalten, und von der Biedermännerei gemurmelt, und um die Extase der Zuhörer aufs Höchste hinaufzuschrauben, hätte ich den freien deutschen Rhein einfließen lassen und ein paar Verse wie z. B. diese, wären das Ende des Krakehls gewesen:

Wie des Rheines kräuselnde Wellen
Fließen dahin in Sommertagen,
So sollen deutsche Herzen schwellen,
So sollen deutsche Herzen schlagen!

Nach diesem Ausruf wären ein Paar Chirurgen mit Nadel und Zwirn herbeigerufen worden, denn wenigstens zehn Musensöhne würden sich vor Freuden über diesen Redeschluß im herausquellenden Jubel die Mäuler von einem Ohr zum andern zerrissen haben.

Woher aber hat der alte Raspelmayer diese närrischen Ideen, die bei all ihrem Wahnsinn doch eine gewisse Methode beobachten? wer hat

ihn gelehrt ſo erſtaunliche Tiefblicke durch die Aſtlöcher jener Bretter zu machen, mit welchen gewöhnlich Leuten ſeines Gewerbes das Getriebe der gelehrten Welt verſchlagen iſt? Das kommt daher, antworte ich Joſeph Raſpelmayer ſelber, weil ich weiß, wo der Hund begraben liegt, und das weiß ich wieder aus der einfachen Urſache, weil ich auf den Hund gekommen bin. O das Elend und die Noth ſind ein Paar Brillen Nr. 1; wem ſie vom Schickſal aufgeſteckt werden, der kann bei übrigens geſunden Augen Scharfblicke machen, welche Glückliche nicht zuwege bringen. Ich leſe alle Zeitungen mit dieſen Brillen, die ich ſchon auf der Naſe habe, ich laſſe mir aber von keinem Berichte eine Naſe drehen, und folglich kann mir auch kein Bericht Brillen aufſetzen, denn die Baſis der Brillen iſt die Naſe, bis die faſhionable Welt vielleicht einmal in Ermangelung derſelben auch einen metallenen Träger erfindet. Ich habe gehört, daß unlängſt Einer ein Buch über die Naſe geſchrieben hat, ich finde das höchſt gerecht, da ſo viele Naſen über die Bücher kommen, warum ſoll

nicht einmal auch ein Buch über die Naſen kommen?

O ihr Zeitungen, ob ihr nun politiſch oder unpolitiſch, ob ihr in Proſa oder in Verſen, abgedroſchen oder langweilig ſeid, ich hab euch doch viel zu danken, meine ganze wiſſenſchaftliche Bildung! Ich bekomm euch zwar immer erſt durch einen Kaffeehausfeuerburſchen, welcher mein Vetter iſt, Ein Monat nach dem Erſcheinen, und bleibe demnach höchſtens dreißig Tage hinter der allgemeinen Weltbildung zurück. Dann duftet ihr nimmer friſch nach Druckerſchwärze und Papier, dann ſeid ihr nimmer wäſſerig, ſondern total trocken, vergilbt, ihr duftet nach Tabakrauch, man riecht es ſehr, daß euch ſehr viel blauer Dunſt vorgemacht worden iſt, und inſofern übt auch jeder Raucher, der euch lieſt, das Recht der Wiedervergeltung, ihr macht ihm, und er macht euch einen blauen Dunſt vor. Was iſt eine Zeitung am dreißigſten Tage nach ihrer Erſcheinung? O ſie kann ſich immerhin gratuliren, wenn ſie es ſo weit, das heißt auf 30 Tage gebracht hat, wenn ſie nicht während dieſer Zeit

ein non ens, d. h. ein nicht Seiendes, und d. h. wieder ein aus der Wasljchkeit Verschwundenes geworden ist!

O wie sehr bedaure ich jeden Redakteur einer Zeitung. Ist sein Blatt gut, so fällt das Lob auf die Mitarbeiter, ist das Blatt schlecht, so fällt der Tadel auf ihn. Ich hatte schon seit zehn Jahren eine eigene Passion auf eine Musikzeitung; endlich ist eine, ja es sind mehrere erschienen. Wäre ich Dirigent, ich ließe keine andern Köpfe als Notenköpfe mitarbeiten, die meisten Stücke müßten im 4 Vierteltakte componirt sein — somit könnte ich doch etwas Ganzes liefern, jedes Blatt müßte mit einem Marsch beginnen, und so hätte ich die Hoffnung, daß das Journal in Gang käme. Zur Zierde müßte auf jedem Blatte ein Holzschnitt sein, darstellend eine Pyramide ganz eigener Art: sie müßte nämlich aus lauter Geigen, wenigstens aus zehntausend, zusammengesetzt sein, oben an der Spitze würde dann ein Paganini oder irgend ein anderer, nicht nur gerühmter, sondern auch bereicherter Meister stehen, um anzudeuten, wie es unter

vielen Tausend Geigern höchstens Einer zu Etwas bringt.

Wenn ich so eine Weile meine Pläne gemacht habe, so bedaure ich die diplomatischen Corps aller christlichen und unchristlichen Staaten, daß sie einen solchen Mann, wie ich bin, entbehren müssen; dann bedaure ich Europa, das ich mit meinem Taktprügel im ewigen Takt, aber nicht in der ewigen Prügelei erhalten hätte; dann bedaure ich endlich mich selber, und das am meisten, denn ich habe auch am meisten verloren, weil es nicht so gegangen ist, wie ich gemeint habe.

Ein armer Geiger bin ich zwar,
Doch an Ideen reich,
Und in der ganzen Geigerschaar
Da ist mir Keiner gleich!
Es kreuzen durch das Kopfrevier,
Wie Vögel ohne Zahl,
Viel tausend gute Pläne mir:
Zu meiner Lust und Qual!
Durch jede Rechnung ziehe ich
Mit meinem Bogen selbst den Strich —
Und wie ein Plan geboren ist,
So stirbt er schon zur selben Frist,

Und meine Geige singt gemach
Ein Leichenlied dem Todten nach!
Raspelmayer, gib dir keine Müh',
Was taugt dir die ganze Phantasie,
Geige noch ein paar Tage fort,
Sie werden dich ohnedieß bald rufen dort!
Aber dort, dort ist's ein Graus
Im engen und im feuchten Haus,
Und doch geht das Leben darnach erst an,
Raspelmayer, keine Furcht! sei ein Mann!
Ist auch dein Kopf mit Schnee bestaubt,
Du hast ja immer auf den Frühling geglaubt;
Fallen dir auch die Zahnpalisaden aus, —
Ein neuer Zaun wird kommen mit einem neuen Haus;
Verlöschen auch jetzt die Augen und sind sie nimmer hell,
Sie werden ja neu entzunden vom ewigen Lichtesquell,
Wenn ich die Kraft meiner Hände und Finger nur bewahrt
Zum lustigen Tanz auf den Saiten: zur flüchtigen Wanderfahrt!

Wo mag es wohl liegen, daß aus mir nichts Rechtes geworden ist? In mir wäre eine Brauchbarkeit zu vielen Dingen gewesen, aber ich hab' es nirgends in die Höhe, nirgends zum Ausbruch der Flamme gebracht, und wie nennt man solche Leute? Verunglückte Genies; im zweiten

Wort liegt der Troſt für das erſte, und im erſten der Todesſtoß für das zweite. Das iſt aber auch ein wahres Glück, daß ſo viele Genies verunglücken; denn wenn die Genies, welche ſich verunglückt nennen, alle verglückt wären, ſo gäbe es eine ſolche Menge geniale Geiſter, daß ſie ganz ordinär wären, und daß man ein dummer Kerl ſein müßte, um etwas Rares zu ſein! Einem Genie müſſen ſo gut als einem Feldherrn die Umſtände behülflich ſein, wenn es emporkommen ſoll. Wie viele Feldherrntalente ſind in der Zeit des Friedens untergegangen? Danken wir Gott, daß ſie keine Gelegenheit hatten aufzugehen. Wie viele Dichter haben mit den größten poetiſchen Anlagen Schweine gehütet, und es war vielleicht recht gut, daß die Dichterei bei ihnen nicht zum Durchbruche kam, denn ſie wären möglicher Weiſe Schweine geworden, und ſo ſind ſie wenigſtens Hirten geblieben.

Wie viele Muſiker ſind als Muſiker verunglückt, und zerarbeiten ſich Hände und Füße an einer krächzenden Dorforgel, die mehr falſche Töne als Pfeifen hat; aber ſie ſind dabei ſolide

Leute geblieben, welche ruhig und getrost im Gefühle gethaner Pflicht das Leben verlassen konnten, während vielleicht jene von ihnen, die es zu reisenden und geldverdienenden Concertisten gebracht hätten, rechte Mordion-Weltlumpen geworden wären?

Und wenn das, was ich sage, kein Blick ist in's Herz der Weltgeschichte hinein, so weiß ich nicht, was es heißt, in die Weltgeschichte hineinschauen!

Wenn man so recht fest in den sprudelnden und brodelnden, zischenden und sausenden Kessel der Menschengeschichte hineinschaut, so sieht man aus dem aufsteigenden Rauch tausend Gestalten sich bilden, und diese werden auf verschiedenartige Weise ausgelegt von der Subjectivität. Nun aber frage ich, von wem werden sie recht ausgelegt? Von der reinen Subjectivität. Und wer hat ein gut Stück reiner Subjectivität? Wer anders als Joseph Räspelmayer, oder wie ich unbescheidener Weise von mir zu sagen pflege: Meine Wenigkeit! Warum aber ist es unbescheiden, wenn ich von meiner Wenigkeit rede? Antwort: Weil ich dabei immer auf meine

Mehrheit denke! Nun lasse ich zur Bekräftigung einige phantasmagorische Kesselrauchgestalten aufdampfen.

Das Wirthshaus ist die Aula des gemeinen Mannes, da lebt das System der unreinen Subjectivität. Dort fangen Schuhknechte und Schuhflicker zu philosophiren an, und freuen sich, wenn man sie Freigeister nennt. Diese Gesellen halten die Glaskugel, welche sie sich im Winter zwischen die Talgkerze und ihre Nase hängen, für das Licht der Intelligenz, für die Sonne des Geistes, und weil der Strahl auf ihre Arbeit fällt, meinen sie, es sei eben so leicht, Tiefblicke in die Welt und in die Wissenschaft als es leicht ist, Tiefblicke in die angeleuchteten Stiefel und Schuhe zu machen. Die Weber verlassen am Abend den Kreis, oder vielmehr das Viereck ihres Wirkens, und setzen sich zu einem andern Viereck, zum Biertisch, und wenn sie ein paar Gläser getrunken haben, so vermeinen sie am Webstuhl der Zeit zu sitzen, ermangeln nicht, im Weberschiffchen eines dummen Geplauders in allen Gebieten herumzufahren,

ſodann aber im Gefühle einer unſinnigen Geiſteskraft im Betthafen zu landen.

Wie es im niedern Leben geht, ſo geht es auch im höhern; gelehrte Leute fallen noch mehr in Irrthümer, als Ungelehrte, denn die letztern wollen keine Nachbeter ſein, und erfreuen ſich immer am Neuen und Selbſterfundenen, und weil ſie keine Nachbeter ſein wollen, beten ſie nicht einmal das Vaterunſer mehr nach, was ihnen gelehrt worden iſt; ſie machen auch kein Kreuz mehr, wahrſcheinlich weil ſich das Kreuz ſchon von ſelber und um ſo größer macht, wenn man nichts betet. Statt: Vater unſer, der du biſt im Himmel, geheiligt werde dein Name u. ſ. w., ſagen ſie: Unſre Mutter, die du die Natur biſt, du biſt uns über alles heilig, dein Reich iſt ſchon bei uns, dein Wille geſchehe vorläufig auf Erden, im Himmel ſollen ſie machen, was ſie wollen, wenn einer iſt, und wenn welche darin ſind; für unſer tägliches Brod werden wir ſchon ſelber ſorgen, denn wir ſind

Freunde der Industrie und der Geldspekulation, Schulden haben wir oft genug, wir haben aber die Krida, das Ausgleichsverfahren u. s. w. und dann müssen sie uns vergeben werden; wir versuchen Alles, und lassen uns von Allem versuchen — so werden wir mit dem Pater noster fast ganz fertig; — aber nur das Uebel, das ist die Sackgasse, aus welcher kein Entkommen; der Schlußpunkt, auf den unsere Systeme losteuern, das Ausrufungszeichen, welches der tölpelhafte Setzer: Schicksal mitten in den Fluß der Freudenlieder hineinwürfelt, die wir in's Buch unsers Lebens schreiben wollen; das Uebel ist der Markstein unsers Grundbesitzes, der Schatten, der uns ewig nachgeht; es ist der Pudel, der uns vorgeht in der Nacht, mit seinen zwei Laternen im Maule, in denen die zwei Irrlichter Lust und Hoffart brennen, und der so lange wedelt und vor uns rennt, bis er uns recht in die Jauche hineingebracht hat, dann stellt er das Laternengerüste hin, macht einen Sprung und bellt: „Empfehle mich schönstens, sehen sie, wie sie nach Hause kommen!“ Dann sagen wir:

„Das wäre doch der Teufel, wenn es einen Teufel gäbe, und: Das wäre doch ein Uebel, wenn es ein Uebel gäbe.

Dann fangen Viele an, das Vater-unser ordentlich zu beten, ohne was daran zu verändern, gerade so, wie es ihnen ihre selige Frau Mutter gelehrt, oder ihre unselige Mutter nicht gelehrt hat, und wie sie es irgendwo anders bei armen verachteten Leuten aufgeschnappt haben; denn sie sind zur Einsicht gelangt, daß nur das wahre Vater-unser, wie der Herr es gelehrt hat, zur Erlösung vom Uebel, als zu seinem Schlusse hinführe.

Sollte nun ein fast gar nicht muthmaßlicher Leser (denn ich weiß ja nicht, ob die ganze Geschichte einmal gedruckt wird) den Einwurf machen: Der alte Geiger wollte sein Leben schreiben, und siehe da, der schwache Mann schrieb eine Menge Aphorismen, so antworte ich darauf: „Das mag wahr sein, daß ich schwach bin, aber von wegen der Aphorismen bin ich nicht schwach; denn was

ſind Aphorismen anders, als die deſtillirte Lebensessenz, der Branntwein unſerer Erfahrung, der doppeltgezwirnte Kümmel unſerer Begegniſſe? Denn was der Menſch in ſeinem Leben getrieben hat, das geht auf Alltäglichkeiten hinaus; aber das, was er über ſein Leben gedacht hat, das iſt der wahre Sonntag, das Zurückſehen auf die Lebenswoche der Plackereien, der Schindereien, der Verwegenheiten und der Verlegenheiten, des Haſſes und der Liebe, des Grames und der Freude, und wie dieſe Herren und Damen alle heißen, die ſich zwar nie ſehen, aber deſto mehr fühlen laſſen.

Zehn Jahre lang bin ich im Orcheſter des Joſephſtädtertheaters geſeſſen, und habe gegeigt und zugeſehen. O Sterbliche! wenn ihr es ahnetet, was es heißt, ein Stück zwanzig, fünfzig, hundert Mal ſehen müſſen! Immer dieſelben Späſſe, die kaum das erſte Mal ein Lächeln hervorbringen, immer dieſelben Dummheiten, über die man ſchon das erſte Mal aus der Haut fahren möchte, bis man die Geduldſchule durchgemacht hat, und ſich am Ende ergibt, weil nichts

anders zu thun ist, als sich ergeben; immer dasselbe hölzerne Gelächter in den Ohren, immer die armen Teufel von Komikern vor den Augen, die es vermögen, Andere zum Lachen zu bringen, ohne selber mitzulachen! Welch eine Bethörung, in diesem Ernste eine Kunst sehen zu wollen! Es wäre eine bei weitem größere Kunst, über einen faden, hundert Mal abgenützten Witz zu lachen, als dabei gleichgültig zu bleiben!

Wo seid ihr, ihr Lieblinge des Publikums damaliger Zeit? Piff! Oft abgetreten von der Bretterbühne, Ein Mal nur abgetreten von der Lebensbühne! Exit steht im Buche eines jeden Lebensspieles, und der Vorhang fällt darnach. Wo bist du Publikum? Zum großen Theile verjagt und verscheucht vom Meister Hämmerlein, eingenägelt von ihm in die Sechsbretterloge, hinter welcher der Vorhang des ewigen Lebens aufrauscht. Wo bist du, du wunderlicher komischer Kauz, alter Direktor Carl Mayer? Was warst du für ein fleißiger Wirthshausgeher und Schriftverdreher in deiner Jugend, und was bist du für ein fleißiger Kirchengeher und Beter in

deinen alten Tagen geworden? Und was war dein Sohn Simon Mayer für ein hübſcher Burſche, ſo ganz für's Theater geſchaffen! — Auch ſchon Paff! Gott hab' euch alle mit einander ſelig! Wenn man ſo ein alter Kerl wird, wie ich bin, und eine Heerſchau ſeiner Jugendfreunde anſtellt, ſo muß die Erinnerung wie ein Maulwurf unter die Erde hinab, und von einem Grabhügel unter den andern wühlen.

Und als man mir abbrechen wollte von meinem monatlichen Gehalte, da ging ich meine Wege, das konnte mein Stolz nicht ertragen! Aber was waren meine Wege? Von Haus zu Haus! Gaſſen ein, Gaſſen aus, die Fiedel in der Hand, ein zerriſſen Gewand, eine leere Taſche, eine volle Flaſche, ein heiter Geſicht, eine Bruſt voll Schmerz, ein fröhlich Gedicht, ein gebrochenes Herz! — Geh, geh, geh alter Raſpelmayer, höre mit ſolchen Dummheiten auf, laſſe Leute, die noch nicht zwei Jahrzehnde gelebt haben, über ein gebrochenes Herz klagen, und danke deinem Gott, wenn du einen guten Magen und gute Beine haſt!

Mein Vater ſagte oft zu mir: „Wenn du ſo ein fauler Taugenichts bleibſt, ſo werden ſie dir einmal den Schädel einſchlagen!“ Aber dieſe Worte vermochte ich gerade damals nicht zu verſtehen, denn ich war der unglückliche Beſitzer eines gebrochenen Herzens.

Was war's, das wie einen töpfernen Krug,
Mein Herz in viele Scherben zerſchlug?

Unter dem Nußbaum in meines Vaters Hof hatte ich als Jüngling mit 15 Jahren ſchon eine Menge Romane verſpeiſt, mein Herz ſchlug wie eines Ritters Herz, mein Gang war eines Helden Gang, mein Lied war eines Minſtrels Sang, mein Auge glühte wie ein Schwert, das Mittags aus der Scheide fährt, hatt' ich auch keine Rüſtung an, ich war ein ganzer Rittersmann! Meines Vaters Garten wurde mir zu enge, ich hätte es gerne zu einem Vehmrichter gebracht; weil aber dieſes ritterliche Avancement nicht leicht möglich war, ſo ſtieg ich eines Nachmittags nach Gewohnheit auf eine Baumleiter, die ich an die Gartenmauer gelehnt, und ſah hinüber in den Garten der Gräfin Unverzagt,

von dem ich zuvor gesprochen — und der Garten war mir eine Welt! Es wurde mein Auge daselbst gewahr ein Ritterfräulein mit blondem Haar, da sagte mein Herz sogleich voll Pein: Schau sie nur an, das wird die Rechte sein! Denn so stand es ja in den Romanen, daß die Liebe wie ein Blitz das Herz zerschlägt. Auch ich war vom Blitz getroffen, wie meine nachherige Handlungsweise zeigte; denn ich wurde auf einmal blitzdumm. Noch habe ich den Briefwechsel aufbewahrt, den ich und das Fräulein pflogen. Meinen Brief hab' ich im Concept, den ihren im Original. Ich schrieb:

„Angebetetes Wesen!

Hätte ich dich nie gesehen! dich sehen und lieben war Eins. Verzeihe meiner Kühnheit, es ist die Kühnheit der Liebe. Mein Herz ist zermalmt. Der Schlaf flieht meine Augen, meine Ruhe ist dahin. Ich war beglückt als ich dich sah, ich bin verunglückt seit ich dich gesehen. Ein Wort von dir wäre Balsam für mein verwundetes Herz. Kennst du das Gefühl der Liebe?

ich ſchmachte nach Einem Wort aus deinem Munde, ich hoffe auf Einen Zug aus deiner Hand. Ein Zettel nur mit Bleiſtift von deiner Hand, könnte mich glücklich machen. Ich ſuche morgen um dieſe Zeit, wenn Niemand im Garten iſt, unter der rechten Ferſe des ſteinernen Apollo, welcher nahe an der Wand ſteht, eine Antwort. Ewige Liebe ſchwört

Joſeph Mayer.

NB. Meinem Vater gehört das Haus, er iſt leider nur ein Kürſchner, aber aus ſeinem Sohne könnte die Liebe etwas anderes machen."

Dieſen Brief warf ich in den Garten, als die Angebetete auf jene Stelle zukam, welche ich mit dem Wurf erreichen konnte. Sie hob ihn auf, ging aber damit fort, ohne ihn zu leſen. Erſt ſpäter erfuhr ich, daß ſie ſchon mit einem ganz andern Briefſchreiber verſehen war, mit welchem ich mich nicht meſſen konnte. Nichts deſto weniger lag am folgenden Tage an der bezeichneten Stelle ein Schreiben, welches vielleicht der wahre Amoroso diktirt, oder theilweiſe angegeben, oder auch ſelbſt

geschrieben hatte, denn es war eine Männerschrift; dem sei wie immer, es lautete wie folgt:

„Lieber Freund!

Ich habe sie gesehen. Sehen und lieben ist nicht einerlei. Was sie Kühnheit nennen, dürfte Dummheit sein. Mein Herz ist ruhig. Ich schlafe sehr gut. Meine Ruhe ist ungestört. Ich fühlte mich glücklich, als ich sie sah, habe aber keineswegs aufgehört glücklich zu sein, seit ich sie nicht gesehen. Suchen sie einen Balsam für ihr Herz, wo es ihnen gefällig ist, ich treibe keinen Balsamhandel. Das Gefühl der Liebe ist mir nicht unbekannt, ich schmachte aber weder nach Einem Wort aus ihrem Munde, noch nach Einem Zug von ihrer Hand. Hier haben sie einen Zettel nicht nur mit Bleistift, sondern sogar mit Dinte, vielleicht macht er sie glücklich, d. h. vernünftig. Suchen sie künftig nichts mehr unter den Ferfen des steinernen Apollo, denn er könnte ausschlagen. Ewige Liebe hat schon geschworen,

die

von der Gartenmauer aus Beobachtete."

NB. Laſſen ſie ihrem Vater ſein Haus, er möge Kürſchner bleiben, und ſeinem Sohne das Fell gärben, daß aus ihm etwas Rechtes wird!"

Der Brief iſt, wie zu erſehen, nur die Kehrſeite des Meinigen, leider war dabei das Rauhe herausgekehrt. Ein furchtbarer Spott auf meines Vaters Gewerbe! Erſt in der Folge, als ich die Menſchen beſſer kennen lernte, wurde es mir klar, daß ein Weib in ſolchem Falle nie ſo beißend hätte ſein können, außer aus Gefälligkeit für einen Dritten, oder wenn ſie vielleicht dieſem Dritten (der eigentlich der Erſte war) ſelber, wie es mir faſt gewiß dünkt, die Correſpondenz übergab.

Ich kletterte ſelig über die Mauer, und war halb wahnſinnig vor Freude, als ich ein mit Dinte geſchriebenes Blatt fand. Die Zeilen tanzten Gallop vor meinen Augen, die Aufſchrift: „Lieber Freund!" hatte mich blind gemacht.

Ich erfuhr zum erſten Male, daß die Welt und der Roman total verſchiedene Dinge ſeien. So eine Antwort hätte ich mir in der hoffnungsloſeſten Stimmung nicht träumen laſſen. Aber

was nützte das Alles, da stand sie schwarz auf weiß. Welch ein Stoß für meinen Stolz! Ich hielt meinen Brief für unwiderstehlich, für ein Meisterstück. Aber was soll in solchen verzweifelten Fällen das dumme Hinausstarren in die Welt? Es mußte etwas geschehen, es mußte sogar etwas Tüchtiges geschehen! Ich riß mit Ingrimm einen steinernen Genius von der Mauer, nahm ihn und schlug damit eine Sprosse an der Leiter nach der andern ab. Mein Vater kam gerade in den Garten, und sah das herkulische Werk, welches er aber keineswegs für ein Götterschauspiel hielt. Er meinte, ich sei verrückt geworden, und hatte meinem Rücken eine Medicin zugedacht, von welcher ich nur die ersten paar Tropfen verkostete, weil ich sogleich die Flucht ergriff. Mein Vater sah nur den gefallenen Engel dießseits der Mauer, der die Leiter gebrochen, — er hatte aber keinen Sinn für den wandelnden Engel jenseits der Mauer, der mein Herz gebrochen. O Väter, Väter, die ihr eure Söhne prügelt, prügelt vernünftig, mit Maß und zur rechten Zeit, und weder ihr noch eure Nachkommen werden es zu bereuen haben.

Das war mein erſtes Lieben,
Mein erſter Herzensbruch,
Das gebroch'ne Herz iſt geblieben
Ein Eſelohr in meinem Lebensbuch, —
Es iſt zur Erinnerung immerdar,
Was ich einmal für ein Eſel war!

Wer arm an Geld iſt, der pflegt gewöhnlich reich zu ſein an Sentenzen und an dem ſogenannten Troſte der Philoſophie. Boëthius ſchrieb ſein Werk: Vom Troſte der Philoſophie erſt zu Pavia, als er in der Priſon ſaß. Die Philoſophie fängt mit dem Jammer an. Außer den Pforten des Paradieſes dehnt ſich ihr ſteiniges Feld aus, und der Menſch muß ſich die Wiſſenſchaft wie das Brod im Schweiße ſeines Angeſichts verdienen. Ich hätte es vielleicht in der reinen Subjectivität keineswegs ſo weit gebracht, wenn ich ein reicher Mann wäre; o Goldrollen, Goldrollen, nach euch ſtreben alle Schauſpieler dieſer Welt, ihr ſeid die wahren Perſpective, mit denen man Alles an ſich ziehen kann! ihr ſeid die Säulen jenes Tempels, in welchem ſich der Menſch ſelber zur Verehrung ausſetzt, ihr ſeid die Räder jenes Wagens, auf welchem man im Triumphe durch

das Leben fahren kann, in euch sind die höchsten Häupter versammelt, den Mund zum Kuß aneinandergedrückt, ihr seid die wahren Kanonen, wer euch auf der Handlavette aufzupflanzen versteht, sprenget alle Thore, besieget jeden Feind; ihr seid die hellsten Kerzen, denn euer Licht weiß alles aufzuklären, jeden Zweifel zu verscheuchen! selbst Zartfühlende lassen sich von euch gerne anrollen, ohne dadurch beleidigt zu werden, ihr seid endlich das was ich nicht habe, und das letzte seid ihr gewiß!

Mein Leben ist reich an Erfahrung, dafür gibt mir Niemand einen Groschen, aber es ist arm an Geld, und dafür gibt mir auch Niemand einen Groschen, aber ich bin immer ein guter Kerl gewesen, gut aus Grundsatz, nicht aus Schwäche, mich hätte es oft, sehr oft gelockt einen schlechten Streich zu machen, aber ich habe ausgehalten, und dafür hoffe ich einmal einen Groschen zu kriegen, wenn der Abend des Lebens kommt, und mit ihm zugleich der Herr des Weingartens, um den bedungenen Lohn mir zu geben. Arm, arm, arm ist jedes Leben, das keine Aussicht in

die Zukunft hat, und wie könnte ich so froh sein, wenn ich diese nicht hätte? Das Unrecht legt sich wie ein Berg vor die Augen des schlechten Menschen, der Weg des Gerechten aber ist gelichtet wie ein froher Wald, der im Hintergrunde das blaue Firmament zeigt, der durchsungen und durchklungen ist von den Vögeln des Himmels, und das macht mich, den armen, alten Raspelmayer reich an der wahren Weisheit, die ich mir nicht abkaufen ließe mit allem Golde der Welt!

Das ist mein Leben, wie ich nach meiner eigenen Ankündigung es zuerst gelebt und darnach geschrieben. Und solltest du, muthmaßlicher Leser, eine Wallfahrt anstellen wollen nach des großen Mannes Grab, der das vor Augen Liegende geschrieben, so kann ich dir unterdessen keine andere Auskunft geben, als diese, daß ich, wenn ich noch in diesem Kirchspiele das Zeitliche gesegne, am Schmelzer-Gottesacker ins Gras beißen werde. Und solltest du die Wohnung besuchen wollen, wo der große Mann gelebt, wo er geathmet, geschrieben, gegeigt, geweint und gelacht hat, so gehe in die Vorstadt Neustift, eine der ältesten Vorstädte

Wiens, dort suche ein Haus, das trägt den Schild: beim Fasan, und war im Jahre 1793 noch ein Vorstadttheater; Bühne und Schauplatz sind seit jener Zeit in kleine, kleine Zimmerchen abgetheilt, es logiren lauter arme Leute dort, und an derselben Stelle, wo einst in der Komödie nur Lust geherrscht, da ist nun, als ob das herbe Schicksal sich am Platze rächen wollte, Elend und Jammer eingekehrt. Vielleicht findest du dann im Hause noch ein altes Mütterchen, oder einen alten Mann, der sich an den alten Raspelmayer erinnert, und dich in seine kleine Stube führt, und dann wirst es du sein, durch welchen das Logis die Weihe der Kunst erhält!

Was ist doch der Mensch für ein Träumer, was für eine Spinne im großen Netze der Zeit, im Mittelpunkte desselben: Gegenwart; bald spinnt er sich in die Vergangenheit, und seine Jugend dünkt ihm schöner als sie war, bald spinnt er sich hinaus in die Zukunft und reitet auf dem Steckenpferde der Phantasie zu jenem Ziel, was seine Eitelkeit oder seine Lust in diesem Leben noch gerne erreichen möchte! Und wer mag sich dieser

Träume erwehren? Nicht einmal ein Weiser, aber das ist des Weisen Vorsprung, daß er im Traume weiß, daß er träumt, und daß er sich selber auszulachen vermag!

Ich bin der Meinung, daß alle Biographien von allen großen und kleinen Männern, die je geschrieben worden, entweder von ihnen selbst oder von andern, meistentheils erlogen sind. Ich will damit nicht sagen, die Thatsachen seien erlogen, sondern nur oft die Gesinnung, welche selbe hervorgerufen. Göthe fühlte das wohl und er hat lieber gleich auf sein Leben geschrieben: Wahrheit und Dichtung.

Aus Einer Gedanken-Biographie eines großen Mannes, oder auch eines kleinen, wäre mehr Menschenkenntniß zu profitiren, als aus hundert Thatsachen-Biographien.

Es müßten aber alle Gedanken in ununterbrochener Reihe aufgezeichnet werden, ohne daß der Denkende weiß, daß man sie aufschreibt. Denn wir geben dem, was für die Oeffentlichkeit bestimmt ist, auch dann, wenn es der klarste Abdruck unserer Gesinnung sein sollte, doch immer

eine andere Form, und lassen eine Menge Zwischengedanken aus, eben weil sie nicht für die Menge taugen. Wenn dir nun, wertheſter Leſer, mein Leben etwas mager vorkommt, ſo magſt du immerhin denken, daß ich die fetteſten Gedanken für mich behalten habe, obwohl bei Schriftſtellern in der Regel das Gegentheil geſchieht, ſie geben das Beſte von ſich, und behalten das Schlechteſte für ſich, welche grandiöſe Uneigennützigkeit!

Aber es kann nicht anders ſein, der Schriftſteller iſt ein Darſteller, und ein Darſteller iſt jeder Menſch, warum ſoll er denn nun gerade die ſchlechte Seite herauskehren, ſo lange er noch eine gute an ſich hat?

Bis hieher geht vorläufig die Autobiographie Raſpelmayers, und wie? Diogenes hätte ſie ganz geleſen? Ein Knabe kaum über zehn Jahre, dieſe Biographie? gehört nicht ſchon ein gut Stück Geduld dazu, das Ding durchzuleſen, wenn man es über die dreißig gebracht hat? — Alles zugegeben, aber Diogenes las dennoch das Manu-

ſcript geduldig bis zu Ende. Das iſt eben bei Kindern, welche Anlagen haben, charakteriſtiſch, daß ſie eine Menge leſen, ohne es zu verſtehen, aber ſie denken ſich in ihrer Weiſe doch etwas dabei.

VI.

Wie Diogenes und ingleichen Raſpelmayer jeder um vier Jahre älter geworden ſind, ſammt noch andern ganz abſonderlichen, und doch dabei ſehr natürlichen Begebenheiten.

Ich hab' einmal geſungen:
„O Jugend kühlige Morgenzeit,
Wo wir die Herzen geöffnet und weit
Mit friſchem Leben noch rungen!
Wohl floßt du Jugend dahin, dahin,
Viel älter ſeitdem ich geworden bin."
Zacharias Werner.

Vier Jahre ſind vorüber. Raſpelmayer und Diogenes haben ſich aneinander gewöhnt wie Vater und Sohn. Der Alte bot in ſeiner Art alle Kräfte auf, um aus dem Jungen etwas Rechtes zu machen. Er war von ſeiner Krankheit bald wieder hergeſtellt, und zeigte ſich ſo guten Humors wie früher. Diogenes war, beſonders was Walzer anbelangte, ein tüchtiger Geiger geworden. Er geht ſchon ſeit zwei Jahren in keinem Hauſe mehr herum, und verdient ſich

sein Brod als zweiter Prim auf Tanzsälen. Der Alte beugt auf vieles Zureden seine Starrköpfigkeit, und tritt wieder in manches Orchester, um bei der Handhabung des Violons die Ordnung herzustellen, den Takt zu erhalten. Aber im Sommer gehen die Geschäfte schlecht, ein anderer Erwerb muß da ergriffen werden. Raspelmayer findet sich wohl bald in seine langgewohnte und selbstgewählte Lebensweise. An schönen Tagen ergreift den alten Mann die Wanderlust, es ist ihm am liebsten solo und unter freiem Himmel zu spielen. Er ist auch für das Lob nicht unempfänglich, welches ihm bisweilen zu Ohren kömmt, wenn Musikfreunde in der Gegend um Wien den heurigen Wein in Bauernhöfen verkosten, und er dabei seine sogenannten Zwirner (eine Walzergattung, in Oberösterreich unter diesem Namen bekannt) wie ein musikalisches Fluidum, welches ununterbrochen fortquillt, aus seiner Geige herauszieht.

Hätte Raspelmayer Jugend, eine stattliche Figur, einen schwarzen Frack, gelockte Haare, und ein wenig Renomé gehabt — er wäre Concert-

fähig gewesen, und viele Hände wären im Beifallklatschen wund geworden. Aber mit einem alten Rocke angethan — eine gebrochene Gestalt, die spärlichen weißen Haare hinabhängend, das anspruchslose, demüthige Auftreten, die Umgebung selbst in der Bier- oder Weinkneipe oder im Bauernhofe: dieß Alles zog seine Kunstfertigkeit unter den Gefrierpunkt der Bewunderung herab.

Wenn auch hie und da ein Kenner sich fand, der es wagte zu denken, daß in diesem Manne mehr stecke als ein gewöhnlicher wandernder Geiger, so traute er doch kaum seinem eigenen Urtheile, und sprach zu sich: „Es kann nicht gar so viel dahinter sein, sonst ginge der Alte nicht als Bettler herum, Kreuzer sammelnd, und er würde gewiß anderwärts Anerkennung gefunden haben.“

Es bleibt dem Menschen überhaupt schwer, Vorurtheile abzuschütteln, und er laßt sich nur zu gerne selber blenden. Wir nehmen ein Buch von einem total unbekannten Autor immer mit einem gewissen Mißtrauen in die Hand, stände der Name einer Tagescelebrität auf dem Titel,

wir fänden eine Unzahl guter Gedanken, während wir uns im ersten Falle bei einem entschieden geistreich geschriebenen Buche nur mühsam überzeugen lassen, daß doch manches darin Enthaltene nicht ganz übel sei. — So finden wir in der ganz gewöhnlichen Aeußerung eines renomirten Witzkopfes eher einen Witz, als wir den wohlgelungensten Witz eines Unbekannten beachten. So nimmt der Feind des Autors die neue Schrift desselben zur Hand, sie spürnasig beschnüffelnd, und, wie eine Fliege auf ein Geschwür, sich auf die matten, krankhaften Theile und Widersprüche mit großem Wohlbehagen niedersenkend und darinnen herumwühlend mit dem Scalpelle der beißendsten Kritik, und mit dem Saugerüssel der Mückenfängerei, während er über das Gute und Gelungene mit einer Scheu hinrennt, als fürchtete er sich, von einem wüthenden Hunde gebissen zu werden. Und so ist es umgekehrt, beim Freunde des Autors zu Gunsten desselben.

Raspelmayer und sein musikalischer Zögling haben seither die Wohnung verändert, sie logiren zu Reindorf, einem Dorfe, an die Mariahilfer-

vorſtadt grenzend, welches in ſeinen zwanzigtauſend Bewohnern eine Muſterkarte von den verſchiedenſten Menſchenklaſſen und Charakteren darbietet. Der Alte freut ſich, an Diogenes jenen Beobachtungsgeiſt der Eigenthümlichkeiten Anderer zu finden, der in unſerer Zeit mehr als je gemein wurde, und der beſonders in größeren Städten oft den untergeordnetſten Individuen eigen zu ſein pflegt. Beide bekommen zu ihren Hausgenoſſen viele Miethleute der verſchiedenſten Art, die ſich in der Regel nicht ſehr viel um einander kümmerten; Handlanger, Fabriksarbeiter, Hauſirer, Tagdiebe und Projektenmacher füllten die Zellen; die Ehrlichen und Soliden flogen am Tage aus, und kehrten mit dem, was ihrer Hände Arbeit erworben, am Abende heim. Die Andern lebten frei, und ließen ſich an keine Zeit binden, bis ſie ſich am Ende nach Umſtänden doch binden laſſen mußten. Vorläufig aber iſt es unſere Pflicht, uns mehr um das Treiben des Helden zu kümmern. Seine äußere Erſcheinung hat ſich ſehr zu ſeinem Vortheile verändert, er fängt an ſich gut zu kleiden, ſein Geſicht iſt rund und friſch,

auf seinen Haarschmuck verwendet er bedeutende Sorgfalt, er ist bereits im Besitze eines schwarzen Gallagewandes, welches er gebraucht, wenn er auf etwas besseren Tanzsälen seine musikalischen Talente entwickelt. — Man hat ihn eben als Geigenlehrer in ein reiches Bürgerhaus recommandirt. Es gilt beim ersten Auftreten sich sowohl vor den Eltern, als auch vor den Zöglingen einen tüchtigen Respect zu verschaffen. Der Name des hochwichtigen Mannes, dem er sich vorstellen sollte, war Bär, Besitzer einer großartigen Fabrik und nebenbei Gemahl einer Frau, deren Worte ihm heilig waren, und denen er aus eigenthümlicher Galanterie niemals zu widersprechen wagte.

Diogenes trat ein, um sich aufzuführen, und wurde einem kleinen dicken Manne vorgestellt, der ganz geschäftig fragte: „Was will man denn, was will man denn?“ Diogenes gab zur Antwort: „Ich bin der Geigenlehrer, den Sie für Ihre Herren Söhne gewünscht haben.“ — „Herren Söhne“, entgegnete Herr Bär, „ich hab' keine Herren Söhne, Bubensöhne, Spitzbubensöhne, Hallunkensöhne, haben mir erst alle

botaniſchen Blumen ruinirt, die ſo ein Eſelsgeld und eine Eſelsarbeit koſten, ich geb' mir eine Mühe damit, iſt meine Paſſion, und Alles abgeriſſen, zertreten, zerzauſt, — ich weiß nichts von einem Geigenlehrer!" — Mit dieſen Worten öffnete der Mann eine Flügelthüre, und rief in ein drittes offenes Zimmer: „Du Frau, komme doch, ein Geigenlehrer iſt da, haſt du ihn aufgenommen?" — „Ja, ja, ſoll nur ein wenig warten!" tönte es von drinnen mit einer ganz gebieteriſchen Stimme. — „Dachte mir's gleich," ſagte Herr Bär darauf, „dachte mir's gleich, daß ſie ihn beſtellt hat, ich nehme mich um ſolche Sachen gar nicht an, kümmert mich auch im Grunde gar nichts, Sie können Alles mit meiner Frau ausmachen, Alles, iſt gerade ſo viel, als ob ich mit Ihnen geredet hätte, ganz das nämliche, Sie können ſich darauf verlaſſen!"

Während dem trat die Frau feſten Schrittes aus dem Zimmer, ihre noch aufgelöſten Haare deuteten darauf hin, daß ſie eben vom Götzenaltar der Toilette herkomme, auf ihrem Antlitze ſtand ein Sturm, der Herr Gemahl ein Unheil

ahnend wollte sich zurück ziehen, aber es war zu spät, das Donnerwetter brach über ihn los, wie folgt: „Sage mir nur, was du für ein Kameel bist, ist das eine Art, ist das gescheit, seine eigenen Söhne vor einem wildfremden Menschen so herab zu setzen, hast du das von mir gelernt? Laß die fremden Leute für das Schimpfen über unsere Kinder sorgen, und mache wegen deiner Paar dummen Zwiebeln und Stauden keinen solchen Lärm. Dann wendete sich die Frau zu Diogenes mit der Frage: „Er kann doch ein wenig warten?“ — Diogenes machte schnell ein Compliment, welches aber die Dame nicht mehr sah, denn die Frage war im Abgehen und so gebieterisch gestellt, daß man deutlich merkte, es könne da von einem Belieben oder von einer conträren Antwort des Gefragten gar keine Rede sein. Nun, da die Holde abgegangen, hatte auch Herr Bär seinen Muth wieder gewonnen, und er murmelte, weise die akustische Distanz berechnend, daß die Worte nicht bis zu den Ohren seiner Gemahlin gelangen konnten: „Was verstehen denn die Weiber von botanischen Blumen?

Nichts, rein gar Nichts, kostet ein enormes Geld das Zeug das, meistens arborea, meistens arborea. Sie werden staunen, wenn ich es Ihnen einmal zeige, es ist wirklich zum Anschauen."

Diogenes wurde Angst und bange, er fühlte sich im ganz öffentlichen Leben viel heimischer, dem Familienleben war er entfremdet, die Scene berührte ihn unangenehm, die Frau hatte ihn gedemüthigt, aber er wagte nicht etwas zu entgegnen. Zudem war er noch nicht fünfzehn Jahre alt, konnte also schon noch etwas vertragen, und es war ihm Geld vonnöthen. Herr Bär mochte in den Mienen des jungen Menschen eine gewisse Bestürzung gelesen haben, er säumte daher nicht, diesem Trost zuzusprechen: „Aus dem Geschrei meiner Frau dürfen Sie sich gar nichts machen, rein gar nichts, sehen Sie, ich mache mir ebenfalls nichts daraus, sie ist doch im Grunde das beste Weib von der Welt!"

Mit diesen Worten langte Herr Bär nach seiner Kappe und ging fort, wahrscheinlich den unersetzlichen Verlust so mancher botanischen Blume

(so nannte er seine seltenen Gewächse) zu betrachten, und wehklagend unter seinen verwüsteten arboreis herumzuwandeln.

Unterdessen blieb Diogenes sich selbst überlassen, er musterte die schwere Menge Silbers, welche in Schaukästen höchst geschmacklos und gedrängt sich zeigte, nach einiger Zeit vernahm er einen kleinen Wortwechsel, wahrscheinlich mit einem Kammermädchen, endlich hörte man durchs anstossende Zimmer schreiten, der Wartende setzte sich in Positur, steckte die rechte Hand an der Brust in den Rock, Madame erschien. Diogenes machte eine tiefe Verbeugung, Madame dankte, schwach mit dem Kopfe nickend, und sah etwas stürmisch darein, endlich erinnert sich Diogenes an Raspelmayer's Mahnung, greift nach der Hand der Dame und küßt die ringegemarterten Finger. Die trotzige Miene verschwindet, es erscheint ein etwas holdseliges Lächeln, und die Frage erschallt: „Wie heißt er?" — „Ich heiße Diogenes Johann Berger." — „Ei gar zwei Taufnamen, das ist ja außerordentlich nobel, wer ist sein Vater?" — Dem Gefragten fliegt eine

leichte Röthe über das Gesicht, er hat sich aber bald gefaßt und antwortet: „Mein Vater ist todt, er war ein Müller.“ — „Wo?“ — „Zu Azzelbrunn.“ — „Wo liegt das Nest?“ — „Im Viertel Ober-Manhartsberg.“ — „Azzelbrunn? Azzelbrunn?“ sagte die Dame darauf nachsinnend, „ach ja, das ist ja die Herrschaft des Herrn von Weißenthaler.“ — „Mir ist, als ob ich ihn so nennen gehört hätte.“ — „Sonderbares Zusammentreffen, er besucht uns öfter und wir ihn.“ „Doch,“ fuhr die Dame wie sich verbessernd fort, „doch das gehört nicht daher. Er kann doch geigen?“ — „Ja.“ — „Nun er hat den jungen Herren alle Tage Eine Stunde zu geben, Sonntage und Feiertage sind ausgenommen. Was verlangt er?“ — „Fünf Gulden Silber.“ — „Das kriegt er nicht, er kriegt monatlich Einen Gulden, die Stunde ist von 12 bis 1 Uhr Mittags, und dann kann er täglich bei uns speisen, auch Sonntag und Feiertage kann er kommen, wenn auch keine Lektion ist, das macht nichts. Am Ersten, welcher künftige Woche fällt, wird angefangen.“ — Mit

diesen Worten ward Diogenes die Hand dargereicht, er küßte sie und empfahl sich.

Als er über den Corridor ging, hörte er aus einer halb offenen Thüre zwei Knabenstimmen: „Du Drusus, der neue Geigenlehrer ist da, Mama redet gerade mit ihm!“ — „Wie sieht er denn aus?“ — „Ein Bischen keck.“ — „Was thun wir ihm denn, wenn er grob werden will?“ — „Nun das versteht sich, gleich den Hut antreiben bis über die Nase herab. Schau ihn an, bei der Thüre hinaus, Mama wird noch mit ihm reden.“ — „Ach, was sehe ich denn an so einem Geigenkratzer, wir werden ihn noch oft genug zu sehen bekommen!“

So hatte Diogenes seine neuen Schüler gehört, wenn auch nicht gesehen. Diogenes, selbst noch in den Knabenjahren, fand eine solche Sprache bei den Kindern reicher Leute ganz in der Ordnung, wenn man seine gedrückten Verhältnisse, sein eigentlich gar Nichts sein in der Welt bedenkt, so findet man es ganz natürlich, wenn er beim Herabgehen über die Stiege vor sich hinbrummte: „Wartet nur ihr Halunken, Dru-

ſus, oder wie du heißt, du Galgenvogel, ich werd' Euch ſchon das Wilde herabthun, und ſchlagen laß ich mich einmal nicht, das durchaus nicht, eh' wird gerauft auf Leben und Tod, wollen mir dieſe Tagediebe den Hut antreiben! da müßte ich wohl auch dabei ſein. Aber alle Tage dort ſpeiſen, nun das Eſſen muß wohl nicht übel ſein, die Leute ſcheinen einen guten Tiſch zu haben." Mit ſolchen und derlei erbaulichen Gedanken ging Diogenes zu Raſpelmayer, um ihm über ſein erſtes Auftreten als Lehrer zu referiren.

„Geh' nur hin," ſagte Raſpelmayer, „geh' nur hin, ſo was darf man nie verſchmähen, man wird da wieder mit andern Leuten bekannt, man wird weiter recommandirt, und Eines fügt ſich hernach in's Andere."

Diogenes war außerordentlich neugierig auf die erſte Lektion, und nahm ſich feſt vor, ſein Anſehen zu behaupten.

Ehe wir weiter gehen, müſſen wir nur ſchnell einige Studien zur Charakterzeichnung der Madame Bär entwerfen, um in ihrer Handlungsweiſe nicht irre zu werden; ſie hatte über Vieles

klare, über Vieles verſchrobene Anſichten, ſie war in vielen Dingen ſehr ſparſam und in vielen wieder ſehr verſchwenderiſch, ihre Energie und ihr Eingreifen in das Geſchäft ihres Mannes verſchaffte dieſem ein bedeutendes Vermögen, ſie ſuchte es wohl zu erhalten und zu vermehren, gab ſich aber nebenbei einer Lieblingsidee vom ſtandesgemäßen Leben hin, die ſie zu vielen Widerſprüchen verleitete; ſie verzärtelte ihre Kinder nicht, machte aber doch im Erziehungs-Syſteme eine Unzahl von Fehlern, übrigens mangelte es ihr nicht an Humor, und ſie konnte oft in guter Stunde ſelber über ihre Mißgriffe lachen. Sie war ihrem Manne in aller chriſtlichen Treue ergeben, aber dieß hinderte nicht, ſelben beſtändig unter ihrer leichten Fußbekleidung ſeufzen zu laſſen, bis er endlich ſo ſehr daran gewöhnt war, daß ihm das Joch erträglich, ja ſogar ſanft wurde. Ihre Geſtalt war junoniſch, aber ſtatt ſich von Pfauen ziehen zu laſſen, ließ ſie ſich von ein Paar Eiſenſchimmeln ziehen, und kleidete ſich dafür pfauenhaft, freilich nur bei feierlichen Gelegenheiten oder Spaziergängen. Kurz in ihr war ein Ge-

miſche von der Klugheit und Häuslichkeit unſerer Vorältern, und von dem Leichtſinne und der Verſchwendung unſerer Zeitgenoſſen. Leider ſind dieſe Juste Milieus im Bürgerſtande ſtets mehr im Abnehmen begriffen, weil man ſich auch da immer mehr dem ſogenannten, totalen Fortſchritt in die Arme wirft.

VII.

Wie sich Monsieur Berger einen „Kren“ geben will, und wie es Herr Kramer gerne hört, wenn man ihn über den grünen Klee lobt, sammt andern erstaunlichen und feinen Beobachtungen.

„Wenn auch mein Auge schielt und krumm
Mein Rücken steht, so sind doch d'rum
An mir noch viele and're Qualitäten,
Die mir, mein' Seele, mehr von nöthen.“
Tieck: Octavianus.

Der gehorsamst Unterzeichnete lebte Ein Jahr lang an den Gränzen des alten Mährenreiches. Ein halbes Jahr hindurch hatte er oft Wochenlang mit keiner Seele ein Wort gesprochen, außer in Erfüllung seiner Pflichten, auch kam er nicht über den Rayon seines Dorfes hinaus, denn es war eben Winterszeit, der Winter war naß, und die Lage des Ortes ist es etwas sumpfig. Wenn er es wagen wollte, einen Spaziergang zu machen, blieb ihm an dem einen Fuße ein

Feudum, und an dem andern ein Allodium hängen, und man hätte ihm damals das Nämliche wünschen können, was die Römer schon ihren Todten wünschten, nämlich: „Die Erde sei dir leicht.“ Wer das nicht glauben will, der gehe in den langweiligsten Erdstrich des lieben Ostreiches, in die Gegend zwischen den Städten Laa und Nikolsburg, deren erstere nach der Ansicht ihrer Bewohner weltberühmt ist. Selbe hat sogar Aeneas Sylvius bedistichonisirt mit den Versen:

Aemula Venetiis urbs antiquissima Laa est
Stercoris in medio Laa jacet, illa maris.

Wir liefern hier eine Preisübersetzung, wovon jede Zeile mit hundert Dukaten honorirt zu werden verdient, welche man an den löblichen Magistrat der Besungenen als Pflasterbeitrag zu adressiren beliebe:

Laa kann gar wohl mit Venedig, und das mit Recht ämuliren:
Denn im Koth liegt es sehr, jenes liegt mitten im Meer.

In jener Gegend befindet sich ein Flecken

mit Namen Neudorf, dessen Weichbild so bezaubernd ist, daß sich daselbst, nach Wienerischer Redeweise, die Füchse einander gute Nacht wünschen. In dem angezogenen Dorfe öffnete Schreiber dieses an einem Vorpostentage des Frühlings das Fenster seines Studierzimmers, in welchem das größte Studium darin bestand, daß er über die bessern vergangenen, und über die bessern kommenden Zeiten nachsann. Die Sonne guckte recht freundlich beim Fenster herein, und sah lange nachdenkend in einen aufgeschlagenen Folianten. Sie mochte das Aufgeschlagene recht gut durchstudirt haben, es umwölkte sich ihre Stirne, ein leichter Nebel zog darüber hin, dann kam ein Windstoß, der mochte es der Sonne angesehen haben, was sie eigentlich wolle; er blätterte um, aber gleich einige Blätter auf einmal, — deß freute sich das lichte Antlitz der Himmelsfrau, es entwölkte sich ihr Haupt, und sie las im Buche wieder fort, und der Schreiber dachte sich dabei: Ei, ei, die Firmamentsdame liest gerade so gedankenlos wie die meisten Leser, auf ein paar Blätter kommt es ihr gar nicht an.

Diese ganze Unterhaltung war nun eben so unschuldig als lehrreich, und eben so lehrreich als langweilig, — aber sie wurde schaudervoll unterbrochen. An fünfzehn oder noch mehr Jungen bekamen in der nahen Dorfschule ihre Erstlinge der Geigenlektionen, und das dauerte durch drei Monate an allen Tagen, die Gott zur Arbeit bestimmt hat, durch vier Stunden, zwei Vor- und zwei Nachmittags, und war schon dieß Geigen eine Arbeit, was war dann das Anhören? Noch tönen dem Schreiber dieses die Laute des Lehrergehülfen: g-h, a-c, h-d u. s. w., wie sie den jugendlichen Terzspielern vorgesagt worden, bisweilen in den Ohren. Er kann daher der Madame Bär gar nicht anders als vollkommen Recht geben, wenn sie bei der ersten Geigenlektion ihrer Herren Söhne, welche drei Zimmer von dem ihren entfernt gehalten wurde, in die Worte ausbrach: „Das wäre mir eine rare Komödie, so eine Rattenvertreibemusik alle Tage eine Stunde lang anhören zu müssen; marsch hinab in den Garten, dort ist Platz genug!“

Auf dieß Commandowort setzte sich der Zug

gehorsam in Bewegung, die Notenpulte wurden wie Standarten vorangetragen, Diogenes der Tonangeber des Höllenspectakels ging hinterdrein, und sagte bei sich selber: „Ei, das ist nicht übel, — im Garten werden die Rangen schön aufmerken!“ Diogenes trug noch immer die Idee von Autorität herum, welche er um jeden Preis aufrecht zu erhalten gedachte.

Im Garten waren zwei Lusthäuser, ein Glashaus, ein Tempel auf acht Säulen als Krone einer Anhöhe, von der man auf die fernen Gebirge sah. Wenn es Jemand gefällig sein sollte, den Augenschein einzunehmen, der komme zu uns, und wir wollen ihm das Angeführte im besten Bauzustande zeigen. Alle diese Realitäten befanden sich, was wir vordem zu sagen vergessen, in einer der Vorstädte Wiens (im jetzigen Bezirk: Neubau, Kaiserstrasse).

Die drei Zöglinge hießen Drusus, Albin und Cäsar. Als ihnen Madame Bär den Geigenlehrer vorstellte, sprach sie pathetisch: „Sehet, das ist Monsieur Berger, ihr werdet ihn in Zukunft Monsieur Berger nennen, und auf das

aufmerken, was er sagt, und wenn ihr auf ihn, das heißt auf Monsieur Berger, nicht aufmerkt, so soll er euch nur mit dem Fiedelbogen ein Paar über die Hände geben." Diese Worte bestätigten Diogenes immer mehr in seiner Autorität. Er räusperte sich einmal um das andere Mal, richtete sich auf und warf den Kopf zurück; zum Ueberflusse hatte er sich, um den Alten besser spielen zu können, eine kleine niedliche Tabaksdose angeschafft, aus dieser nahm er bisweilen, so hart es ihm ankam, eine Autoritätsprise. Das Erste, worüber er seine Schüler auszankte, war das von selben gebrauchte Wort: Fiedelbogen. „Nichts Fiedelbogen," sagte er, „nichts Fiedelbogen, meine jungen Herren, man sagt Geigenbogen!" Der genialen Belehrung folgte eine Tabaksprise.

Die drei jungen Herren waren vermöge ihrer Conversation mit vielen Lehrmeistern, gar große Menschenkenner, und hatten bald jedem seine menschliche Schwäche abgelauscht, und ihn darnach zu behandeln gewußt. In Diogenes fanden sie, daß er bei all seinem Bestreben sich

einen „Anſtand“, oder wie man zu Wien ſagt: einen „Kren“ zu geben, doch noch ſehr viele bubenhafte und kindiſche Elemente in ſich habe, und es gehörte nur das rechte Amalgam dazu, um ihn zu ihrer Freund- und Genoſſenſchaft und ſomit in den Rayon ihres Treibens herabzuziehen.

Druſus ſah den Geigenmeiſter auf dem Wege durch den Garten ganz liebäugelig einen Baum betrachten, der mit wundervollen Birnen behangen war. „Monſieur Berger,“ ſagte er gleich darnach, „wollen Sie Birnen? ich will Ihnen gleich welche herabſchütteln, halten Sie den Hut auf!“ Und ehe noch Diogenes Einwendungen machen konnte, ob es denn auch der Mama recht ſei u. ſ. w., waren ſchon alle drei jungen Bär's auf den Baum geklettert, und brachten ſelben in eine ſchwingende Bewegung, daß die Früchte in Menge herabfielen; manche fiel auf den Meiſter. Das unterhielt die jungen Männer, ſie munterten ihn auf, er ſolle in die Taſchen ſchieben, was er nicht verzehren könne. Dann wurde die erſte Stunde ordentlich abgehalten, denn die Zöglinge fanden noch eine Freude am Geigenſpiel, weil

es ihnen etwas Neues war. Die Zeit zum Speisen rückte heran. Diogenes der mit seinen Birnen nicht in das Speisezimmer zu gehen wagte, aus Furcht, man könnte das Geschenk, welches ihm doch nicht ganz legal dünkte, gewahren, — verbarg dieselben hinter einem Strauch, mit der Absicht, sie nach dem Speisen daselbst zu holen, und dem alten Raspelmayer damit eine heimliche Freude zu machen.

Beim Speisen lernte Berger (wie wir ihn von nun an, da er schon ins Leben eingetreten, nennen wollen), die beiden kleinen Fräulein Blanda und Aurelia, sodann Herrn Kramer, den Buchhalter und Geheimschreiber des Hauses kennen. Der letztere war ein merkwürdiger Mann in seiner Art, sehr klein, verschobene Schultern, gnomenhaftes Gesicht, zum Zorne geneigt, und doch dabei ein guter Bursche. Es war ihm an einer Ecke des Magazins ein vergittertes Departement angewiesen, in welchem er den ganzen Tag hindurch über Haupt- und Strazzabüchern brütete; man sah gewöhnlich nur seinen großen

Kopf, der wie abgehauen, wie ein Johanniskopf auf der Schüssel, auf einem großen Buche lag.

Die jungen Herren waren leidenschaftlich dafür eingenommen, in die Falle des Herrn Kramer hineinzukommen, und dort das Unterste zu oberst zu kehren. Das geschah aber sehr selten, denn der Buchhalter sperrte fleißig zu. Trotz dem, daß Madame Bär diesen Mann, was Worte anbelangt, höchst grausam behandelte, und oft die deutlichsten Anspielungen auf den abnormen Bau seines Oberleibes fallen ließ, war er ihr doch bis in den Tod ergeben. Ein gutes freundliches Wort machte ihn Wochenlang glücklich. Gerade solche treue Seelen wären oft so leicht und so wohlfeil zufrieden zu stellen, aber Herren und Frauen denken gar selten daran, ihren Untergebenen ein wenig eine Freude zu machen, indem man in ihre Denkweise eingeht, — doch das klingt ja schon wieder wie eine Predigt!

Einige Mark- und Beindurchdringende Pfiffe abgerechnet, welche die fest und gerade an das Porzellanteller angehaltene Gabel bei Berger ver-

ursachte, war das Speisen glücklich abgelaufen. Er küßte darnach der Hausfrau die Hand, und empfahl sich, um nach seinen Birnen zu sehen. Der Schalk Drusus, welcher sich während des Speisens entfernte, mochte sie weggeräumt haben. Berger machte dafür auf derselben Stelle die Erfahrung, daß Herr von Bär eigene Pferde und somit auch eine eigene Carosse haben müsse, welche letztere er auch im Hofraume stehen sah.

Am folgenden Tage wurde nur noch ein Viertelstündchen gegeigt. Cäsar war der sentimentalste und der jüngste von Bergers Schülern, er gerieth bei dem Terzgeigen in eine solche nervenerschütternde und sein ganzes Wesen durchgreifende Melancholie, daß ihm das helle Wasser über die Rosenlippen herab und in die Geigeneinschnitte hineinlief, dafür wurde er von seinen zwei ältern Brüdern ausgelacht, denen das Violinspielen schon zu beschwerlich wurde, und die es in so kurzer Zeit bis an den Hals genug hatten. In Berger erwachte das kindische Element, er machte einen Fall um den andern, bis

er endlich zur Freude seiner Schüler ganz aus dem geträumten Autoritätshimmel herausgefallen war. Er mengte sich bald in die Unterhaltungen der drei Bursche, und bei den folgenden Lehrstunden wurden nur einige wenige Minuten der Kunst geweiht. Ballenspiel, Haschemännchen, welches zu Wien: „Letzerl" genannt wird, und andere glorioſe Belustigungen kamen aufs Tapet, und die drei Schüler stimmten in dem Urtheile überein, daß ihr Geigenlehrer ein ganz prächtiger Junge sei. Eines Tages bemerkte Madame Bär, wie sämmtliche Geigenschule sehr erhitzt zum Speisen kam, und machte sogleich den folgerichtigen Schluß, solche Erhitzung könne unmöglich von der, wenn auch noch so außerordentlichen Anstrengung des Bogenführens herkommen, sie vermuthete, daß Lehrer und Schüler sich außergewöhnliche Pausen erlauben, und nahm sich für nächsten Tag vor, selbe zu belauschen.

Berger hatte auch Gelegenheit, den Tanzstunden beizuwohnen, welche der zu jener Zeit im Kärnthnerthortheater berühmte Tänzer Sedini gab. Berger betrachtete den Mann mit einer

halbneidischen Ehrfurcht. Er selber bekam für den Monat kaum einen Viertel-Dukaten, und dieser [redacted] einen ganzen für die Stunde! Sedini war damals schon ältlich und stellte sich bei jedem Entrechat, den er zeigte, zwischen zwei Sesselnlehnen, an denen er sich mit den Händen gemächlich anhielt, während seine Füße sich kreuzten. Berger bekam für jede Tanzstunde fünf Kreuzer Zulage, dafür mußte er die Violine handhaben, und alle Injurien des heftigen Tänzers geduldig in die Tasche schieben. Wie oft sagte Sedini: „Sie seien ein Hesel mein Err, Sie konen nixe geigen, Sie müssen sik rikten noch der Tanz!“

Auf die Bildung der Füße wurde im Bär'schen Hause mehr verwendet, als auf die Bildung des Kopfes; wenn man einem Lehrer in irgend einer wichtigen Wissenschaft für die Stunde hätte einen Dukaten geben müssen, man hätte darüber großen Lärm geschlagen.

Der nächste Tag ging nun in derselben laxen Observanz, wie die früheren vorüber. Ein Viertelstündchen wurde geraspelt, gestimmt, gelacht, da capo gerufen, kolophonisirt, und endlich, was

allen miteinander das liebste war, aufgehört. Das oberwähnte „Letzterlspiel" begann. Es war eben an Drusus einen der Spielenden einzu[redacted], und Drusus hatte es auf den Mann [redacted]er eingebüßten Autorität abgesehen. Ein Bassin des Gartens war ziemlich groß und hatte an drei Fuß Wassertiefe. Ein auf einem Steinblocke aufgesetzter Delphin schnaubte das Wasser, und auf dem Block war vom Rande hin ein Brett gelegt, um nach Belieben dünn- oder dickstrahlende Röhrchen an die Nasenlöcher des Seeungeheuers anzuschrauben. Das Brett war ein gefährlicher Steg. Berger wählte es als Asyl, um dem ihm nacheilenden Drusus zu entkommen.

Drusus aber war ein verwegener Junge, und ließ sich durch die Gefährlichkeit des Postens nicht abschrecken. Er machte einen Sprung auf die schmale Brücke, diese schlug um, und er und Berger lagen im Bassin, zum Schrecken der Goldfische, welche plötzlich auseinander zuckten, aber noch mehr zu ihrer eigenen Betroffenheit. Kaum hatten sie die theuren Häupter aus der grünen Flut emporgetaucht, so sahen sie Madame

Bär, die aus einem Gebüsche hervorkam, vor ihnen stehen. Drusus, als er seine Mutter gewahrte, rief mit gefalteten Händen, nachdem er das Wasser aus dem Munde gesprudelt: „Wills nimmer thun, liebe Mutter, wills nimmer thun.“ Berger stimmte den nämlichen Gesang an: „Soll nimmer geschehen, gnädige Frau, soll nimmer geschehen!“

Madame Bär aber war unerbittlich in ihrer Rache, und zudem die personificirte Resolution, sie faßte, und zwar zuerst einen Entschluß, dann aber Schüler und Meister beim Schopfe und beutelte alle zwei tüchtig durch mit den Worten: „Soll auch nimmer geschehen, soll auch nimmer geschehen!“ Nach befriedigter Herzensluft der Schopfbeutelei fragte Madame ganz unbefangen: „Wo ist Monsieur Berger!“ — „Ich bin's, gnädige Frau,“ rief dieser, nachdem er sich an den steinernen Rand geschwungen und wassertriefend Drusus heraushalf. „Ei sieh doch,“ sprach Madame Bär, „ich habe sie für Albin gehalten, sie haben gerade einen Kopf wie Albin, ich habe sonst nichts aus dem Wasser heraus

ſchauen geſehen, zudem konnte ich auch nicht denken, daß ſie mit den loſen Buben noch ihren Spaß machen.“ Berger ſchwieg und fröſtelte, und fröſtelte und ſchwieg; ein Bildhauer hätte aus ihm den Gott der Verlegenheit machen können. Madame Bär war ſehr diplomatiſch!

Nach dem Speiſen wurde Monſieur Kramer in das Zimmer der Madame Bär beordert, er erſchien mit einem ſubmiſſen Complimente, ſtellte ſich aber bald darauf auf den Fenſterſchemel, denn es lag dem guten Männchen außerordentlich viel an einer erhabenen Stellung; ſo erwartete er mit zurückgeworfenem Haupte die Befehle ſeiner Herrin.

„Sie können doch geigen, Monſieur Kramer,“ fragte ihn Madame, „wenigſtens habe ich ſie öfter auf der Violine von ihrem Zimmer herauf etwas winſeln gehört.“ — „Ja gnädige Frau,“ erwiederte der Buchhalter, geigen iſt in freien Stunden meine Phantaſie, ich habe keine andere Phantaſie als: geigen!“

„Na, na, Monſieur Kramer, das laſſen wir gut ſein, wir kennen ſeine Phantaſien ſchon, die

Sonntagabendsphantasien sind ganz eigener Art; er sollte sich schämen, alle Wochen einmal betrunken nach Hause zu kommen!"

„Gnädige Frau, können sie mir beweisen, daß ich das je gewollt habe, wenn ich fortgegangen bin? ist nicht aus meinem ordnungsliebenden Charakter zu schließen, daß ich gar keine Tendenz nach dem Trunke habe, und daß ein Rausch bei mir etwas Außerordentliches ist!" — „Ich bin der Ansicht, daß ein Rausch bei keinem Menschen etwas Ordentliches ist, am wenigsten bei einem Bu—" — „Und wenn es wäre, gnädige Frau, wenn das Trinken bei mir sogar eine Passion wäre, wäre es dann nicht meine einzige Passion, und hab ich damit Jemanden geschadet? Einige haben ihre Passion mit dem Tanzen, andere mit dem Schwimmen, andere mit dem Reiten, finden sie in mir eine solche Passion? Nein, und was folgt daraus? daß die Ordnung meine Schwester ist, und daß ich der Ordnung ihr Bruder bin." —

„Ich kann wahrlich nicht sagen, Monsieur Kramer, wie die Ordnung in ihre werthe Bekanntschaft gekommen ist. Jedenfalls wird sie

ihnen für diese Ehre Dank wissen, aber das weiß ich, daß ein ordentlicher Mensch nie so nach Hause kommt, wie Sie an Sonntagen nach Hause kommen!" — „Madame, lassen wir das, ich bin selber nicht der Meinung, daß das Trinken, was wohl sehr selten geschieht, zu meinen Vollkommenheiten gehört, ich weiß auch gar nicht, wie wir darauf gekommen sind, aber ich glaube, die gnädige Frau hat mich aus einer andern Ursache rufen lassen."

„Ja wohl, mein lieber Kramer, sie könnten dem Geigenlehrer auf den Zahn fühlen, ob er denn auch etwas versteht, er ist mir im Ganzen zu kindisch: doch dauert er mich, und ich will ihn nicht fortjagen, kann er sein Geschäft, so wollen wir ihn mitrennen lassen." — „O lassen sie mich sorgen, gnädige Frau, das will ich sehr fein anstellen, sehr fein, ich will ihn einladen, mein Zimmer anzuschauen, und dann muß er mit mir ein Duett spielen, ich natürlich den Prim und er den Secund, und wenn er den Secund geigen kann, wo ich den Prim geige, dann, sie wissen gnädige Frau, dem Verdienste seine Kronen, dann kann er was!"

Herr Kramer entfernte sich, selig darüber, daß ihn Madame Bär zu einer Privatmission verwendete. Er lud Berger ein, zeigte ihm seine paar alten Noten und Musikstücke, welche übrigens, wie alles im Zimmer des Herrn Kramer, mit der ängstlichsten Genauigkeit und Ordnung aufgeräumt waren. Wenn es den Philosophen Kant einmal irre machte, als er an jener Stelle am Rocke eines seiner Zuhörer, wo lange Zeit kein Knopf war, plötzlich einen solchen angenäht bemerkte, so war dieser Knopf noch ein Stern des Himmels gegen jene Kleinigkeiten, welche es vermochten, Monsieur Kramer aus seinem System zu bringen. Das Wort System war nämlich ein Lieblingswort des Herrn Kramer, er wendete es fast bei jeder Gelegenheit an, es war das einzige Geschoß aus der reichen philosophischen Terminologie, welches er geschickt oder ungeschickt zu handhaben wußte.

Berger wurde zur Prüfung wie in eine Falle verlockt, und weil der verschobene Mann seine Sache gar zu pfiffig und zu fein anstellen wollte, so kam es dahin, daß Berger den Lunten roch,

und also in Stand gesetzt war, auch seine Minen springen zu lassen. Berger secundirte einen Marsch mit vieler Leichtigkeit, den Kramer längst auswendig spielen konnte. Nun hatte sich aber der Junge im Leben schon so viele Erfahrung gesammelt, daß er wußte, man kommt selten gut an, wenn man Jemanden ins Gesicht sagte er sei ein Dummkopf, oder er verstehe Nichts, und man kommt selten schlecht an, wenn man Jemanden unverdiente Lobsprüche zollt. Er lobte Kramers Geigenspiel und somit hatte er den Mann gewonnen. Kramer eilte zur Madame Bär, und sein Bericht über den Geigenlehrer war der günstigste. Da es äußerst selten geschah, daß Monsieur Kramer gelobt wurde, er aber seinem Charakter nach auf solche Extraspeise auch versessen war, so beschloß er, den jungen Berger mit seiner Protektion und Freundschaft zu beglücken, und ihn einmal zu einem Spaziergange sammt obligater Einkehr in ein Gasthaus mitzunehmen. Von nun an wurde Berger immer für den ganzen Sonntag Nachmittag in das Bär'sche Haus geladen, und

war berufen, alle jene Feste und Unterhaltungen mitzumachen, welche daselbst mehr Geschäftshalber, als aus Vergnügungssucht gegeben wurden.

VIII.

Wie Herr Gockel gleich einem dürren Reis begossen wird, und wie er darüber aufgeht. Was Herr Kramer für Anarten an sich hat, und wie er verspricht, ein neues System anzufangen.

Wir junge Leute müssen eine Unterhaltung haben.
Alte Herren.

Trotz der menschlichen Schwachheiten, mit denen wir Sterbliche mehr oder weniger so ziemlich gesegnet sind, und die auch an den Individuen des Bär'schen Hauses nicht fehlten, war doch die ganze Bär'sche Familie höchst achtenswerth. Es herrschte dort jene echte Religiosität, welche die alten Wienerbürgerhäuser zierte. Der Sonntag wurde heilig gehalten, die Familie ging insgesammt in die Kirche, das Gesinde schickte man in den Gottesdienst, keinem Arbeiter und keinem Armen wurde wehe gethan, der ganze

Erwerb war inner den Grenzen der strengsten Rechtlichkeit betrieben.

Die Sonntagstafel war besonders im Sommer reich besetzt. An schönen Tagen speiste man im Garten, unter hohen schattigen Bäumen war der natürliche Saal, zudem wurde noch ein Zelt über den Tisch ausgespannt zur Abwehrung jedes Sonnenstrahles. Der Garten in der Nähe der Westbahnlinie, ist gegenwärtig noch der größte und schönste der ganzen Kaiserstrasse.

Den größten Theil der Gäste machten Geschäftsführer und Diener aus Handlungshäusern aus, mit denen Bär in Verbindungen stand. Unter ihnen ragte durch sein auffallendes Wesen und durch die Entschiedenheit seines Charakters ein Herr Gockel hervor; er war früher erster Commis, und seit einigen Jahren sogar Buchhalter im Großhandlungshause des Herrn Weißenthaler, Besitzers von Azzelbrunn, dessen schon früher Erwähnung geschehen.

„Du Frau," sprach Herr Bär des Morgens zu seiner Gemahlin, „Herr Gockel wird auch kommen, hat es ganz gewiß versprochen!" —

„Ach Gott, wenn ich nur den abgeschmackten Menschen nicht zu sehen bekäme, mir ist er in die Seele hinein zuwider, wenn er seine faden Späße macht, juckt es mich in den Händen, ich hätte eine außerordentliche Lust, ihm eine Maulschelle auf sein geschminktes Gesicht zu geben.“ — „Das nutzt alles nichts, du weißt, daß wir mit Weißenthaler sehr viele und sehr gute Geschäfte machen, laß ihn reden, ist ein nothwendiges Uebel, das Einladen, ein sehr nothwendiges Uebel, 's ist nicht wegen dem bischen Essen, das würde man gerne hergeben, aber das Genirtsein den ganzen Tag, die Leute fordern eine Menge Aufmerksamkeiten, man kann mit ihnen nicht grob sein, kann das Rauhe nicht herauskehren, und sie kommandiren dabei gerade so als ob sie zu Hause wären.“

Diese letzte Phrase mußte Herr Bär irgendwo anders gehört und aufgeschnappt haben, sie konnte offenbar nicht aus dem Schatz der eigenen Erfahrungen hergenommen sein, denn er war in seinem Hause nichts weniger als Kommandant. Uebrigens soll aus den obigen Worten zu

ersehen sein, wie Herr Gockel nicht ein Gast der freien Wahl, sondern des eigenen Interesse gewesen ist.

Die toile d'emballage des Herrn Gockel war immer nach dem letzten Journale, die Waare selbst an die sechzig Jahre alt, mit dem äußersten Bestreben, für jung zu gelten. Die Wangen waren roth, die Haare schwarz bemalt, der Backenbart, welcher nicht so leicht zu färben war, den aber Herr Gockel als einen alten Liebling nicht ganz aus dem Gebiete seines Antlitzes verweisen wollte, wurde immer dünner und dünner zusammenrasirt, daß er am Ende nur wie ein feiner Faden an den Ohren herabhing. Hätte Abraham a Sancta Clara seine Hände gesehen, er würde sich geäußert haben: „Wozu eine so schlechte Waare mit so vielen Schnüren einpacken?" denn die Adern daran waren wegen der häufig genossenen starken Weine sehr angeschwollen und heraußenliegend.

Wenn Herr Gockel ging, so war es ihm anzusehen, wie er den rührigen Gang eines Jünglings zu affektiren strebte, und wie diese Bestreb-

ungen gerade vom entgegengesetzten Erfolge gekrönt waren, denn sie stellten sein Alter nur um so deutlicher heraus. Viele Risse wurden da an seinen Gelenken sichtbar, die er vergebens zu verbergen suchte. Aber was heißt das Wort: „Diesen reißt er fürchterlich," oder überhaupt das Wort: „Riß" in dieser Bedeutung? Wir wollen versuchen, eine Definition darüber zu geben. Ein Riß ist eine unwillkührliche Bewegung in der willkührlichen, eine Rache des Alters, wenn sich der Besitzer desselben in die Jugend hineinlügen will, ein Riß ist ein Schmerz in den Beinen oder ein Zucken der Nerven, es ist die Hand des Meisters Hämmerlein, der sich am Seile der Todtenglocke spielt, wie sich Glöckner-Jungen spielen, ehe die Stunde zum Läuten geschlagen hat, denn sie ziehen an dem Strange, um die Glocke in eine schwingende Bewegung zu bringen, ein Riß ist das Anziehen an den Registern der Lebensorgel, um sie zum Leichenliede zu adjustiren; ein Riß ist ferner bisweilen auch ein Souvenir an eine liederlich verlebte Jugend. Ein solcher Riß faltet die Stirne, wie sich die Cor-

tine von oben herab mit Faltenwellen überzieht, wenn die Maſchine, welche ſie aufziehen ſoll, in Bewegung geſetzt wird, er iſt demnach auch eine zarte Mahnung, daß der Schleier von unſern Thaten in eben dem Augenblicke hinweggenommen wird, in welchem man das Leichentuch über die verſtorbene Hülle breitet; kurz, ein ſolcher Riß iſt eine ganze Predigt, aber Herr Gockel geberdete ſich immer ſo, als ob er kein Wort von dem ganzen ſo deutlich ausgeſprochenen Sermon vernommen hätte.

Er glich einer alten Maſchine, die wohl noch im Gange iſt, der es aber am Oele mangelt, und bei welcher die Räder ſich ausgelaufen und abgenützt haben, ſie ſcheint oft ſtehen zu bleiben, als ob ſie raſten wollte, oder als ob ihr plötzlich ein erſtaunenswerther Gedanke eingefallen wäre; in kurzer Zeit kommt aber das agens wieder in ſeine verkümmerten Rechte, und ſie geht gemächlich ihres Weges weiter, bis die Federkraft erſtorben.

Wenn Herr von Gockel irgendwo eintrat, ſo war ſein erſter Weg nach dem Gruße zum Spie-

gel; als wäre er in der beständigen Angst gewesen, irgend ein verwegener Zauberer tausche ihm sein Gesicht aus. Er hatte in dieser Beziehung eine sehr große Gedächtnißschwäche, denn er vermochte sich seine theuren Züge von einem zum andern Male nicht zu merken. Es hat mit einem dummen geistlosen Gesicht dasselbe Bewandtniß, wie mit einem dummen geistlosen Aufsatz, denn beide sind schwer auswendig zu lernen.

Um Ein Uhr Mittags wurde zum Speisen gerufen. Man reihte sich um den Tisch und faltete die Hände, um ein stilles Gebet zu sprechen. Die Anwesenden, mochten sie nun was immer für einer Gesinnung sein, hielten sich wenigstens ruhig und in einer decenten Stellung. Nur Herr Gockel, als ein vollkommen aufgeklärter Mann vermochte das nicht übers Herz zu bringen. Er war mit seinem theuern Leib so sehr zufrieden, daß er darüber ganz auf seine Seele vergaß. Während alle andern in betender Stellung verharrten, nahm er ein seidenes Sacktuch, und schlug damit die Staubatome herab, welche so keck waren, sich auf seine wohlgewichsten Stiefel

zu placiren; dann betrachtete er sich an den Fersen, dann wieder an den Zehenspitzen, immer fanden sich neue Atome, immer wurde aufs neue über die Fußbekleidung geschlagen, daß dem Sonnenglanz kein Abbruch geschehe; sodann zog er seine Vatermörder etwas mehr ans Licht, und hielt sich wahrscheinlich an den alten Volksausspruch, daß kein Vatermörder verborgen bleiben kann. Ferner tauchte er mit dem Kinn die Kravate hinab, um ihre elastische Potenz auf die Probe zu stellen, dann sah er auf die Uhr, griff in süßer Liebkosung nach dem überaus feinen Backenbart, fügte endlich die Hände zusammen und ließ sie nachlässig hinabhängen, wiegte aber dabei, so hart es ihm ankam, den rechten vorwärts gestellten Fuß, indem er eilfertig die Ferse in die Höhe zog, und sie wieder fallen ließ; sodann blickte er mit dem Gefühle unendlicher Ueberlegenheit auf das gemeine Pack, das noch den schrecklichen Aberglauben an einen Gott in sich tragen, und das ihm äußerst entbehrliche Bedürfniß des Gebetes fühlen kann. Das Gebet der Andern und die Grimassen des Herrn

Gockel waren zu Ende, der Hausherr nahm das Wort: „Meine Herren, wählen sie sich Plätze, ich meine, wir sollten es uns bequem machen; es ist heiß, entsetzlich heiß!“ Auf diese Aufforderung schälte man sich aus den Röcken. Herr Gockel fand selbst in diesem Umstande eine Gelegenheit, sein vermeintliches Licht leuchten zu lassen, denn er suchte in jedem Umstande, welcher seine theure Persönlichkeit betraf, mit dem größten Scharfsinne für sich eine Ehre heraus. — „Ich weiß eigentlich nicht,“ so fing er an, „warum ich meinen Frack ausziehe, ob ich ihn anhabe oder nicht anhabe, das ist nicht zu spüren; ganz echter Frack für die Hundstage, wiegt nicht mehr als 12 Loth, auf Ehre, feinstes Damentuch, Knöpfe, alles leicht, alles für die Hundstage berechnet, auf Ehre, bitte zu heben, meine Herren, meine Damen, bitte zu heben.“ — „Ach wie leicht, wie gering!“ so erscholl es von manchem Munde, und Gockel war für den Augenblick glücklich als Besitzer des 12 Loth schweren Frackes. Als das Rindfleisch aufgetragen wurde, zeigte sich Herr Gockel als ein bewaffneter Parasite, in der linken Gilet-

tasche hatte er ein ganzes Zeughaus von Zahnstochern aufgehäuft, welche nach einander zum Vorschein kamen. Er suchte auch beständig das große Wort zu führen, und redete Vieles von Theatern, von Landpartien, von getrunkenen und zerbrochenen Champagnerflaschen, von paradiesischen Gegenden und von noch vielen andern Dingen, für welche Niemand der Anwesenden ein Interesse zeigte, nebstbei besaß er aber auch die Gabe, sehr scharf darauf los zu essen, und keines von den kommenden Gerichten an sich vorbeigehen zu lassen.

Unter den vielen Schwachheiten, in denen Herr Gockel stark gewesen, verdient vorzüglich das Rühmen hoher Bekanntschaften hervorgehoben zu werden.

Man sprach eben beim Speisen von der Feinheit der jetzigen Gauner und Taschendiebe, und wunderte sich, mehr als recht, über die große Abgedrehtheit derselben; als ob die Diebe und Gauner zurückbleiben könnten, und als ob es ihnen zu verargen wäre, wenn sie mit dem allgemeinen Fortgang der Civilisation gleichen Schritt

zu halten ſtreben. — „Ah," ſagte Herr Gockel auf einmal über die Maßen laut, „ah, meine Herren und Damen, da iſt mir erſt dieſer Tage, Donnerſtags war's, nein Mittwoch, wann war denn der außerordentlich heiße Tag — iſt doch recht, wie ich zuerſt geſagt, am Donnerſtag alſo — ſteh Morgens 11 Uhr bei den Theaterzetteln am Ecke der Breunerſtraße beim Kaffeehaus, und leſe ganz in Gedanken; es war, wie geſagt, heiß, ich wollte eben mein Foulard aus der hintern Rocktaſche ziehen, um mir die Stirne zu trocknen, ich fuhr ſchnell zurück mit der Hand, wie es meine Gewohnheit iſt, denn ich kann das langſame Weſen nicht leiden, ich fahre alſo zurück und erwiſche eine Hand, die eben ſo gefällig war, meinen Gedanken oder vielmehr mein Sacktuch auszuführen; ich halte die Hand und rufe ein paar Mal: Diebe, Hallunken, Diebe! Währenddem drehe ich mich um, dem Verwegenen in's Geſicht zu ſehen — wen ſehe ich? iſts der General Keſſelberg, ein Erzſpaßvogel, ein guter Freund von mir. Wie er mich ſo entſetzlich rufen hört, ſagt er beſchwichtigend: „So ſehen

Sie mich nur an, Sie Teufelskerl, und machen Sie keinen solchen Spektakel!" Als ich ihn sah, nahm ich den Hut herab und sagte: „General Graf Kesselberg, was Sie doch immer bei guter Laune sind!" Und er sagte wieder: „Nun wie geht's, Gockel? lieber Gockel, wie geht's, ich habe Sie schon eine Ewigkeit nicht gesehen." „Ist nicht so lange; sage ich, sind erst um 14 Tage herum, wo wir uns im Prater zu Pferde begegneten; Sie probirten eben Ihren Falben zum ersten Mal, ein köstliches Pferd das, Gang und Haltung ganz unvergleichlich." Diese paar Worte freuten den General mehr, als ob ich ihm hundert Dukaten gegeben hätte, denn mein Freund ist ein großer Pferdefreund, und hält außerordentlich viel auf mein Urtheil; ja, als ich noch mehr Zeit hatte, kaufte er kein Reitpferd, ohne mich dabei zu Rathe zu ziehen. Wie viele Tage habe ich mit diesen Dummheiten verloren, wie viele Tage! Aber was liegt daran? Eine Hand wäscht die andere!"

„Weil ich den General eben in der besten Laune sah, benützte ich die Gelegenheit, für einen

Neffen zu intercediren, der Unterlieutenant ist; wir gingen Arm in Arm, ich und der General, über den Graben; ehe wir noch auf den Kohlmarkt gekommen, war das Oberlieutenantspatent fertig. „Verlassen Sie sich auf mich," sagte der General, „Ihr Neffe ist in vier Wochen Oberlieutenant, oder ich will nicht Kesselberg heißen; denn eben jetzt fallen Veränderungen vor. Besuchen Sie mich doch einmal, lieber Gockel; Sie wissen, um 10 Uhr ist für gewöhnlich meine Dejeunerzeit, da bin ich meistens allein, und wir können uns recht ausplaudern." Muß doch dieser Tage einmal hinzukommen suchen, sonst könnte er am Ende über mein Ausbleiben verdrießlich werden."

An dieser ganzen erzählten Begebenheit war nur das Eine keine Lüge, daß Herr Gockel wirklich einen Neffen hatte, an welchem die Reihe war, vorzurücken, und daß er einmal mit dem General Kesselberg irgendwo über Pferde sprach. Dieses Faktum wußte der Aufschneider zu einer ihn im höchsten Grade ehren sollenden Erzählung umzuwandeln.

Nach dem Speisen machten sich einige junge Männer der Gesellschaft den grausamen Spaß eines Wasserkampfes. Herr von Gockel war sehr guter Laune, kaum vernahm er von dem Projecte, als er es nicht nur billigte, sondern sich selber der Gesellschaft anschloß. Schon hatte man verschiedene Garten- und Baumspritzen zusammengetragen, und, so viel es thunlich war, die Oberkleider weggeworfen, als auch Herr von Gockel in einem eigenen Costüme erschien. Der Spaß war jugendlich und kindisch, und darum wollte Gockel, mit seinem Streben immer jugendlich zu scheinen, nicht dabei der letzte sein. Anderseits gedachte er der Risse in den Beinen, denen durch die Benässung mit kaltem Wasser, besonders wenn man sich noch vorher durch Laufen erhitzt, eben keine Abhülfe geschieht. Er hatte demnach alte, von Herrn Bär zur Waarenverpackung gebrauchte Wachsleinwand genommen, und sich in selbe wie in einen Mantel eingehüllt, daran sollten sich die herandringenden Fluthen abspülen, und so sein ihm heiliger Leib vor Durchnässung und den darauffolgenden unheimlichen Rissen bewahrt bleiben.

Nun war aber Herr Gockel den jungen anwesenden Handlungsdienern ein wahrer Gräuel, denn seitdem er im Comptoir des Handlungshauses Weißenthaler Buchhalter geworden, nahm er ein überaus hochfahrendes Wesen an, und pflegte seine anderweitigen Herren Handelskollegen höchst bagatellmäßig zu behandeln. Hier war nun eine Gelegenheit, Herrn Gockel und ihr Müthchen zugleich abzukühlen, sie sollte nicht unbenützt vorbeigehen.

Als ihn Madame Bär sah, war sie erstaunt über den alten Jungen im Narrenkleide. „Aber Herr von Gockel," redete sie ihn an, „was treiben Sie doch?" — „Was sollen wir jungen Leute machen?" antwortete er, „wissen Sie nicht, Madame, daß junge Leute ihre Freude haben müssen?" und bei diesen Worten tänzelte und trippelte Herr Gockel, als wäre er in den zwanziger Jahren gewesen.

Der Wasserkampf begann, man rangirte sich in zwei Parteien, Herr Gockel hatte einen eigenen Wasserkübel zur Munition, und postirte sich mit selbem hinter eine Statue des Bachus, der

auf einem Fasse ritt, und dieser war das beste Symbol von Gockel, denn Gockel war eben so wasserscheu, wie seine ihn gegenwärtig schützende Gottheit.

Beide Heere der Kämpfenden waren schon durchnäßt; nur Herr Gockel wußte sich in seiner Trockenheit wohl zu bewahren. Berger machte die Handelsagenten darauf aufmerksam, und unternahm es zugleich, Herrn Gockel, durch eine volle Wasserladung ins Gesicht, aus seinem Verstecke hervorzutreiben. Kaum war er zum Vorschein gekommen, so concentrirten sich alle Wasserstrahlen von Freund und Feind auf seine Persönlichkeit; er strauchelte und fiel, das Antlitz gegen die Erde gekehrt. Ein paar junge Herren, vom tollsten Uebermuth getrieben, schleppten gefüllte Gießkannen herbei, und begossen Herrn Gockel wie ein sorgsam gepflegtes Blumenbeetlein. Wer diese ganz wahre Scene nicht poetisch genug findet, möge sich daran erinnern, daß Bettina (Baronin Arnim) die hochpoetische Schwester von Clemens Brentano, und die bekannte Sakristeimagd im Tempel Göthe's, in ihrer zartesten

Jugend das größte Vergnügen darin fand, sich im Garten ihrer Großmutter zu Frankfurt ins Gras zu legen, und sich daselbst von ihren Gespielinen sänftiglich mit Kannen begießen zu lassen.

Herr Gockel war über diesen Ueberfluß von Wasser wüthend geworden, kaum fand er Kraft genug, um sich vom Boden zu erheben, als er sich an Berger anklammerte, und mit diesem im echten Sinne des Wortes zu raufen begann. Er mußte aber bald der jugendlichen Kraft des Letzteren unterliegen. — Nach dieser Scene schimpfte Herr Gockel fürchterlich über das ganze Haus Bär, über die Gemeinheit, solche Gassenjungen zum Speisen zu laden, über die Niederträchtigkeit der Behandlung, begehrte Wäsche von Herrn Bär, ließ einen Fiaker kommen und sich im höchsten Zorne nach Hause fahren. Das Spiel des Jugendlichen war ihm noch nie so sehr mißlungen.

Der Tag hatte für Berger noch nicht die Fülle aller Erlebnisse ausgegossen. Herr Kramer lud ihn nach der Wasserhetze zu sich, geigte mit ihm eine Weile, ließ sich darnach gebührend

loben, und nahm ihn, wie er es schon früher versprochen, auf einen Spaziergang mit.

Ehe wir noch das Endresultat dieser Promenade, was sich wohl leicht vermuthen läßt, schildern, finden wir uns gedrungen, eine charakteristische Scene aus Kramers Leben einzuschalten, und dabei gleich zu bemerken, daß wir bei der Schilderung dieses sonderbaren Herrn, so wie bei den meisten vorkommenden Persönlichkeiten fast nichts Anderes zu thun haben, als sie ihrem Leben und Wirken nach abzukopiren oder aufs Papier zu zeichnen. Wir hatten selber die Ehre, Herrn Kramer seit unserer zartesten Jugend zu kennen, auch wir gehörten zu seinen Herren Vettern; denn es war seine Gewohnheit, alle jugendlichen Individuen, welche mit den Bär's bekannt oder verwandt waren, ganz zutraulich Vettern zu nennen; wofür er hingegen von allen aus Dankbarkeit meistentheils „der bucklichte Herr Vetter," und selten „Herr Kramer" genannt wurde.

Wir weihen nun jener kurzen Begebenheit einige Zeilen, welchen die Aufschrift gebührt:

Wie der Herr Vetter Kramer in das Bär'sche Haus kam.

Kramer war damals über die Dreißig, und diente als Schreiber in einer Pulvermühle an der böhmischen Gränze, wo er wenig Geld, eine schlechte Kost, viele Arbeit und Schreiberei bekam; zudem war sein Logis ober einem Pulverkeller, und er konnte sich sonach mit dem angenehmen Gedanken beschäftigen, ob nicht einmal das ganze Haus die Wanderlust ergreife, und ihn aus purer Gefälligkeit eine Reise in die Luft mitmachen lasse. Dieser Gedanke scheint ihn auch bisweilen in schlaflosen Nachtstunden beschäftigt zu haben, wie dieses aus seinen papierlichen Notizen hervorgeht.

Kramer war nicht ohne Sinn für die Aufschreibung seiner Gefühle und Gedanken, wie dieser Sinn in unserer Zeit überhaupt bei vielen Leuten durch das Lesen genährt und in der That geübt wird. Von den verschiedenen Blättern, welche uns von dem kleinen Manne eingehändigt worden, wollen wir eine kleine Auswahl treffen, welche zeigt, wie eigentlich seine inneren Gedanken

ganz anders waren, als man es seiner Charakterschilderung nach meinen sollte, und doch ist beides wahr. Wie schwer ist es überhaupt, über den Gehalt eines Menschen ein Urtheil zu sprechen, und wie leicht machen wir uns daran die Arbeit; wie so gerne sind wir geneigt, die meisten Menschen, die uns nur auf einige Stunden oder Augenblicke in den Wurf kommen, zu verdammen oder zu verdummen, zu vereseln oder zu verochsen, zu verschimpfen oder zu verunglimpfen: den Tadel werfen wir mit vollen Händen hinaus, und das Lob wägen wir auf der Goldwage. O meine Herren, wenn wir doch nur bisweilen nachdächten, was wir für kuriose Herren sind; wir nennen uns Herren der Schöpfung, und hätten bei weitem mehr Recht auf den Titel: Herren der Vernichtung. — Dieselbe Klage konnte mit Recht auch Herr Kramer auf seiner Pulvermühle führen. Er suchte Anfangs daselbst die Gesellschaft der nachbarlichen Beamten und Honoratioren; diese gemeinen Seelen fanden aber ihre höchste Freude nur darin, wenn sie den armen Burschen seines Höckers wegen bewitzeln

konnten. Es schmeichelte wahrscheinlich Jedem von ihnen ungemein, daß er gerade gewachsen war, und darum wollte keiner Herrn Kramer für ebenbürtig halten.

Somit zog sich Kramer aus der Gesellschaft zurück, und brachte seine freien Sonntage in der Waldeinsamkeit zu, und unterhielt sich Abends in der Gaststube eines elenden Dorfwirthshauses mit den Bauern, welche wenigstens so viel Takt und Achtung hatten, ihm von seiner unförmlichen Figur nichts ins Gesicht zu sagen. Er las auch bisweilen Bücher, und konstruirte sich selber eine ganz eigene poetische Schreibart, die wir nicht anders als zerhackt und zerstückelt zu nennen vermögen; denn sie bestand aus ungemein kleinen, kurzen, zarten, sinnigen und unsinnigen Sentenzen, gerade so, wie wenn eine Dame oder ein Mädchen von vielen Anlagen, aber wenig Bildung, einen Brief schreibt. Die Belege zu Kramers Häckerlingspoesie wollen wir im nächsten Abschnitt folgen lassen, und nur vorerst die versprochene Episode seiner Ankunft im Bärischen Hause, dann seine Promenade mit Berger an-

führen. — Durch Empfehlungsschreiben war er aufgenommen worden, ohne daß man ihn früher zu sehen bekam. An einem Samstage Abends sollte er in Wien und zugleich im Hause seiner Bestimmung eintreffen. Es war Winterszeit; als er den Gesellschaftswagen, in welchem er in die Metropole geschleppt worden, verlassen hatte, mochte er von der Kälte sehr zusammengerüttelt gewesen sein. Er ging ins nächste Gasthaus, um sich zu restauriren. Die Absicht war also, wie bei ihm immer, die beste, nur war der Erfolg statt Restauration — Destruktion.

Ein Stubenmädchen ging zum Eisengitter, als die Klingel erscholl, und sah einen schwer athmenden Rumpf mit glühenden Augen, gleich einem wilden Thiere in der Menagerie, durch die Stäbe schauen. Sie fragte: „Was will der Herr?“ — „Hier logirt ja der Herr Bär mitsammt seiner Fabrik?“ — „Ja.“ — „Nun ich bin der neue Schreiber, will ich sagen: der neue Buchhalter!“ — Nachdem er diese Worte gesprochen, folgte wieder ein ganz eigenthümliches Gestöhne. Nach längerer Discussion wurde end-

lich aufgemacht, man meldete ihn dem Herrn, der sammt der Familie beim Abendessen war.

Herr Kramer aber war von einer so unseligen Steifheit befangen, und lehnte so fest halb am Eisengitter und halb an der Mauer im Winkel, als ob er dort angenagelt wäre; er konnte sich trotz allen Befreiungsversuchen nicht losmachen. Nachdem er vom Mädchen aufgefordert war, einzutreten, und diese sah, daß er ihren Anforderungen nicht nachzukommen vermochte, meldete sie diesen Umstand ihrer Herrschaft. Herr Bär sammt Frau gingen vom Abendessen weg heraus auf den Corridor. Als Kramer die Beiden kommen sah, zog er das Zeugniß seines frühern Dienstherrn aus der Tasche und überreichte es Herrn Bär mit den Worten: „Ich bin der neue Buchhalter," und mit der Bemerkung, daß ihm gegenwärtig sehr unwohl sei. Die Ursache dieses Unwohlseins ließ sich bald erkennen; im Zeugnisse war zum Ueberfluß die Mäßigkeit des Herrn Kramer ganz besonders hervorgehoben. Als Kramer den letzten Versuch machte, sich von seiner Stellung loszuringen, erschöpfte er seine

Kräfte so sehr, daß ein plötzliches Umsinken seiner werthen Persönlichkeit Statt fand. Zum Glücke fiel er auf die Staffel nach oben und erhielt sich am Geländer.

Man stand ihm bei; während er aus der wagrechten in die senkrechte Stellung gebracht wurde, stammelte er einige Male, jedoch sehr seine eigenen Worte unterbrechend: „Sie verzeihen schon, ist nur so eine Anwandlung, — so ein Schwindel; — es wird für mich das Beste sein, — wenn ich ins Bett komme.“ Das Stammeln verrieth den Grund seiner Nervenschwäche. Man war barmherzig mit ihm, und brachte ihn auf sein für ihn bestimmtes Kämmerlein. „Der erste Auftritt dieses bucklichten Kameels,“ bemerkte Madame Bär mit großer Zartheit, „war ohne weiters rührend; wenn er es noch öfter so macht, so wird er sein Stück in unserm Hause kaum zu Ende spielen.“

Man fand aber bald darnach Gelegenheit, seine goldechte Treue sammt andern guten Eigenschaften kennen zu lernen, und sah, daß Kramer ein wahrer Edelstein für die Bär'schen Geschäfte

war, wenn auch seine Außenseite zu spitz geschliffen schien, wenn er auch an Sonntagsabenden bisweilen seinen schimmernden Glanz auf einige Stunden einbüßte, nicht wie Edelsteine vom schönsten Wasser, sondern vom Weine funkelnd.

Wir kommen nun daran, uns mit den Folgen eines solchen Sonntagsausfluges zu beschäftigen. Berger und Kramer waren beisammen und tranken in einer Kneipe außer der Linie Wein. Es war die Weise des Herrn Kramer, im Wirthshause so lange schweigend zu sitzen, bis der Wein durch seine Adern rollte, wonach auch immer sein Gesicht die ernsten Falten ausglich, in die es für gewöhnlich gelegt war, und seine Sprachorgane, jedoch nur dann in Thätigkeit kamen, wenn ein guter Freund, oder einer, den er für einen solchen hielt, an seiner Seite saß. Es war Abend, und man machte sich auf den Weg nach Hause. Kramer aber hatte noch keine rechte Lust zum Nachhausegehen; denn der Dämon der Lumperei, welchen er die ganze Woche muthig zu bezwingen vermochte, war an Sonntagsabenden losgekettet. Er führte Berger in ein Kaffeehaus, und es er-

götzten sich Beide am Billardspiel, wobei Kramer trotz seiner schweren Zunge nicht ermangelte, seine Kenntnisse als Kaffeehausbruder zu entwickeln, den jungen Mann zu erinnern, daß er mit dem Queue keine Lampengläser herabschlage, denn es koste jedes 12 Kreuzer, daß er ferner Acht habe, kein Loch in das Billardtuch zu stossen, denn man müsse so viele Dukaten hergeben, als nöthig seien den Riß zu decken, und endlich soll er auch mit selbem nicht gedankenlos herumfahren, sonst könnte er einem der Umstehenden die Augen einstossen, und das würde eine für beide Theile unangenehme Geschichte sein. Dabei trank Herr Kramer einige Gläser Punsch, und freute sich immer mehr, daß er in Berger einen so vortrefflichen Freund gefunden. Als sie aber Beide gingen, und auch Berger, der ungewohnten Lebensweise wegen, nicht mehr in einem Zustande war, auf einem Seile tanzen zu können, so lud Kramer seinen Schüler dringend ein, mit ihm nach Hause zu gehen und in seiner Kammer zu schlafen. Berger willigte ein, und wurde Zeuge der sonderbarsten Scenen, Ordnung und

Liederlichkeit rauften sich um den Besitz des Buchhalters.

Kaum war er in sein Zimmer getreten, so fing er an, wie folgt: „Warte nur Freund, ich will dir die Hälfte von meinem Bette auf die Erde geben, edler Freund! Wo ist denn ein Licht? — edler Freund! sieh, sieh, da muß mein Feuerzeug sein; aber wozu brauchen wir Licht, wir legen uns schlafen, — nicht, edler Freund? schlafen —

„Helft Leutchen mir vom Wagen doch,
Seht her, mein Arm ist schwach!“

Saperdipix, wo ist denn mein Stiefelknecht? Fi, fi, fi, komm doch, Hanserl — Hanserl, wo bist du? schön herein! — da, da! — such, such, such, du dachsbeiniger Schurke, wo steckst du denn? gar keine Ordnung!“ (während dieser Worte pfiff er dem Stiefelabziehinstrumente, wie einem Hunde, und führte Zwiesprache mit ihm wie mit einem lebenden Wesen) „keine Ordnung! wer war in meinem Zimmer?! ich schlage Alles zusammen, wenn wer in meinem Zimmer gewesen ist! kein Mensch hat das Recht, die ganze Welt, die ganze

Welt hat kein Recht, nichts, gar nichts! Ach' hab ich dich, du schlechter Lumpe du, hab ich dich — ich werde dir Versteckens spielen!"

„Bei Leipzig draußen, wie ihr wißt,
War's just kein Kinderspiel, —
Die Kugel hat mich stark begrüßt,
Dort lag ich im Gewühl."

Mit diesen Liedesworten begab sich Kramer auf den Corridor, denn es war seine Gewohnheit, bei schmutzigem Wetter die Stiefel nie in seinem Zimmer abzuziehen. Er postirte sich in eine Fensternische, stellte den mühsam gesuchten Stiefelsclaven auf, und indem er die Zeilen sang:

„Wenn diese Flasche mir zerbricht,
Sind alle Freuden aus!"

hörte er ein furchtbares Geklirre, verstummte, und zog seinen Fuß zurück. Eine Magd hatte gegen ein Dutzend Fenster, die geputzt worden, übereinander dorthin gestellt, als auf einen sichern Platz, und Kramers Fuß war durch alle untern Scheiben gefahren. — Dienstbare Geister des Herrn Bär, welche in der Nähe wohnten, erschienen auf den gehörten Lärm, und stellten

Kramer zur Rede, wie er denn um Schlafenszeit einen solchen Spektakel machen könne? „Ich," sagte dieser, „ich? — Wer hat diese Fenster da hergestellt? Das ist Bosheit — ich weiß, was Bosheit ist! wer hat ein Recht, Fenster dorthin zu stellen? — Drei Jahre bin ich da, und nie ist dort eine Glasscherbe gelegen, wozu nun heute diese Menge Fenster? Das ist reine Neckerei!"

Darnach zog sich Kramer brummend in sein Gemach, und warf sich auf sein Bette, unbekümmert um seinen geladenen Gast, und rasselnd, stöhnend, schnarchend, blasend, und kurz alle Töne erzeugend, welche aus der menschlichen Kehle hervorgebracht werden können, ohne daß sie mit der menschlichen Stimme die geringste Aehnlichkeit haben. Berger suchte sich im Dunkel einige Stühle zusammen, und machte sich das Lager so gut als möglich; oft jedoch wurde er vom Schlafreden des Herrn Kramer aufgeweckt. Oefter als zwanzig Mal sprang der benebelte Herr Vetter von seiner Lagerstätte auf, um sich zu überzeugen, ob er den Thürriegel

auch wirklich fest zugeschoben habe, denn er fürchtete sich entsetzlich vor Dieben. Er traute seinen Ueberzeugungen selber nicht, und kaum hatte er beim Riegel nachgesehen, als er schon wieder vom Bette aufsprang, und die Worte murmelnd: „Wie, wenn es aber doch offen wäre!“ neue Untersuchungen anstellte. Kramer sprach dem Ungarischen „Ausbruch“ (einer Weingattung) mehr als billig zu. Hätte er dies weniger gethan, so hätte er sich auch wahrscheinlich weniger vor dem Einbruch gefürchtet.

Es ging schon gegen Morgen, und das Licht dämmerte bei den Fenstern herein, als Kramer noch immer seine Selbstgespräche fortsetzte, sie wurden von Berger angehört, und wir heben nur ein paar charakteristische Worte davon heraus:

„Sie ist eine gute Frau,“ so phantasirte der Schreiber, offenbar Madame Bär meinend, „aber wenn sie nur das Eine nicht hätte, das ist recht abscheulich, recht grauslich — vor andern Leuten wegen meinem Unglück zu reden — ja das ist schlecht — was brauchen es andere Leute zu

wissen, daß ich ein wenig ausgewachsen bin? Wenn sie aber hören: „der bucklichte Kramer," dann sehen mich die Leute hinter dem Rücken an, und das Malheur ist fertig. Viele Fremde, welche kommen, die würden gar nichts bemerken, besonders im Winter, wenn ich meinen Mantel anhabe, oder wenn ich meinen braunen Ueberrock anhabe; und die kleinen Schlingel, besonders der Drusus, das gottlose Kind, die machen es ihrer Mutter nach — ein wahres Verderben das für die Familie, ein wahres Verderben! Was soll aus den Jungen werden, wenn man sie schon so frühzeitig achtbare Leute verspotten hört? Nichts, Taugenichtse müssen sie werden, wahre Taugenichtse, die sich über Alles lustig machen, die sich am Ende sogar über das Heiligste lustig machen! Ist das eine Erziehung? Nein, das ist ein Gräuel, ein Führen zum Abgrunde, eine Strasse zum Verderben!"

Als Kramer erwachte und die Unordnung in seinem Zimmer sah, und Berger bemerkte, der auf den Sesseln hingestreckt lag; da suchte er sich mühsam die Ereignisse des gestrigen Tages

zusammen. Als er in seinen Gitterkasten ging, machte er in Anbetracht der Fenstergeschichte, welche ihm Berger ins Gedächtniß zurückrief, keine schallenden Schritte, keine grandiosen weithindröhnenden Kehlereinigungsversuche, welche man im gewöhnlichen Leben Räusperer nennt. Er schlich sanft wie eine Katze hinein, öffnete still seine Bücher, und schreckte selbst vor dem Gekratze seiner Feder zusammen; denn er konnte sichs an den Fingern herzählen, daß das Dienstpersonale Madame Bär von seinem Fehltritte in die Fensterscheiben, ingleichen von seiner spirituösen Exaltation Nachricht gebracht haben werde. Sein prophetischer Geist irrte nicht, in Kurzem erschien Madame Bär; ihr Schritt schon, mit welchem sie ins Magazin trat, verkündete Unheil. Kramer räusperte sich ganz kleinlaut und kläglich, wie ein Ferkel, dem des Schlächters Messer an der Kehle sitzt. Der Sermon begann: „Er ist ein sauberer Patron! Pfui, ich möchte mich schämen — solche Skandale. — alle Fenster zerschlagen — ist das ein Benehmen in einem soliden Bürgerhaus — und den

jungen Menschen hat er auch noch mitgenommen — nicht genug daß er ein liederliches Tuch ist, auch Andere müssen noch verdorben sein."

„Frau von Bär," erwiederte Kramer, „ich sehe meinen Fehler ein, ich bin nicht obstinat, aber für die Fenster kann ich rein gar nichts. Uebrigens wird vom künftigen Sonntag an, ein anderes System angefangen. Ich sehe es ein, es geht nicht, es muß ein anderes System aufs Tapet kommen!"

Und Kramer hielt Wort. Die Folge des neuen Systems war, daß man ihn am künftigen Sonntage nach Hause tragen mußte, was er dann am künftigen Tage bei der Zuredestellung einem plötzlichen Magenübel und dem darauf erfolgten Schwindel zuschrieb. Ach du armer Herr Vetter Kramer, wir reden mit so sichtlichem Vergnügen von deinem einzigen Fehler, von deinen Räuschen, die du dir vielleicht im zeitweiligen Mißmuth über deinen Höcker angetrunken; — und von all deinen schönen Eigenschaften, von all deinen Tugenden, die du

an Werkeltagen und ſelbſt an Sonntagsvormittagen an dir hatteſt, machen wir gar keine Erwähnung! Iſt das nicht eben ſo ſchlecht, oder vielleicht noch ſchlechter, als deine Räuſche? Aber ſo iſt es der Welt Lauf! Wer kann dafür?

IX.

Wie Kramer an einem Morgen sonderbare Einfälle hat, wodurch der Beweis hergestellt wird, daß er ein kurioser Kauz ist, woran Niemand gezweifelt, der ihn je zu sehen die Ehre hatte.

„Selig ist der Mensch, der mit sich selbst in Friede ist, und unter allen Umständen frei und unerschrocken auf und um sich sehen kann. Es gibt auf Erden kein größeres Glück."
Matthias Claudius.

Es folgen hier die versprochenen zerstreuten Blätter aus Kramer's Schriften als ein kleiner Beitrag zur Schilderung seiner werthen Persönlichkeit, sie scheinen sämmtlich auf der Pulvermühle abgefaßt, welche in einer reizenden Gegend des nördlichen Theiles vom Erzherzogthume Oesterreich liegt, wir erlaubten uns die

ganz apparten Gedanken des Schreibers anzuführen, und bitten vornehinein sich nicht an dem beständigen Wiederkehren der Schimpfnamen zu stoßen, welche Kramer über alles Vorkommende ausgoß, denn eben dieß Schimpfen war einer seiner wesentlichsten Charakterzüge.

Früh Morgens im Mai auf dem Johannisbogel.

Gott zum Gruß, du lieber klarer Sonntag! leise weht die Luft von Osten, sie hat geblasen ins weiße Pflaumennest der Sonne, schon fliegen die ersten Strahlenflocken über den Mühlhäuserberg, es wird licht. Gott zum Gruß, ihr verschlafenen baumstarken Kerle, Monsieur Fichte, Monsieur Tanne, Monsieur Holzapfel, immer noch die Schlafhauben auf dem dummen, steifen Schädel, zum Andenken an's fleißige Mädel an die Nacht, die was Besseres thun könnte, als euch Hauben stricken, und zum Andenken an den halbblinden Weber: Nebel, der euch seine schleifsigen, rissigen Kappen erst am Morgen aufsetzt, wenn ihr schon ausgeschlafen habt! Wann wirst

du der Sonne ins Geſicht ſchauen, du alter dicker Kerl Eichbaum, ſollteſt dich ſchämen, ſchämen wie ein alter Mann, der ein ſchlechtes, gottloſes Maul hat: ſo ſind deine Früchte nur für Schweinemägen und doch biſt du Krieger durch und durch, den Hut über und über mit Eichenlaub beſteckt!

Morgenroth, Morgenroth, zarte verſchämte Jungfrau! komm doch nur näher, du wagſt jetzt nicht einmal die Augen aufzuſchlagen, und in einigen Stunden ſchießen Flammen heraus!

Morgenroth, Morgenroth! klopfe mit deinen Roſenfingerlein an die Vogelneſter, poche ſie auf die kleinen Schelme, welche die ſonderbare Kunſt verſtehen, den Kopf unter die Flügel zu ſtecken, und ſtehend zu ſchlafen. Baumhackel, du poſſirlicher Lump, was biſt du für ein geſchäftiger Mordkerl, eine wahre Baumpolizei, den Schnabel in jeder Fuge, wo verderbliches Ungeziefer hauſt. Immer ſchweigſam, weil du bergan ſteigſt, in Spindelringen höher und höher um den Schaft, bis zum Wipfel hinauf! Man ergötzt ſich an deinen Sprüngen im ganzen deutſchen Land, darum haſt du auch Namen allerhand, Baumſpecht

und Grauſpecht, Baumkletterer und Baumläufer, Baumſteiger und Baumreiter; aber alles das iſt hölzern, wie deine Arbeit; nur in Oeſterreich nennen ſie dich wie es am beſten klingt, und dir's am meiſten zugehört: „Baumhackel!“ Was für ein ſtiller Jubel für die Bauernjungen, wenn ſie dich ſchweigend belauſchen in deinen aufſteigenden Lebensläufen, und wenn ſie ſich in's Ohr flüſtern: Da ſchau einmal den Baumhackel an, wie der Kerl hackt!

Nußhäher ſchreit: Auf, auf ihr kleines Geſindel, 's iſt ſchon heller Tag, Baumhackel iſt Taktſchläger, die kleinen Muſici ſtimmen ihre Geiglein und ihre Flöten tſchi, tſchi, tſchi, tſchrr, tſcharum! Baumhackel gibt das Zeichen, mit ſeinem Schnabel an die Baumrinde pickend, wie ein Muſikmeiſter mit dem Fiedelbogen auf's Notenpult ſchlägt: Holla, he, he! jetzt iſt der Teufel los, alles aus dem Takt, jeder auf ſeine eigene Fauſt, o ihr eigenſinnigen Hallunken! warum habt ihr keine Harmonie? — Was ſagſt du, Spottvogel, du kecker verwegener Kerl, wie kannſt du herabrufen: O ihr eigenſinnigen Hallunken!

warum habt ihr keine Harmonie? Geht das uns an, uns zweibeinige ohne Federn, weißt du nicht, daß wir machen können was wir wolten? Wir haben unsere ganze Harmonie in die Musik gesteckt, da halten wir verzweifelt auf den Takt, da darf sich nicht Ein falscher Ton hören lassen! Hast recht, Spottvogel, aber warum bist du so einsam und so allein? warum hast du so schäbige spatzenartige Federn, warum hast du das Gewand eines armen Teufels? he? Schlechtes Geschäft das, nicht? schaut nichts heraus beim Spottvogelgeschäft, je besser es geht, desto weniger trägt es ein! Sie jagen dich von einem Ort zum andern, darum hast du auch dein Ränzlein immer geschnürt wie ein störriger Geselle, der den Wanderstecken nicht aus der Hand legt, weil die Leute sich mit ihm nicht vertragen können. — Welch' ein heilloser Lärm, welch' ein Durcheinander? Die Sonne ist da, die Ruhe ist hin. Ihr schreit ja, als ob es einer dem andern zu Fleiß thät. — Der Gimpel klagt melancholisch, er klagt über das Unrecht der Menschen, die ihn dumm nennen, und er ist doch so ein bedachtsamer Vogel voll

von spießbürgerlicher Gesinnung, hat gar keine Freude am Lärmschlagen, ist ein Rothlaufdoktor, dessen Käfig man zum Krankenbette hängt, um gesund zu werden, ich weiß nicht ist das Sympathie oder ist es Physiologie, oder ist es Unsinn, ich weiß nur, daß es geschieht, und daß der Gimpel sein Leben dabei zum Opfer bringt. Wie herrlich weißt du zu singen in deiner Gefangenschaft! Und was für eine Galle hast du über Bremsen und Fliegen, die dich stören in deinen mühsam durchdachten Melodien, und wie fangst du an zu pfeifen gleich einem ungeschmierten Schiebkarren, wenn dir so ein unmusikalisches Insect in dein Tonwerk pfuscht. Zeisig, Zeisig, was bist du für ein lockerer Vogel, überall und nirgends, husch dort, und husch wieder da, sträubst dich am meisten gegen das Gefangensein, und stoßest dir die ersten Tage, welche du im Bauer zubringst, die Federlein vom Köpfchen! Alles singt und trillert, Buhu schweigt, hat ein Paar große Federn hinter seinen paar großen Ohren, Buhu schweigt und sitzt auf seinen wollenen Strümpfen, und rückt höchstens zwei Zoll weit auf seinem

Aestchen hin und her. Eichkätzlein schlägt Kastagnetten auf seinem hohen Tanzsaal ka ka kra krr! was sind das für sonderbare Parketten über die es hinfliegt, Zweig und Aeste wunderlich verschlungen, eigens gezeichnet, durch keinen Leim zusammengehalten, aber hie und da vom Peche triefend, vom Morgenthau gewichst und geglättet, die Musik kommt von unten, wie die Wärme bei der Meißner'schen Heizung; aber bei alledem ein wahrer Viehspektakel. Und lustiger schäumt der Waldbach über den Felsenhang, er will sich auch durch den Allerweltslärm hindurch bemerkbar machen; rausche nur zu, unermüdeter Perlenblaser, nur frisch in die Höh', tausend, nochmal tausend und wieder tausend, Sonne ist schon da, Maler und Vergolder zugleich, die Perlen spielen in allen Farben, wird dieser Schmuck doch hinaus gestreut mit vollen Händen! Erdbeere nickt dankbar, Blümlein machen einen artigen Knix wie kleine drollige Mädchen, für jedes schillernde Steinchen, für jeden demantigen Wassertropfen, der ihnen aufs Köpflein fliegt! Was gibt es da für Ordenssterne, für Blüthenkronen in Brillanten gefaßt,

kümmert sich kein Kukuk darum! Hollah! ein ganzer Trupp Zeisige, herumwandernde Komödianten, fliegen alle zum klaren Wasserspiegel, zur großen Thee- und Kaffeeschale, aus der sie ihr Frühstück nippen, das Köpflein hinab, so recht, jetzt ist der Schnabel voll, und das Köpflein wieder hinauf, als ob ihr eurem Schöpfer für jeden Tropfen einen dankbaren Blick zeigtet; da machen es wir Zweibeinige ohne Federn viel bequemer, wir fressen uns oft tausendmal halb zu Tode, ehe wir einmal dabei auf unsern Herrgott denken, eh' wir einmal unsern dankenden Blick nach oben wenden! O Mensch, o Vieh! o Vieh, o Mensch! was ist das für ein himmelweiter Unterschied, und wie sehr sind wir im ganzen Leben bestrebt, nur die Kluft recht auszufüllen, nur recht viehähnlich zu werden.

Füchslein schleicht, Füchslein kreucht, schaut pfiffig und bedacht rings herum, was das doch für ein feiner, pfiffiger, abgedrehter Kerl ist, und doch nur ein Vieh! O ihr Fuchspotenzen im Menschenpelz, was seid ihr anders als Viehsublimate, warum muß ich an euch denken in der

Waldeinsamkeit, warum laßt ihr mich nicht allein in der Waldfreude, o ihr füchsischen Bälge allzumal, auf Berg und Thal, ihr Sammtstiefel- und Sammtpfotenbesitzer, ihr Klauenverstecker, was wäre das für eine Gerechtigkeit im Himmel, wenn ihr nicht einmal ins große Fangeisen kämet? Klatsch, schlagt das Eisen bei jedem zu, Klatsch, wird es bei jedem zuschlagen! Ein Heiliger muß demüthig sein, er kann schweigen, es gibt aber Zeiten, wo er reden muß, aber gerade und offen! Wer aber hinterlistig ist, und der bei einer kriechenden Außenseite eine hochfahrende Innenseite hat, welche sich schon durch das Dasein eines Größeren oder Edleren beleidigt fühlt, den grüße Füchslein, das ist dein Bruder, zwar auch ein Heiliger, aber von jener Gattung, welche man kuriose nennt. Ein großer, edler Mensch kann nie hinterlistig sein! — Aber kann ich denn die Gedanken an die Menschen nie loskriegen? Warum bin ich herausgegangen in den Wald, als um auf sie zu vergessen? Aber was nutzt das alles, die Vieher, sind immer so gefällig, uns die Menschen ins Gedächtniß zu rufen.

Sum, ſum! ſum! das heißt: ich bin da! So ruft der Hummel, der ausgefreſſene, ſchwerfällige, dem Fraß und der Völlerei ergebene Tagdieb, was er doch für einen Mordionlärm macht, als ob er den ganzen Tag über die Hände vollauf zu thun hätte! Ewiges Klagen über viele Arbeit, überhäufte Geſchäfte; aber fange ihn ja keiner, um ihm in's Ohr zu raunen: Aber Monſieur Hummel, ich glaube nicht auf Ihr Gebrummel, Sie ſind mir als Geſellſchafter werth und lieb, aber ich halte Sie für einen Tagedieb! Ziſch, wird er's machen, der Hummel, und Saperlott wird der andere ſchreien, denn der Hummel iſt ein Bandit und geht nie ohne Dolch ſpazieren, er macht, wenn er ſich den Bauch anſchlemmt, mehr Lärmen als zehn Bienen, die für andere arbeiten und ſammeln! O Menſchenwelt, wie gleichſt du der Viehwelt. Da lob ich mir den Schmetterling, wenn er auch ein Tagedieb iſt, ſo iſt er doch beſcheiden, ein kleinlicher Burſche, hat eine Freude an glänzendem Gewand und ſchillernden Ringen, iſt aber dabei ſtille und macht keine Prätenſionen.

Wenn ich so im Gras liege, da seh ich die Käfer um mich herumkriechen, gar ein stilles Volk das, lauter Krieger, die den emaillirten Harnisch Tag und Nacht angeschnallt haben, lauter hübsche saubere Cumpane, und doch alle bucklicht! Als Käfer wäre ich normal, und als Mensch bin abnorm; das Bucklichtsein hat mich meiner Seel schon dann und wann auf unsern Herrgott suchtig gemacht, aber 's ist nur immer eine vorübergehende Dummheit, wenn man nur gerade ist in der Gesinnung, und die Menschen liebt um Gottes willen, wenn ich nur das bin, dann kann ich mit Freuden einmal meinen bucklichten Maskenanzug von mir werfen, werde schon ein besseres Gewand kriegen! Wer weiß, was aus mir geworden wäre, wenn ich einen schönern Leib hätte! wer weiß, ich wäre vielleicht ein rechter Lumpe geworden, denn ich verspüre allerhand Anlagen zu diesem System!

Tschrr, ts, ts, ts! was hast du für einen Disput mitsammen du bucklichte Käferwelt? meinst du vielleicht ich sei deinesgleichen, seid ihr meinetwegen rebellisch worden ihr kleinen, räuberischen,

rauhbeinigen Schufte, wollt ihr mir ein Fest geben, wollt ihr mir eine Komödie vormachen, weil ihr euch um meine Persönlichkeit so rührig zeigt? Meister Frosch, „grünhosiger Gesell, mit der großen Pfundgoschen," wie dich schon Pater Abraham genannt hat, wie wiegst du dich am Sümpflein in deiner Binse so selig auf und nieder, und freust dich an deinen herrlichen Baßnoten im Selbstgefühle eines renommirten Sängers, und in der That, wie erhaben bist du auch im Vergleiche mit der ganzen Insectenwelt, denn die Insekten sind ja nur Instrumentalmusiker, die Grillen schlagen ihre Flügelcinellen klingend aneinander, trotz kleiner Mohren bei der türkischen Musik; und die Hirschhornkäfer, in unseren friedlichen österreischen Thälern „Hörndler" genannt — brummen den Baß wie kleine herumfliegende braunlackirte Baßetel (Violoncelle).

Wie geschäftig sind die Ameisen, um ihr durch den gestrigen Gewitterregen zerstörtes kleines Sträßlein wieder herzustellen? Sagt nur, ihr kleinen, braunen, fleißigen Kerle, wer hat euch dies gelehrt; ihr seid ja rühriger als das Wasserbauamt, was

erst tausend den Papierbogen verschreibt, bis es zur Wiederherstellung durch Regengüsse zerstörter Straßen kommt!

Wenn mir nicht die Naturexaltation in die Seele hinein zuwider wäre, so könnte mich dieser herrliche Morgen zum Weinen bringen, aber wir finden in uns selber Wunder genug, und werden in uns selber auf Gottes Dasein und seinen Willen so aufmerksam gemacht, daß wir diese sausende, brausende, singende und klingende Waldwelt gar nicht nothwendig haben. Der Katechismus ist der wahre und einzige Schlüssel, der uns den ganzen Natursalon aufsperrt, und nach diesem Schlüssel sind wir Christen alle Kammerherren von Gottes Gnaden. Ein wahrer, goldener Zauberschlüssel das, er ist schon manchem unbequem worden, und Viele wollten ihn wegwerfen, aber er ist so fest gebunden mit goldenen Schnüren an den Herzenssack, daß man ihn behalten muß sein Leben lang. Er führt uns allein in den lichten Saal der Natur und läßt uns die ganze Schöpfung Gottes von der rechten Seite sehen. Er muß uns die Natur kennen

lehren und unſer wahres Verhältniß zu ihr, dann werden wir uns erſt über ſie freuen können! Warum ſollen wir nicht eine Freude daran haben, warum ſollen wir uns nicht allerhand Gedanken darüber machen, aber nur nicht zu weinerlich, zu naturinniglich und zu gottvergeſſerlich! lieber luſtig und fidel, und dabei auf den nicht vergeſſen, welcher der Natur und der Geiſter Herr iſt!

Was knarrt denn gar ſo teufelmäßig hinter meinem Kopf? ſiehe, am Baumſtamme bewegt ſich eine ganze Prozeſſion Holzböcke aufwärts, ſie drücken den Kopf auf und nieder, wahre Komplimentenmacher, daß es an ihrem Bruſtſchilde knarrt. Laßt euch einmal recht in der Nähe anſchauen, ihr unbehilflichen, langweiligen, bucklichten Jungen, ei du dummer Kerl, zu was haſt du denn ſechs Beine, warum kriechſt du nur mühſam auf den vier vorderen, und ſchleifſt die zwei letzteren fahrläſſig nach? Welches Wegſondiren mit den elaſtiſchen, zartgegliederten Fühlhörnern, welche Stacheln am Bruſtſchild und an den Fußgelenken, wenn ich ſo einen Kerl anſchau, wie er von den Zehen bis zu den Zäh-

nen bewaffnet ist, und wie aus seinem Buckel die schärfsten Stacheln hervorwachsen, so werde ich dabei unwillkürlich an meine werthe Persönlichkeit erinnert. Mein Witz entschädigt mich für meinen Höcker, und wer weiß, was ich für ein unbeholfener Tollpatsch wäre, wenn ich nicht einen Höcker hätte; der mir einmal eine Sottise gesagt hat, der versucht es das zweite Mal gewiß nicht wieder, ich habe scharfe Augen auf die Fehler meiner Schimpfer, und weiß ihnen immer den rechten Stachel ins Herz zu drücken, wie könnte ich mir sonst das Heer der bornirten Kerle vom Leibe halten, die an mir ihren dummen Witz probieren wollen, und die kein anderes Verdienst vor mir haben, als ihre geraden Beine! O ihr verknöcherten Hirnschalen, ich werd euch Mores lehren!

Dort am Wassergraben sitzen ein paar Hamster, und kratzen sich bedenklich die Nase. O ihr Philister, schundiges, sparsames Volk, die ihr in den weiten Backentaschen alles zusammenpackt, was euch unterkommt, und nach Hause in eure Löcher schleppt, was ihr nur tragen könnt. O

ihr ſchlauen Kornwucherer — die ihr nur immer ängſtlich beſorgt ſeid, euch für den Winter mit Fraß übergehörig zu verproviantiren.

Grille ſchreit; ſind alle Genie's, die Grillen, weil ſie ſo große Köpfe haben, und einer den andern zu todt beißt, beſonders die Männlein, faulenzen, ſchreien, ſchlafen, und mit ihrem Geſchrei ein großes Weſen machen, da es ihnen doch angeboren iſt — immer die Flügel mit großem Lärme ſchlagend, und ach wie ſelten ſie ausbreitend zum Höhenfluge, höchſtens um von einem niedrigen Ort zum andern zu fliegen, recht ein geniales Lumpengeſindel, immer herumlungernd, und keine andere Freude kennend, als Einer den Andern zu überſchreien.

Heuſchrecken, Grotesktänzer, Balletmeiſter, Theatervolk, heiſere Liederlichkeit, liederliche Heiſerkeit, immer erſt lebendig werdend, wenn ſich ehrliche Leute ſchlafen legen, — und heiſere, fade, langweilige, abgeſchmackte Liebeslieder ſingend, immer in der grünen Farbe der Hoffnung auf beſſere Zeiten, in grüne Corſette gezwängt, in grüne Fracke gedrängt, ſchlanke Taille, ſtets Unruhe, ein Hüpfen

nach dem andern in die Höhe, ein Fallen nach dem andern in die Tiefe, Streben nach Nobelheit, Zug nach Gemeinheit!

Aber Donnerwetter, warum wird man doch immer an die Menschheit erinnert? Jetzt schaut die Sonne vollgesichtig herab in die leeren Vogelnester und auf die vollen Zweige, das große Treibrad in der Weltmaschine, mit dem dummen, geistlosen Gesichte! Liebe Frau, oder liebes Fräulein, ich möchte nicht tauschen mit Ihrer Lebenszeit, nein, nein, dafür halte ich mich viel zu gut! Nein, nein, mit sammt meinem Buckel nicht. Es ist doch eine Freude, und das noch eine wahre dazu, sich einen Geist zu wissen, von Gott geschaffen, für die Ewigkeit bestimmt. Wenn man doch nur immer diesen Gedanken festhalten möchte! man würde gewiß um anderthalb Dummheiten im Leben weniger machen! Und wie sie auf einmal brennt, das feurige, kecke Fräulein, mit ihrem flammenschießenden Auge — da hab' ich's, hab' über den Hummel so lange zweideutige, ehrenrührige Gedanken gehabt, bis er mir seinen Theil gegeben, das abscheuliche Vieh. Also nicht:

„du süße, heilige Natur," bei all deiner Schönheit, sondern „du falsche, abscheuliche Natur." Wart ich werde dir helfen — bums! da liegst du nun, mein Schlag hat dich betäubt und du stellst dich todt und rührst deine Beine nicht — nun, ich will deiner schonen, du pfiffiger Kerl, ich will dir das Leben schenken, weil du ein so schlauer Komödiant bist — was du gewiß von den Käfern gelernt hast, die sich auch todt stellen, um nicht zu Verfolgung und Todtschlag zu reizen, — ihr Kerle scheint es recht gut zu wissen, daß wir Menschen, oder doch die meisten unter uns, das nicht leiden können, was Leben hat.

Stadel (Star), schmetternder Trompetenblaser, Vielplauscher, Nachschwätzer — kluger pfiffiger Patron, der du jedes Nest früher abmisseſt eh du hineinfliegst — der du bei jedem Taubenköbelein den Schnabel aufsperrst, als solltest du die Quadratur des Zirkels entdecken, wie geht dir heute wieder das Maul.

Wie schön ist jetzt die ganze Landschaft, wie wundervoll schön! Die Sonne drückt die Nebelkronen tiefer über die Häupter der Berge, es läßt

schon gar nicht mehr gut, dem Mühlberg fällt die Kappe bis über die Nase herunter! Die hinteren Berge zeigen alle Nüancen von blau und grau, kann auch nicht anders sein — es hängen viele Luftcortinen dazwischen! Wassernattern ringeln sich über den Weg, muß mir wieder 'mal einen recht tüchtigen Kerl fangen, ihm die Haut abziehen und über einen Stock spannen, oder über ein Pfeifenrohr; aber 's ist nimmer modern, die Leute ziehen jetzt die glatten Schlangenbälge über ihren eigenen Balg, um nur recht unbeschadet durchs Leben durchkriechen zu können.

Da gibt's wohlriechenden Waldmeister eine schwere Menge, nehme mir einige Büschel mit nach Haus, macht den Rauchtabak sanft und mild, werde auch dem Amtschreiber — nein! der Schuft hatte erst neulich wieder seinen dummen Spaß mit mir — doch — was liegt daran, ich hab' ihm ja auch eine Klampfe angehangen, wozu denn mit der ganzen Welt in Feindschaft leben, wann es nicht nöthig ist? das gibt wieder eine Annäherung, werde wieder einmal ins Extrazimmer gehen, war schon lange nicht mit den Herr-

schaftsbeamten beisammten, aber darf nicht zu oft sein, gar nicht zu oft; diese Leute werden gleich zu keck! Kling, klang! tönt es von der Kirche herauf, sing, sang! tönt es vom Baume herab — Ade, ihr Waldvögel und ihr Käfer und ihr Nattern und du ganze Viehheit und du süße heilige Natur, Ade allzumal Berg und Thal, Nebel und Rauch, Baum und Strauch, Siebenschläfer und Mauerpfeffer, Saffran und Baldrian, in acht Tagen sehen wir uns wieder, wenn Fräulein Sonne mit einem heiteren Gesicht den schwarzen Nachtschleier wegschlägt, und wenn sie ihre blonden Strahlenlocken auf die Erde wallen läßt, und wenn sie keinen Schnupfen hat, und ihren Kopf nicht mit einem schmutzigen Wolkenleilach umwindet, da sehen wir uns wieder; — bis dorthin Friede euerer Asche, ihr Grillen, die ihr euch gegenseitig zerbissen, und Friede euerm Balg, ihr Nattern, denen ein Holzkarren über den kokettirenden, schlanken Leib fährt, wenn ihr eben über die Waldstraße schlüpfen wollt, Ade ihr Füchse, die der Jäger schießt, Ade ihr Holztauben, die der Geier frißt, wir haben uns heute

das letzte Mal gesehen: „ihr solltet Blumen werden auf grüner Flur, denn wenn sie schafft, vernichtet die Natur!“

Das wäre mir ein sauberer Trost für einen Menschen, wenn er keinen andern hätt'! — mit seinen Gliedern ins Grab zu gehen, und oben als ein Blumengarten aufzustehen! — ich danke gar schön für diese Verwandlung meiner Menschenhaftigkeit in eine Düngerhaftigkeit. Ihr verfluchten Kerls von Naturfreunden und Naturvergötterern, was soll denn aus meiner unsterblichen Seele werden, ihr verwetterten Gesichter! Was meint ihr denn? da wäre ich gut daran, hier einen bucklichten Leib, und die Seele nach dem Tode in alle Winde, das wäre eine saubere Wirtschaft! Wer hat es nöthiger, an die einstige Ausgleichung zu denken, als wir Bucklichte?

Ich danke meinem Gott für den innigen Glauben an sein Wort — hätte ich diesen nicht, ich wäre meiner Seele mitleidig genug, eine Anzahl Naturfreunde in mein Zimmer zu laden, ihnen Wein zu geben vollauf, und dann den

Pulverkeller anzuzünden, — Sapperdipix, das wäre so eine rechte Naturinnigkeit auf einmal, ein Kunststück ohne gleichen — gegen fünfzehn bis zwanzig Kerle, die mein Zimmer, wie eine Pfanne umschließt, in vier Sekunden lebendig gebraten und luftgeräuchert und tranſchirt! Ein wahrer Höllengedanke das, aber bei alle dem ein Mordionstück Philoſophie!

Doch nun hinab zur Dorfkirche, weg mit allen kleinlichen Feindſchaften und Gehäſſigkeiten! Dort ſollen wir Alle, als Kinder des Einen Vaters uns um ſeinen Altar verſammeln, dort ſollen wir uns Jeder ein tüchtig Stück Liebe und Geduld mit nach Hauſe nehmen, um an den Werkeltagen daran zehren zu können. Ei ſieh, da kommt der Controlor daher, den Schießprügel auf ſeiner Schulter; mit dem hat der Pfarrer ſein Kreuz; der ſagt immer, er betet Gott im Walde an und auf der Flur, im großen Tempel der Natur. Sonderbarer Kauz, der Controlor — iſt die ganze Woche unter Menſchen und mit Menſchen, ißt mit Menſchen, trinkt mit Menſchen, ſpielt mit ihnen, ſtreitet mit ihnen,

amtirt mit ihnen, singt mit ihnen — und kaum ist der Sonntagmorgen da, und er sollte mit den Christenleuten in die Kirche gehen, da macht er Reißaus, und rennt in den Wald hinaus, und betet Gott in der Natur an, und freut sich unter dem lieben Vieh! Ich hab' auch meine eigene Passion mit dem geschnäbelten und mit dem bepelzten Gethier, ich geh' aber auch wieder gern ins Haus Gottes, und hab' meine gewichtigen Gründe dafür. Wer reich ist und bis über die Ohren im Wohlleben und Ueberfluß sitzt, der mag sich wohl auf eine Zeitlang mit allerhand Faseleien behelfen, bis ihm's Wasser an die Kehle kommt, aber anders ist's bei mir — die Männer wollen mit mir ihren Spaß haben, die Frauen und Mädchen haben schon genug, wenn sie mich von hinten sehen. Die Pulvermühlschreiberei trägt monatlich 5 fl. und ein miserables Essen beim Herrschaftsdirektor, wo ich genirt bin und Komplimente machen soll — da laß ich einen über die Schnur hauen! O ihr Christenthumverbesserer und Weltverschlechterer, ihr meint alle das Pulver erfunden zu haben — könntet ihr hier zu Berghoffen

nur ein paar Jahre Pulverschreiber sein und bucklicht obendrein — das wollt euch den Uebermuth bald vertreiben!

Ist mir doch, als ob alle Bienlein sumseten: Recht hast du Kramer, recht hast du! O ihr Postknechte mit den gelben Kurierstiefeln und Kappenstiefeln, und mit den feinen Stiefelbürstlein, die euch an die Beine gewachsen sind, die ihr jeden Blumenkelch zu einer Schusterwerkstätte macht, und mit den Blüthenfäden so lange drauf los näht, bis der Stiefel fertig ist, und dann heißa, hast's nicht gesehen! wieder in eine andere Werkstätte, wie ein recht lumpiger Geselle, der nirgend Stand halten will, und dem das Wanderleben zur andern Natur geworden! — Und dann wieder nach Haus zu dem wächsernen Stiefelknecht, und so lange gezogen und gearbeitet, bis ihr die Stiefel mit einem Ruck wegschleudern könnt; immer zieht ihr lärmend durch die Blüthenzeilen, wie berauschte Gesellen durch die Gassen ziehen, aber es soll mich auch nicht wundern, wenn ihr einen Rausch habt, leeret ihr doch einen Blumenbecher nach dem andern aus.

Was seid ihr für liederliche Klosterbrüder: Gar keine Freude mit eurer Zelle und mit der Meditation, immer aus und ein bei der Pforte! Und wie seid ihr wieder verträglich in den Corridors, in den Kreuz- und Quergängen eures Hauses; einer weicht dem andern aus, keiner thut dem andern was zu Leide. Und wenn der Winter kommt, da stellt sich der Schnee und der Frost abwechselnd, wie greise unerbittliche Pförtner, vor die Klosterthüre, sie lassen euch nicht hinaus, und dann bleibt ihr in euren Zellen und denket nach, und freut euch auf die Ankunft des Frühlings, wie auf einen fahrlässigen Prior, mit welchem eine laxe Observanz eintritt, und der euch die beiden strengen Pförtner von der Thüre jagt, der Frost und Schnee ins Exil der Eisberge verweiset.

Sag' ich je etwas, oder hab ich mich je gerühmt, daß ich ein Naturbewunderer bin? Nein, und dennoch versteh ich sie vielleicht besser als dieser dumme Controlor, der immer, so viel ihm die Pfeifenspitze, der Rauch, seine Zähne und die geräucherte Zunge Raum lassen, das ganze Maul

voll Naturbewunderung hat. Was hab' ich denn von der Natur, wenn ich keinen unsterblichen Geist habe, und wenn ich keinen Gott anerkenne? wahrhaftig, wenn ich so ein gottverlassener Viehmensch wäre, so würde ich von der ganzen Natur nichts anders verlangen, als Hanf, um mir einen Strick zu drehen, und einen Baum (Laub- oder Nadelholz, rein alles eins), um mich aufzuhängen!

Das wäre eine schöne Frucht, aber doch eine Frucht der Naturbewunderung und der Naturvergötterung, wie sie bisweilen gefunden wird in den Wäldern und Gärten, welche um große Städte herumliegen.

Wer steht denn dort im Gottesacker? Das ist ja die Florl, das bravste Mädl in ganz Berghoffen, sie betet beim Grabe ihrer Mutter! Was doch die wahre Frömmigkeit für einen noblen Ausdruck gibt — die Florl ist nur eine Bauerstochter, aber sie hat so was Nobles in ihr — daß unsere Herren Schreiber mit ihren groben und feinen Späßen sich nicht in ihre Nähe trauen. Diese Bursche haben einen Respekt vor ihr, und sagen bisweilen: „Es ist schade um sie,

daß sie so hübsch ist.“ Curiose Käuze, diese Schreiber! Sie wollen eigentlich sagen: „Es ist schade um sie — daß sie nicht nichtsnutzig ist!“ — Auch die Schönheit muß sich ihren wahren Adelsbrief erst von unserm Herrgott erkaufen, durch ein reines Leben und eine reine Gesinnung! Und wo diese beiden mangeln — da gibt es nur glänzende Bälge, vor denen man aber innerlich so wenig eine Achtung und einen Respekt hat, wie vor einem Vieh mit einem schönen Pelz oder mit schillernden Federn!

Wie gerne geh' ich an einem schönen Morgen an der Mauer des Gottesackers vorüber! Wie Mancher, der mich sekirt hat, die sechs Jahre hindurch, die ich hier bin, liegt da drunten. Geschieht euch schon recht, ihr verd— doch, doch, Kramer! wo denkst du hin? Fluche keinem Todten! Was kann man denn Einem thun und anhaben, der auf zwei Seilen in das finstere Loch hinabrumpelt? Man kann nichts anders thun, als ihm nachsehen, das heißt, mit ihm nachsichtig sein, sich selbst aber vorsehen und mit sich vorsichtig sein. Ha, ha! ich muß immer heimlich,

ganz heimlich lachen, wenn ich den Hügel des alten Herrschaftsdirektors seh', ich möchte so heimlich lachen, daß nicht einmal Gott etwas davon wüßte, wenn es möglich wäre. Ei du alter Schwerin! was hat dir mein Buckel gethan, daß du ihn als die Zielscheibe deiner maulaffigen zaundürren Witze betrachtet hast? Du hast gemeint, weiß Gott, was das für ein enormer Weltwitz ist, wenn du mich den Mann mit der Kasse nanntest! Einmal aber da konnt' ich doch nicht umhin, dir meine Meinung zu sagen; man murmelte in der ganzen Gegend ziemlich laut, daß du die frühere Bedienstung wegen eines Kassenangriffs verloren; man jagte dich und gab dir aus Mitleid ein gutes Zeugniß, um dir die Zukunft nicht zu verderben, und ich, dieser Dinge eingedenk, sagte zu dir: „Herr Direktor, Sie haben eine eigene Passion auf Kassen, lassen Sie für die Zukunft meine Kasse in Fried', und denken Sie, daß Kassenangriffe nicht immer einen guten Ausgang nehmen;" darauf nannte er mich einen bucklichten Flegel, und ich gab ihm zur Erhärtung und Beweisführung seines Urtheils

eine Ohrfeige, und er machte mir darnach einen kurzen Prozeß und wollte mich für ein paar Stunden einsperren lassen. Ich protestirte und appellirte, denn der Direktor wollte Kläger und Richter zugleich sein, und das geht nicht! Als er in der Wuth gewaltthätig sein wollte und dem Gerichtsdiener den Auftrag gab, mich zu fassen, sagte ich ihm: „Meinen sie vielleicht die Forderungen der Gerechtigkeit dadurch auszugleichen, wenn Sie in Anbetracht der vielen Spitzbuben, die frei herumrennen, Unschuldige einsperren lassen? Soll das die Bilanz herstellen?“ Er merkte den Hieb, und war mir seit jener Geschichte nimmer gut, starb ein Jahr darnach, und liegt drei Jahre hier! Aber, ist denn das christlich, ist das liebevoll, wenn ich mich so herzlich darüber freue, wie ich den alten Jungen zum Zorne gereizt, und ihn darnach schonunglos durch meine Sarkasmen zusammengepfeffert hab'? Mein Gott, ich vergeb' ihm doch Alles, Alles vom Herzen, was er mir gethan; meinetwegen soll er keine Stunde büßen, ich will für ihn ein Vater unser beten. — — Ich bin doch im Grund

genommen eine Aſchenlaugennatur — ein Salzfaß, eine Pfefferbüchſe, ein Eſſigtopf, ich ſuche mich zu bezähmen, ſo viel es geht; aber wenn mir grad Einer in die Quere kommt, dem kann ich meine Meinung ſagen, und doch juckt es alle die Gimpel, ſich an meinem Buckel wie an einem Schleifſtein den Schnabel zu wetzen; ſie wiſſen, daß ich ihnen die Federn zerzauſe; ſie wiſſen, daß ich einen Mund habe, wie eine Zange, und eine Zunge, wie eine Lanzette; aber ſie wiſſen auch dabei, daß ich ein guter Kerl bin, der damit zufrieden iſt, ſeinen Wiederpart lächerlich gemacht zu haben, und der einem ſonſt abſichtlich keinen Schaden zufügt.

Ein Bucklichter hat eine eigene Stellung; wenn er auch noch ſo viel Witzgarniſon in ſeinem Capitolium liegen hat, die immer ſchlagfertig daſteht, und die mit allen Waffengattungen ſogleich beim Fallgatter des Mundes herausſpringt, wenn ſich irgend ein ſpiſſiges Wort vernehmen, ſich ein Feind erblicken läßt, ſo wird er doch immer von dummen Burſchen angegriffen. Ob man ſo einen Schöps auch noch ſo ſehr

anrennen läßt, er findet darin immer noch ein erhebendes Gefühl, wenn er sich sagt: Bei alledem bin ich doch ein gerader Kerl, wie eine Tanne, und der arme Witzbold kann mit allen seinen Bocksprüngen die Unebenheiten der Natur nicht gleich und eben trampeln!

Was doch die Menschennatur für ein Verderben in sich hat! Wer sollte es denken, Spott ist mir bei weitem lieber, als Mitleid; so Einer über mich spottet, den kann ich fest zusammenbombardiren; so ich aber bemitleidet werde, so ein Mädchen oder eine Frau die zarte sentimentale Seele spielt, oder wirklich ist — so mich Eine ansieht mit trauernden Gazellenaugen über mein Malheur, da bin ich in der größten Verlegenheit; in einer solchen Lage grob sein, das wäre flegelhaft, und für das Mitleiden danken, das sich nur im Mienenspiele zeigt, das wäre eselhaft, und die bitterste Pille ist für mich: schweigen zu müssen, und doch dabei etwas auf der Zunge zu haben.

Darum geh ich gern in die Kirche, weil wir vor Gott alle gleich sind, weil der nicht auf Stand und Person sieht, weil da der Pulver-

schreiber akkurat so viel ist, als wie der Herrschaftsdirektor, und weil vor Gottes Augen nur die moralischen Katzenbuckel abscheulich sind, nicht aber die physischen, für welche das Individuum nichts kann.

Hei, wie zieht's da auf einmal kohlschwarz herauf, das gibt einen Regen, 's dauert keine Viertelstunde mehr, das erwischt den Controlor, der sieht bis dato nichts davon, dem geschieht recht; der Kerl hat vorm Weihwasser eine Scheu wie der Teufel — ist ganz schön von der Natur, daß sie ihren Anbeter nach seinem Waldgottesdienst ein wenig einfeuchtet mit ihren großen wassertriefenden Wolkenweihsprängeln. — Warum verdunkelst du dich, du goldiges Sonnenlicht, du große Silbermünze, die du von Wolkenhänden, durch welche du kursirst, schon oft schmutzig und glanzlos geworden bist, und die doch alle Frühlingstage, gleißend wie ein Silberthaler, dich aus der Prägepfanne des Orients herausschleudern lassest!

Jetzt geht es wieder den Häusern zu. Das Räblein kommt mir vor wie ein alter Herr mit

seinem schwarzen Sonntagsfrack, es läßt sich herab im Hühnerhof leckere Tafel zu halten und einen Regenwurm mit Salbung und Anstand zu verspeisen. Der Rabe geht stets in der Trauer wie ein Leichenbesorger der Thierwelt, er lebt von großen Thierleichen, die man Aeser nennt — und kleine Thiere macht er sich selber kaput — um sie für seine unermüdliche Gefräßigkeit besorgen zu können.

Das war doch ein guter Gedanke, daß ich mir meinen Kirchenstuhl, meinen Einspänner hab' auf den Musikchor stellen lassen, so bin ich dieser beobachtenden Race von Herrschaftsschreibern aus den Augen gekommen; was hat ihnen mein Stuhl gethan? Ist er nicht ganz unschuldig? sie haben ihn einen Pulverkasten genannt. Wenn sie mich heute fragen werden, wo ich mit meinem Pulverkasten hingekommen bin, so werde ich selber einen Witz über mich machen, das ist für diese Jungen ein wahres Festessen, ich werde sagen: das Pulver ist losgegangen und ich bin sammt dem Kasten in die Höhe geschleudert worden, und auf dem Musikchor sind wir Beide hängen geblieben; —

aber soll ich es dem losen Gesindel schenken, soll ich ihnen nicht auch eine Klampe anhängen? Ich werde ihnen sagen: Spaß bei Seite, meine Herren, mir sind ihre napoleonischen Stellungen zuwider, und ich kann es nicht leiden, wenn man sich mit verschränkten Armen vor unsern Herr Gott hinstellt, als ob es ihm eine Gnade sein müßte, wenn ein Berghoffener Federnspitzer, Tintenspritzer, Bauernschinder, Streitanzünder in die Kirche geht; ich bin aufwärts geflogen, aber ihr werdet abwärts fliegen, und nur Eines kann euch retten, wenn ihr nämlich der Hölle selber zu schlecht seid! dann werden sie alle über mich herfallen, aber da wird mein Witzkasten erst recht aufgerüttelt und ich bin um Einfälle nicht verlegen, die wie zischende Raketen unter ihnen herumfahren. Ich freue mich schon auf mein behagliches Chorwinkel, in das ich meinen Kasten stellen ließ, dort brauch' ich die Bursche doch nicht immer vorm Gesicht zu haben, und ich kann wenigstens ein wenig andächtig sein, wenn ich will."

Somit enden wir diese Morgengedanken des

Herrn Kramer, die nichts anders sein sollen, als ein kleines Schiebfensterchen an seinem Herzen, welches wir aufgemacht haben, um hineinzuschauen, wie in einen Bienenkorb, und wir haben dort gesehen die klare Quelle einer christlichen, edlen Gesinnung, die sich durch das Distel- und Dorngestrippe des wuchernden Sarkasmus Bahn zu brechen wußte. Das Gnomenmännlein muß uns um so achtenswerther erscheinen, wenn wir den Kampf bedenken, welchen seine bessere Erkenntniß und sein guter Wille mit dem bösartigen, gehässigen Elemente, welches aus seinem Naturleben hervorgegangen war, zu streiten hatte.

Es gibt doch in Stadt und Land eine Menge prächtiger, köstlicher, gemüthlicher Jungen, die ungekannt durchs Leben gehn, die nicht Einem Menschen begegnet sind, der den Schlüssel zu ihrem Innern fand, die eine heilige Freundschaft und Liebe in ihrer Seele tragen, ohne daß sie je einen Freund gefunden, der sie verstanden hätte.

X.

Wie man sich in der Salonwelt und im Bestsalon immer auslachen lassen muß, bis man die zierlichen oder ungezwungenen Passus erlernt, um durch beide anständig zu schreiten.

„Hast du etwas Dummes gesagt und gethan,
Das soll dich nicht ärgern, was liegt denn daran? —
Hat dir dein Gewissen nicht Wunden geschlagen,
Die Wunden der Eitelkeit kannst du ertragen!"

Aus dem Manuscripte: Tröstungen für Ungeschickte.

Eine Kluft von sechs Jahren gähnt zwischen diesem und dem vorigen Abschnitte, und im Kreise jener Personen, die wir bisher vorgeführt haben, ist, außer dem leicht begreiflichen Aelterwerden, nichts Achtenswerthes geschehen. Berger täuschte die Sehergabe des alten Raspelmayer nicht, denn er hat sich auf der Violine zu einer solchen Meisterhaftigkeit emporgearbeitet, daß er Concerte geben konnte, in welchen das Auditorium nicht davon lief, in welchen das andante nur den

Geigenbogen, nicht aber die Spazierhölzer des Publikums in Bewegung setzte. Diesem Umstande verdankte Berger mehrere ansehnliche Bekanntschaften von Musikfreunden, man lud ihn nach und nach zu Privat-Concerten, bisweilen erschien er auch im Hause des Herrn Weißenthaler, in welchem dieselbe Marie noch lebte, welche dem jetzigen Concertisten in seinen Azzelbrunnerjahren den Reiter aus Lebkuchen zerriß, und sich sodann wohlthätig gegen ihn bezeigte. Sie war das einzige Kind des reichen Mannes. Der Plan zu unserer Erzählung ist so fein angelegt, daß es vielleicht noch dem scharfsinnigsten Leser entgehen dürfte, warum wir diese herangewachsene Marie auf einmal wie eine Puppenfigur beim Schopfe fassen, um sie auf dem Marionettenbretlein der Geschichte unter den andern Gestalten ein wenig herumtanzen zu lassen. Wir finden hier zugleich einen Anlaß um Vergebung zu bitten, wenn wir den Leser in eine zu solide Gesellschaft führen, denn die neueste Lesewelt ist durch die Pariser und Londoner Geheimnisse so an den Moderduft der Lasterhöhlen, und an das Rattengepfiffe

und an die niederträchtigsten Spitzbuben und an die eingefleischten Teufel gewöhnt, daß nach solchem Pfeffergeschmack und Assa foedita Gestank der Geruch einer bürgerlichen Küche spurlos an den mißbrauchten Nasen vorüberzieht, und daß die Bisamwolken, welche bisweilen in der Salonwelt die wandelnden Menschenberge umstreifen, sich unbeachtet zertheilen. Wahrhafte Menschenberge! mit dem Krater des Mundes, der oft magisch sprühend voll ätzender, satanischer Bosheit, Steine auswirft, und Lava ausschüttet über des Nächsten Ehre, über Gott und die Welt!

In einer Villa Weißenthalers wurde zur Winterszeit ein grandioses Fest vorbereitet, und Berger, welchen Weißenthaler im Bär'schen Hause kennen gelernt, wurde seines musikalischen Rufes wegen dazugezogen, denn die Unterhaltung sollte auf eine Art Concertball hinauslaufen.

Marie war der Meinung, man müsse einige Künstler, mit denen man noch nicht bekannt sei, vorläufig ein paar Mal in der Stadtwohnung zur Abendgesellschaft ziehen, weil, wenn man sie erst bei den Proben einladet, dieß zu sehr: be-

nützen wollend aussieht. Natürlich befand sich auch Berger unter diesen Abendgesellschaftern. Er war in kurzer Zeit in der musikalischen Welt bekannt, aber bisher noch in keinem Hause, wo es nobel ist, oder nur nobel zugeht, eingeführt worden. Denn so ist es in großen Städten der Fall, es gibt da ganze und halbe Celebritäten, die sich zehn, zwanzig Jahre dem Namen nach kennen, ohne sich je gesehen zu haben, die es auch nicht der Mühe werth finden sich zu suchen, und die nur zusammenkommen, wenn sie das Ungefähr zusammenführt; das ist es auch, was kleinstädtische Notabilitäten, die plötzlich in eine große Stadt versetzt werden, rein zur Verzweiflung bringt; sie gehen dann an der Welt, und die Welt geht an ihnen unbeachtet vorüber; aber das Alles macht die Concurrenz, wie die Kaufleute und die Handwerker sagen.

Wir müssen hier erwähnen, daß Berger das Fräulein schon im Bär'schen Hause bisweilen zu Gesichte bekam, der schüchterne, junge Mann, der sich ihr bemerkbar machen wollte, der es aber, von seiner Stellung niedergebeugt, nicht wagte,

war ihr nicht entgangen; ingleichen hatte es auch Berger wohl bemerkt, daß die Augen des Fräuleins, wenn er am Clavier saß, bisweilen forschend auf seinem Angesicht verweilten. Seine Schüchternheit war Marien in der Umgebung aufgeblasener, eingebildeter Gecken, aus denen der größere Theil der Gesellschaft zusammengewürfelt ist, eine liebliche Erscheinung.

Berger kommt nun zum ersten Male in eine größere Abendgesellschaft, er rafft alles savoir vivre zusammen, um nur recht kühn einzutreten, um nicht hölzern zu sein, um sich nicht lächerlich zu machen, um sich so zu geberden, als ob Salonluft sein tägliches Abendessen wäre; der gute Junge, es ist schauderhaft zu sagen, er hatte noch in seinem Leben keinen Thee getrunken, außer Hollunder oder Camillen, wenn er von einem Husten befallen war.

Aber er sollte es entgelten, bitter entgelten. Wohl berechnet kam er ein wenig später als um die anberaumte Stunde, denn, dachte er sich, es ist ja gar zu wegwerfend unter den ersten zu sein. Seine Kleidung war feierlich schwarz, eine

Nadel spielte an seiner Brust, ein zu leihen genommener Ring an seiner Linken. Er will sich vom Bedienten anmelden lassen, der aber fragt: „Sind Sie geladen?“ — „Ja.“ — „Nun geladene Gäste werden nicht angemeldet.“ — „Aber doch, mir wäre es angenehm, ganz besonders angenehm.“ — „Wenn Sie durchaus wollen, ich bitte um den Namen.“ — „Herr v. Berger.“ — „Herr v. Berger!“ wiederholt die Bedientenseele etwas höhnisch lächelnd, und geht ab.

„Ach Mordion!“ monologisirt Berger für sich, „was für eine Dummheit hab' ich schon gemacht, eh' ich noch hineingekommen bin, heiße mich selber Herrn v. Berger, lasse mich mit Gewalt anmelden, hätte können so ganz unbeachtet hineinschleichen, wenn ich dem Bedienten gefolgt, so aber werden sie mich nun alle anschauen als wie die Maulaffen, und werden sich denken: was ist denn das für ein Tölpel, der uns seinen Namen extra zum Besten gibt, wäre ich doch lieber ganz zu Hause geblieben.“

Der Bediente kommt zurück, läßt die Battants offen, aus denen grelle Lichtwogen heraus-

fluten, und ſagt: „Herr v. Berger, bitte einzutreten.“ Berger macht ſeine erſte Verbeugung gleich an der Thüre, man hat ihn ſchon geſehen, da hört er den Bedienten hinter ſich rufen: „Herr v. Berger! Sapperlot, Herr v. Berger pſt! pſt! Sie haben den Ueberrock vergeſſen, ich bitte um den Ueberrock.“ Berger konnte dieſe höfliche Bitte nicht abſchlagen, er ſchälte ſich ſchnell aus ſeinem Oberkleide und nahm aufs neue ſeinen Anlauf in den Salon.

Weißenthaler begrüßte ihn freundlich, die Anweſenden nickten, ein Lächeln, welches über das Geſicht von Einigen ſpielte, deutete an, daß ſie ihn in ſeiner Verlegenheit geſehen, Berger einmal in derſelben, konnte ſich ihr nicht ſobald entringen, er rannte wie blind zu einer Chaise longue unter einem Pfeilerſpiegel, und ſetzte ſich mit ſolcher Zuverſicht auf ſelbe, wie irgend ein Präſident einer Verſammlung. Der Sitz war für die eben abweſende Frau des Hauſes beſtimmt. Berger bemerkte, daß er der Gegenſtand der Betrachtung ſei, während dem trat Madame Weißenthaler ein, und ſtaunte, als ſie ihren Platz von

einem jungen Menſchen beſetzt fand. Ein in ſeiner Nähe ſitzender Herr war ſo freundlich ihm zuzuflüſtern: „Machen Sie der gnädigen Frau Platz, Sie haben ihren Sitz eingenommen!“ — Berger ſprang auf, ſetzte ſich aber gleich hart nebenbei auf ein Fauteuil, und murmelte dabei die geiſtreiche Entſchuldigung: „Ich weiß nicht, ich habe heute ſo erſtaunliches Kopfweh, ganz wunderbares Kopfweh, kam auf einmal wie angeflogen, macht mir einen ordentlichen Schwindel, ſehr fatal dieſer Zuſtand, ſehr fatal!“ — Dieſe Worte gingen unbeachtet vorüber, Berger wurde von keiner Seele bedauert, und die erſte Betiſe, die er ſchon beim Eintritte gemacht, hatte für jetzt die Genugthuung, eine zweite als Geſellſchafterin zu finden.

Er redete vieles dumme Zeug, in der unſchuldigen Abſicht den gewandten Geſellſchafter zu ſpielen, er erzählte eine Anekdote von einem Bucklichten, und ein Fräulein mit einem Höcker war gegenwärtig, er gab ein paar neue Judenanekdoten zum Beſten, und machte damit ein paar reichen Söhnen Iſraels, die zugegen waren, eine

heimliche Freude, d. h. wenn sie eine Freude hatten, so mußte dieses nur eine heimliche gewesen sein, denn sie zeigten solche nicht im mindesten in ihrem Mienenspiele. Sein gefälliger Nachbar machte ihn auf seine Verstöße dienstwilligst aufmerksam, sobald diese von Stapel gelaufen, und Berger war darauf in einer so entsetzlichen Verlegenheit, daß er eine Schale Thee um die andere leerte, und auf jedes: „Wünschen Sie noch?“ — ein „Ich bitte!“ stammelte! Schon die erste Tasse war ihm vollkommen zur Genüge, alle andern wurden nur wie Opferschalen in seinen Mund gegossen, er aß aber gar nichts, denn das hatte er sich fest vorgenommen, nachdem er die Anzeige von seinem Kopfweh vorgebracht. Bis zehn Uhr war Berger von Spannung, Verlegenheit, Betisenmachen, Theetrinken, Aerger über sich selbst, und Aerger über andere, so toll, daß niemand mehr Freude hatte, als er, nachdem man das Signal zum allgemeinen Aufbruche gab. Er machte schon im Stillen Vorsätze für die nächste Soiree, und rannte wie besessen in ein Speisehaus. Dort folgte er seiner gemeinen Gewohn-

heit nach Beefsteack und Bier, und nachdem er seinen Hunger gestillt, und in der Galle noch ein Paar Gläser Wein hinabgestürzt, trabte er nach Hause.

Es war eilf Uhr vorüber. Er wohnt jetzt bei weitem besser als früher, Raspelmayer ist bei ihm, dem alten Manne geht es sehr gut, denn Berger ist ihm dankbar in der That. Raspelmayer schläft in einer Kammer, Berger ist im Besitz von zwei ordentlich möblirten Zimmern in der Vorstadt Mariahilf. Eine alte Frau bedient die Beiden, gespeist wird in oder aus dem Gasthause. — Wir haben Berger in der Gesellschaft gesehen, sind aber kurz über sein Benehmen hinweggegangen, denn derlei Dinge mag wohl schon jeder beobachtet haben. Wir wollen aber den jungen Mann in der Einsamkeit sehen, das heißt, beim Alleinsein mit sich selber, um da in Augenschein zu nehmen, auf welche Weise sich die Reaktion gegen die Erlebnisse des Tages in Worten und Geberden ausspricht. Er klettert in das dritte Stockwerk, sperrt rasch die Thüre zu seinem Logis auf, diesmal ganz unbekümmert, ob

die alte Frau aus ihrem ersten Schlaf geweckt wird, oder nicht. Im Zimmer angekommen, macht er Licht, nimmt einen Handspiegel und sieht sich hinein, heute ist er aber nicht wie gewöhnlich mit seiner Visage höchst zufrieden, denn er nennt sich selbst einen dummen Jungen, und mit diesem Worte fallen ihm alle Inconvenienzen, die er sich zu Schulden kommen ließ, wie eine Zentnerlast aufs Herz. Der Spiegel war das erste unglückliche Opfer seiner Rache; er schleuderte ihn auf die Erde, und hatte dabei nicht einmal den Genuß, selben in Scherben auseinanderfahren zu sehen; denn er zersprang ganz klanglos, und die zersprungenen Theile blieben aneinander gefügt. Dann kam die Reihe an den neuen Hut mit blendend weißem Stirnleder, der flog hinter das Bett; ferner wurde Oberrock und Frack nach einander an die Wand geworfen, und höchst unverständliche Laute gemurmelt, die dem Naturgeschichtslexikon über vierfüßige Hausthiere entnommen schienen. Dann wurden einige hochphilosophische Fragen gestellt, wie z. B.: Was ist die Welt? Nichts — Volk, lauter Volk, lauter

abſcheuliches Volk! — o ich wollte euch, ihr verd— Was iſt der Menſch? Ein Eſel iſt der Menſch, nichts iſt der Menſch! — Kann ich jetzt ſchlafen? Nein! Kann ich etwas leſen? Nein!

Und mit dieſem letzten Worte wurde ein Seſſel, der dem etwas Wein-, aber noch mehr Verlegenheit-Trunkenen im Wege ſtand, fortgeſchleudert, daß er an die Thüre jenes Gemaches anpolterte, in welchem Raſpelmayer ſchlief. Dieſer, durch den ungewöhnlichen Lärm ſchon früher geweckt, öffnete die Thüre. Aus ſeinen Mienen war Erſtaunen über die Unordnung des Zimmers und über die ſeines Beſitzers zu leſen.

„Aber Diogenes, Diogenes!“ ſagte der alte Mann, zärtlich mahnend, „das mußt du nicht wieder thun; du ſagteſt mir, du ſeieſt in eine noble Geſellſchaft geladen, und bringſt einen Rauſch heim; das haſt du noch nie gethan! Du weißt, ich meine es aufrichtig wie ein Vater.“ — „Raſpelmayer,“ erwiederte Berger, „geben Sie Ihre Rauſchvermuthungen auf, ich bin in einem ungewöhnlichen Zuſtand, ich habe Sie nicht angelogen! Wiſſen Sie, was eine Soiree iſt?

Raſpelmayer, das wiſſen Sie nicht! Wiſſen Sie, was es heißt, recht geſcheit und liebenswürdig ſein wollen, und in ein paar Stunden darnach dumm wie die Nacht, und tölpelhaft wie ein Bär geweſen ſein! — Was wird ſich Marie von mir denken, und die andern auch. O dieſe froſtigen Geſichter, wenn ſie Einen ſo recht vom Herzen auslachten, wenn man etwas Dummes vorgebracht hat — das wäre noch mitzunehmen, aber dieſe Leute denken immer mehr als ſie reden! Raſpelmayer, glücklich der, der keinen Menſchen braucht, glücklich der, der keine Soiree braucht, und der keinen Thee braucht, und der die ganze Welt nicht braucht; ich mußte einige Gläſer Wein trinken, um nur den abſcheulichen Theegeſchmack loszukriegen. Wenn ich für mein Geld Thee trinken ſollte, nicht einen Groſchen für eine Tonne, lieber gewäſſertes Bier! Was muß der Menſch für Opfer bringen! Ich weiß das am Beſten, ich habe heute ihrer nicht wenige gebracht. Und was hab' ich davon? Der Refrain iſt immer: Wär'ſt du heim geblieben!"

Nach einigen Troſtworten des alten Raſpel-

mayer warf sich Berger auf sein Lager. Um sich für seine gesellschaftlichen Mißgriffe zu trösten, redete er sich ein, daß er doch bei alle dem ein musikalischer Stern erster Größe sei, wofür er aber nur den einzigen Beweis lieferte, daß er sich aus Schlaflosigkeit beständig um seine Achse drehte; so oft er dabei an eine der begangenen Betisen dachte, überfiel ihn eine Hitze, die vom Herzen aus den ganzen Körper unangenehm durchwärmte. Er drehte auch das Hauptkissen oft herum, die glühenden Wangen abzukühlen, oder den geträumten Lorbeerkranz nicht zu zerdrücken.

Man schmäht immer über die Bücher, die — zum Einschlafen sind; — gäbe es wirklich solche, unter der Approbation des guten Gottes Morpheus herausgegeben, ein Verleger könnte sich viel, viel Geld damit verdienen. Wucherer, Mörder, Betrüger, Seelenverkäufer, Siechthumgefolterte würden mit beiden Händen darnach greifen, und lesen, lesen, so fleißig lesen, bis ihnen das Buch aus der Hand, und die Lieder über die Augen fallen. Wer bei einem langweiligen Buche einschläft, der ist selber Schuld

daran — warum hat er es nicht längst weggeworfen? — Sonderbar! wir wollen keine Bücher, die uns einschläfern — wir wollen aber auch keine solchen, die uns aufwecken, die liebsten bleiben uns immer jene, bei welchen wir träumen können, den Beweis hiezu liefert der ganze Büchermarkt. Wir lächeln über das alte Weib, das aus den Traumbüchern die Lottonummern herausspintisirt, — und was ist die Mehrzahl unserer literarischen Erscheinungen anders, als Traumbücheln des Naturlebens, Kriechereien vor unsern Leidenschaften, ekelhafte Lobadressen an unsere eigensüchtigen Ideen, schmutzige Spekulationen, welche die menschliche Aufgeblasenheit ausbeuten, Lobhudeleien der Vernunft, nachdem man die Leute zuerst dahin gebracht hat, daß sie gar nicht mehr wissen, was Vernunft ist; Traumdeutereien, in denen das Leben zuerst ein Traum genannt wird, den sich sodann Jeder nach Belieben, oder nach beliebten Traumbüchern auslegen kann. Warum vergleicht man das Leben gar so gerne mit einem Traume?

Für das, was wir im Traume thun, haben

wir keine Verantwortung, für das, was wir im Leben thun, wollen wir keine haben, nur immer träumen, träumen, ist unser Loosungswort; am Ende träumt es uns, daß wir Gott selber sind und die neuesten Traumbücher sagen: Ja, ja, Freunde, die Wissenschaft hat ihren Terno gemacht, nachdem sie den Menschen als die Eine Nummer, statt die Dreieins Gottes hinsetzt; — ja, ja, wir sind Gott selbst, haben aber die schönste Partie unserer Göttlichkeit, die Schöpfung und bisherige Erhaltung der ganzen Natur verschlafen; aber dafür wachen wir jetzt auf und bereiten der ganzen Menschheit einen Götterjux, denn wir klären sie erst auf, und verkünden ihr, daß sie nichts anders ist als ein Maskenball, nicht des Einen und unzertheilbaren, sondern des uneinen und zertheilten Gottes, der durch jede Menschenlarve durchguckt, und der am Lebensabende eines jeden einzelnen den Maskenanzug wechselt.

Nach acht Tagen war Berger nicht mehr unter den Letzten, sondern der Erste der Geladenen, er fand Gelegenheit, mit Marie allein zu sprechen.

Nach alltäglichen Begrüßungsformeln begann er in äußerſt ſentimentaler Weiſe: „Ein paar Mal ſchon, Fräulein, als ich die Ehre hatte, Sie bei Bär's zu ſehen, wollte ich Sie an etwas erinnern, aber es mangelte mir theils der Muth, theils die Gelegenheit. Ich habe Sie ſchon gekannt, als Sie noch klein, und ungefähr ſechs oder acht Jahre alt waren. Sie riſſen einmal den Kopf eines lebzeltenen Reiters ab, den Ihnen ein Bauernjunge zur gefälligen Anſicht durch die Gitterſtäbe des Azzelbrunner Schloßgartens gereicht; es iſt dieß, wie eine Vorbedeutung; damals brachten Sie den Reiter, jetzt bringen Sie mich um meinen Kopf und ſchleudern ihn mir vor die Füſſe!"

Berger bildete ſich nicht wenig auf dieſe feine Erklärung ein, um ſo mehr, als er die ſichtliche Verwirrung, die ſich auf dem Angeſicht Mariens abſpiegelte, gar nichts Anderem, als dem rechten Anklange ſeiner Windmacherei auf der Aeolsharfe ihres Herzens zuſchrieb.

„Ich müßte Vergeſſenheit affektiren," ſagte das Fräulein darauf, „wenn ich mich jener

Scene, die mir, wie die meisten Erlebnisse meiner zu Azzelbrunn zugebrachten Kindheit deutlich im Gedächtnisse blieb, nicht entsinnen wollte. Aber daß Sie und Jener derselbe sind, konnte ich nicht ahnen, denn es liegen Jahre dazwischen, und wer mag sich eine Physiognomie so lange merken? Mir sind die Namen der meisten Familien von Azzelbrunn bekannt, aber ich erinnere mich an keine mit Namen Berger. Darf ich Sie fragen, wer Ihr Vater ist?"

Berger erwiederte verlegen: „Der verstorbene Müller hat mich erzogen." — „Der Müller, der Müller," entgegnete Marie rasch, „er wußte nicht, woher Sie —" und bei diesen Worten wendete sich Marie weg, wie von einem schmerzhaften Gedanken berührt. Berger verstand es nicht, was in ihr vorgehen mochte; er war der Meinung, ihr plötzliches Abwenden und Verbergen des Gesichtes sei ein unwillkürliches Zeichen der Verachtung, welche seiner Geburt gelte, und er sagte darnach, bitter gekränkt: „Fräulein, ich glaube Sie zu verstehen — es ist traurig, für das büßen zu müssen, für was man nichts kann,

und es war albern von mir, als ich meine unglückliche Stellung vergaß!" — Auf diese Worte änderte Marka plötzlich ihr Benehmen; sie wendete sich zu dem Gekränkten, und sagte schnell: „Berger, lieber Berger, was fällt Ihnen ein, ich wollte Sie durchaus nicht beleidigen, und kann Sie meiner Achtung versichern!"

Seitdem kam Berger öfter in das Haus Weißenthalers, und schien bis zur Zeit der früher schon besprochenen Abendunterhaltung auf einer Villa in einem Dorfe bei Wien, ein ziemlich gerne gesehener Gast, wenigstens von Seite Mariens.

Die Unterhaltung war vom berechnenden Herrn von Weißenthaler nicht aus Unterhaltung veranstaltet, er verfolgte dabei, wie in all' seinem Thun und Lassen höhere, das heißt eigentlich, niedere Zwecke. Es sollte sich dort die Glanzfülle seines Reichthums, und die Glanzfülle seiner einzigen Tochter zugleich entfalten.

Musikalische Produktionen machten den Eingang zum Feste, ein Ball den Beschluß; der

Salon war so gebaut; daß er durch die eine hohe Glaswand die Aussicht in einen prachtvollen Wintergarten gewährte. Viele junge Männer aus reichen Häusern waren geladen, Marie natürlich von allen Seiten sehr in Anspruch genommen. Wir übergehen die Schilderung des Balltumultes, in der Ueberzeugung, daß sie höchst überflüßig wäre, weil jeder Leser wenigstens einmal in seinem Leben dergleichen gesehen, oder einige hundertmal (wenn er anders ein Leser ist) von rauschenden Akkorden, von schwebenden Sylphen, von melodischen Wogen, von Strahlenmeeren der Kronenleuchter, von wandelnden Rosenhainen und andern dergleichen an die Paradiesespracht nahe anstreifenden Schilderungen gelesen hat. Wir wollen unser Augenmerk auf den Wintergarten wenden, in dessen grandiosen Blumen- und Baumtöpfen, exotische Gewächse bis an die Glaskuppel emportauchten.

Wir sehen in den mit mattgeschliffenen Glaskugellampen erleuchteten Lokale einen bedeutend mit Melancholie behafteten Jüngling herumschleichen, der an all dieser Prachtentwicklung kein

sonderliches Behagen zu finden scheint. Aber kein Wunder, wenn schon der eine am Firmament hängende Mond so viele Leute melancholisch macht, warum sollten die vielen künstlichen Monde, die zwischen den Bäumen in Zweigen hingen, nicht in dem Einen Berger eine magische Poesie oder eine poetische Magie hervorrufen.

„Was soll mir dieser Tempel? dachte sich Berger, die goldenen und silbernen Blumenglocken, die von den indischen Lianen herabhängen, stimmen mich zu keiner andern Andacht, als zu der, daß ich an mein Elend denke, und die spitzen Palmenblätter strecken wie höhnend die Zungen auf mich herab, und die Magnolien mit ihren purpurfarbigen inwendig vergoldeten Opferschalen, erinnern mich an das Opfer, was Marie bringen müßte, wenn sie von dieser Herrlichkeit zu einem Concertgeber herabstiege, der sich Künstler nennt, und im Grunde doch nichts anders als ein Geiger ist. Ich armer Teufel komme mir vor, wie dort die geflügelte Grenadille, die sich an den indischen Feigenbaum anklammert, und sich emporgeschlichen hat, bis sie die Feigen sieht, wonach sie wie

muth- und troſtlos wieder herabfällt. So bin auch ich in kurzer Zeit emporgeſtiegen in Mariens Gunſt, bis ich einmal eine ernſte Frage wagen werde, und ſie mir die Feige zeigt, die zwiſchen dem Daumen und Zeigefinger herausſproßt, und ich, wie dort die Grenadille meine Hoffnungsblüthe zu Boden ſinken laſſe. Doch, der Gedanke iſt gemein! Und doch gibt es Feigen im bildlichen Sinne, und ſie werden korbweiſe ausgetheilt! Die blaßrothen Blüthen, die auf dem ſchlanken Schaft der Aloe ſchweben, künden mir, daß meines Lebens Bitterkeit im höchſten Flore ſteht. Helles Licht ſtrahlt von allen Girandolen, und in meiner Seele iſt es dunkle Nacht.

Wenn ich die ſtrahlend gelben Orangen betrachte, die auf dem glänzendgrünen Grunde der fetten Blätter leuchten, wie Geſtirne in der Nacht, und die dort einen neuen Garten bilden in den grünüberflochtenen Spiegelwänden, ſo iſt es mir, als wäre ich zu Mauritanien im Heſperidenhain, wo die goldenen Aepfel wachſen, über welche der ungeheure, ſchlafloſe, hundertköpfige Drache als Wächter aufgeſtellt iſt, ſo iſt auch in mir ein

Drache, ich muß Muth haben, um ihn mir selber zu nennen, er heißt Jalousie, und seine hundert Köpfe haben mich meines einzigen Kopfes verlustig gemacht. Ich komme mir vor wie Boabdil el Chiko, der letzte Maurenkönig, der vor seiner Vertreibung aus der königlichen Burg Alhambra noch einen trauernden Blick auf die wundervolle Löwenhalle, und auf die blüthenreichen Gärten wirft, so werde wohl auch ich bald aus den spanischen Luftschlössern vertrieben werden, die ich mir gebaut, denn was bin ich gegen Herrn v. Weißenthaler? höchstens ein Rothenpfennig, und das ist ihm zu wenig! Was kostet das Zeug für ein Narrengeld! Diese silbernen Blumenglocken sind wahrlich alle aus gutem Silber gegossen, wenn es nur ausreicht, sie mögen höher zu stehen kommen. Und bei all diesem Luxus der Poesie, guckt nicht überall das nackte Elend des Lebens durch? Die Königsloris und Kakadus schreien schläfrig in ihren aus vergoldetem Draht geflochtnen Häusern, sie sind gewohnt, um diese Zeit zu schlafen und haben für heute keine Ruhe, und wetzen sich toll die Schnäbel an ihrem

Stänglein, auf dem sie sitzen. Monsieur Pipi, der Pavian, zerrt ungeduldig an seiner Kette, und blöckt mit den Zähnen, er hat den balsamischen Düften des Wintergartens Krieg geschworen, und diesen nicht ohne Glück geführt; der Springquell plätschert melodisch über die mit Moosgeflecht behangenen Muschelbecken, und Pipi hat Durst, seine Schale ist umgestoßen, und die Bedienten haben keine Zeit, ihm Wasser zu bringen, wart, wart, ich will dich erlösen von deiner Qual, ei du schändliches Vieh, ist das der Dank, reißt mir ein Stück aus meinem schwarzen Gallafrack, kostet netto dreißig Gulden, soll man denn mit so einem boshaften Vieh Mitleid haben. Wie muß ich mich jetzt wenden und drehen, um den Riß zu verbergen!

Der Wintergarten war leer, die Musik rauschte, und Berger, der sich in seinen traurigen Gedanken sehr gefiel, warf sich auf einen Divan, der wie mehrere seiner blaßrothen Brüder in eine Reihe von Orangenbäumen eingefügt war, nach einiger Zeit fühlte er einen Schlag mit einem Fächer und hörte die Worte: Warum sitzen Sie

denn so melancholisch da, wer kann Ihnen bei einer solchen Gelegenheit besondere Aufmerksamkeit schenken! Sie müssen sich selbst zu unterhalten suchen!" dieß waren die im Vorbeigehen ausgesprochenen Worte Mariens.

Berger beeilte sich ihr in jener Allee, in welcher sie Luft schöpfend promenirte, entgegen zu kommen, und wußte dabei nichts Unsinnigeres zu stammeln, als: „Sehen Sie, Fräulein, ich wollte diesem Viehaffen Wasser in seine Schale bringen, und er hat mir diesen Riß in den Aermel gemacht." — „Warum haben Sie die Menschenwelt verlassen, um hier in der Pflanzen- und Thierwelt herumzugeistern?" Mit diesen Worten entfernte sich Marie, und Berger hatte Muße, sich vorwerfen zu können: „Was habe ich jetzt wieder für dummes Zeug zusammengeredet?"

Und aufs neue wanderte Berger herum, es mußte ein fürchterliches Schneegestöber sein, man hörte bei den Pausen der Musik den Schnee an einige von außen nicht mit Läden geschlossene Fenster schlagen, und der Held dachte an seinen weiten Weg nach Hause um zwölf Uhr in der

Nacht — Februar, fünf Grad unter Null Reaumur, und es wurde dem Wagenlosen bange.

Um so mehr mußte ihn die Gedankensympathie Mariens überraschen, als diese in kurzer Zeit den Wandler aufs Neue in seiner Melancholie unterbrach, und ihm versprach, sie werde sich für ihn um einen Platz in einem Wagen umsehen!

„Nein, nein, um Gotteswillen nein," erwiederte Berger, „lieber will ich gehen. So aus Gottes Gnaden mitfahren, um alles in der Welt nicht, Fräulein! Sie kennen mich!" — „Nun, Sie Eigensinniger Sie, wenn Sie nicht wollen, so bleiben Sie da, und fahren Morgen mit uns, ich werde ihnen schnell ein Zimmer heitzen lassen, gehen, bei diesem Wetter ist nicht möglich, keine Widerrede!" Und sie verschwand.

Der edle Stolz eines Armen macht auf edle Seelen immer einen günstigen Eindruck, nur gemeine Creaturen haben eine Freude an sklavischer Kriecherei, und beweisen, daß sie selber in einer drückenden Lage bereit wären, sich um jeden Preis, um jede Wegwerfung Hilfe zu erkaufen.

Einigen, mehr als Berger den Concertisten, zu berücksichtigenden Gästen, waren schon Nachtlogis angewiesen, als Berger von einem alten Hausinspector in ein elegant möblirtes Zimmer geführt wurde, in dem eben die eisige Kälte mit der sprühenden Kaminwärme zu kämpfen schien.

Berger war allein und zu aufgeregt, um sogleich schlafen zu können. Das Thema, über welches er im Gedanken abhandelte, und dessen eigenthümlicher Grund vor ihm selber verborgen war, bestand im neidischen Hinschauen auf den Luxus und auf die Vorzüge, welche Reichthum oder Stand gewähren.

Er fühlte sich heute, oder vielmehr gestern, denn es war schon zwölf Uhr vorüber, sehr zurückgesetzt, sehr unbeachtet, gar nicht gesucht, er war nichts weniger, als ein nothwendiger Bestandtheil der Unterhaltung, er stand mit den andern Geladenen nicht auf einer und derselben Stufe, er war mit einem Worte nur geduldet! So legte sich Berger griesgrämiger Weise selber seine Stellung aus, und diese Auslegung machte ihm kein großes Vergnügen.

Er kam aber doch bald wieder mit seinen Ansprüchen und Gedanken ins Gleichgewicht, denn er besaß gesunden Hausverstand, wie dies aus seinem dem vorigen nachfolgenden Gedankencyklus entnommen werden mag.

„Es bleibt aber, dachte er sich, doch recht dumm von mir, wenn ich mich ärgere. Sollte vielleicht keiner von den jungen Herren mit Marie reden? Hätte Marie sagen sollen: Reden Sie nicht mit mir Herr Baron N. oder Herr Major X., oder Herr v. A B C, und wenn diesen Herren die Frage: Warum denn nicht? auf der Zunge geschwebt wäre, hätte Marie sagen sollen: Sehen Sie, Messieurs, da draußen im Gartensalon geht ein schmachtender Jüngling auf und nieder, und diesen könnte es ins Herz schneiden, wenn Sie mit mir und wenn ich mit Ihnen rede."

„Oder hätte vielleicht der Hausherr mit den angesehensten Gästen kommen sollen, um mich aus dem Wintergarten in den wandelnden Frühlingsgarten zu zerren, hätten sie sagen sollen: Herr v. Berger, Sie sind uns unentbehrlich, wir lechzen

nach dem Thau der Weisheit und des Witzes, der von ihren Lippen träufelt! — Ja, ja so gehts uns Menschen, wir wollen uns immer als ein Centrum wissen, als eine Sonne, um welche Planetensysteme herumrollen. Wenn ich es mir aber einbilde, daß ich hier nur geduldet, nur aus Gnaden zugelassen bin, und diese Duldung und Zulassung ist mir zuwider, an wem liegt denn die Schuld? Wer hatte denn Freude darüber, hieher kommen zu können, als ich selber? Hat mich wer gezwungen zu erscheinen? Nein! Hat mich wer gezwungen hier zu bleiben? Nein. Warum bin ich also gekommen, und warum geblieben? Und wem habe ich darnach Ursache etwas vorzuwerfen? Was können die Millionärs, welche hier waren, dafür, daß ich kein Millionär bin? hätten sie vielleicht, um das Mißverhältniß unserer Finanzen zu egaliren, ihr Vermögen mit mir theilen sollen? Habe ich Lust meine Concert- oder Directions-Einnahmen mit dem nächsten Bettler oder armen Teufel zu partagiren? Nein! Also nur gescheit Berger, nur gescheit sein! wie es der alte Raspelmayer immer zu sagen pflegt, nur

alle dummen Gedanken mit sammt der Wurzel ausrotten, und sie wie das Unkraut über eine Gartenmauer, über die Umzäunung der Seele hinauswerfen!

„Es gibt Leute, sagte der alte Raspelmayer, die, wenn ihnen eine Grille bei den Ohren in ihren hohlen Schädel hineingekommen ist, statt dieselbe herauszuschütteln, sich noch mit den Fingern die Ohren zustopfen, daß diese Grille in ihrem Hirnkasten erst recht rumoren kann; nun zu diesen Köpfen will ich nicht gehören, und darum — heraus mit den Grillen und fort damit!“

XI.

Wie Diogenes auf ein tragiſches Geheimniß kommt, und wie er demſelben immer mehr und mehr nachſpürt.

„Mich ergriff eine grenzenloſe Hoffnung, meine ganze Zukunft, ſo ſchien es mir, war in einen andern friſchen, neuen Boden gepflanzt.“
Heinrich Steffens: Was ich erlebte.

Möchte ſein, daß die Kaminhitze obige Gedanken bei Berger ſo ſchnell zur Reife brachte, denn er hatte ſich nahe an denſelben angelehnt, um die wohlthätige Wärme einzuſaugen. Das Bett ſtand ihm zu ferne vom Kamin, und nachdem er die Bemerkung gemacht, daß es auf Rollen ſei, ſchob er es in die Nähe deſſelben, um es dort zu erwärmen. Als er darnach das Zimmer in der Diagonale durchſchritt, merkte er, daß eben in jenem Winkel, von welchem er das Bett weggerückt hatte, die Fußtritte hohl klangen, und

daß eine Parquete sich schwankend beim Daraufstreten bewege. Es war ganz natürlich, daß er das Licht auf den Boden stellte, und sich hinkniete um hier dieser Erscheinung, wie früher seinen Gedanken auf den Grund zu kommen.

Er sah bald, daß die Parquete nur als Decke ober einem ausgehöhlten Raume liege, und daß sie durch eine Art Schloß befestigt sein müsse, denn sie wankte zwar, wollte sich aber nicht aus dem Rahmen heben laßen. Berger war auf einmal wie von einer Wuth überfallen, er vergaß ganz, daß er hier nur Gast sei, und daß es ihm nur mit Bewilligung des Eigenthümers zustehe, die Geheimnisse des Hauses zu erforschen.

Schon war die Lichtscheere zerbrochen und ein Schlüssel umgebogen, denn beide Gegenstände benützte er als Hebel, um das Bret herauszubrechen, endlich mochte er zufälliger Weise die rechte Stelle getroffen haben, denn eine rostige Feder drückte knarrend das Holzviereck empor. Verstäubte Schriften und eine geschlossene Eisencassette boten sich seinen Augen dar, die letztere schien dem Klange nach, Geld zu enthalten,

Berger faßte, wie sich denken läßt, sogleich den Entschluß, selbe kommenden Tages Herrn Weißenthaler zu übergeben. Als er in die Schriften blickte, und nichts anders darin fand, als Rechnungen, Quittungen und dergleichen, war er schon im Begriffe das ganze in die Höhlung zu legen, als ein Stück Papier, scheinbar der Theil eines Briefes, sehr beschmutzt und von ungeübter Hand geschrieben, seine Aufmerksamkeit rege machte. Er entfaltete und las mühsam folgendes Bruchstücke:

Gnädiger Herr!

Ich konnte mit dem Kinde nicht bis—
auf einmal ein Fieber wie hergeflog—
nicht anders zu helfen wußte als—
um nicht wenn die Krankheit ernst—
schrieb einen Zettel wie bei einem Find—
in dem Kircheneingange zu Azze—
-he diesen Brief von dem Dorf Leite—
-dere Strasse, daß man mir nicht auf—
mich zu Bette legen müssen—
vergessen, daß ich zum Kinde hun—
sehr viele Aengsten, daß ich ste—

Strafe Gottes für das Untern—
nicht ganz in der Ordnung scheint, d—

So viel war auf dem Zettel geschrieben, der offenbar nichts anders, als das Blattgevierte eine Briefes sein konnte. Die Buchstaben fingen vor Bergers Augen zu tanzen an, wie kleine neckende Gnomen, heftig schlug sein Herz, seine Wangen waren mit Röthe überflogen, fieberhaft ließ er die weit aufgerissenen Augen wieder und wieder über das Papier gleiten, ein Blitzstrahl hatte in die Finsterniß geleuchtet, in welche bisher seine Abkunft gehüllt war, eine Spur war vorhanden, die vielleicht zum vollen Lichte führen konnte, er machte alle möglichen Combinationen, um das abgehende Stück zu ergänzen, und zweifelte keinen Augenblick daran, daß es mit seinem Erscheinen zu Azzelbrunn im innigsten Zusammenhang stehe, er sagte für sich: „Fünf Stunden ungefähr von Azzelbrunn liegt Leitenberg, es kann demnach unter Azze— nichts anders als Azzelbrunn, unter Leite— nichts anders, als Leitenberg zu verstehen sein, das Kind war niemand anders als ich; mein Gott, mein Gott steh' mir bei,

daß sich die Sache zu einem glücklichen Ende aufkläre." In diesen Gedanken rang Berger, noch immer bei der Oeffnung des Getäfels knieend, seine Hände, und erinnerte sich an die erst unlängst gesprochenen Worte Raspelmayers, welcher, als Berger über seine Verlassenheit und über sein Hinausgeworfensein in die weite Welt zu klagen anfing, tröstend zu ihm sagte: „Laß das nur geh'n Johann, nun bist du einmal da, du weißt ja, was Gott von uns haben will, und das ist genug, um hier glücklich und dort selig zu werden. Hast du mich nie gesehen in Elend und Noth? Und hast du mich je dabei klagen gehört? Bin ich nicht immer gut aufgelegt gewesen? Und wo ist meine Heiterkeit hergekommen? meinst du ich habe sie gestohlen, meinst du, ein schlechter Kerl, der könne so vergnügt sein wie ich, er kann rasen, jauchzen, toll scheinen vor Freude, aber in der Herzenskammer sieht es lumpig, schäbig, räucherich, schmutzig, ekelhaft aus, siehe, wahre Freude kommt nur aus einem reinen Gewissen, und wenn du ein reines Gewissen hast, Johann, und wenn du jeden Morgen mit Freu-

den deinen Gott mit einem Gebet begrüßen kannst, dann sei versichert, er dankt dir jedesmal so freundlich für deinen Gruß, daß du den ganzen Tag eine Freude darüber hast, und daß du sonach immer, wenn es sich um gut oder schlecht handelt, dir selber zurufest: Ich mag es doch mit meinem Gotte nicht verderben, ich will ihm die Freundschaft nicht aufkündigen, denn es fährt ja Niemand übler dabei als ich selber! Wozu soll ich mir meinen Hausfrieden durch solche Bestien stören lassen, wie Laster und Sünde, die sich selber einschließen in den unzerbrechlichen eisengegitterten Käfig meines Gewissens, um mich anzubrüllen; die immer am blutenden Herzen lecken mit ihren scharfen Zungen, und denen ich die ruhigen Stunden und Tage meines Lebens, wie gemordete Tauben und Lämmer zum gierigen Fraße vorwerfen müßte! — Höre auf mit dem Traurigsein und überlaß es andern Leuten. Das, was eine höhere Macht mit uns thut und vorhat, das ist gewiß zu unserm Besten, wenn wir nur, so viel es in unserer Macht steht, dem Willen der Vorsehung nachkommen!“

„Was hätteſt du, wenn du beweiſen könnteſt, daß dein Stamm hinaufreicht bis zu Karl dem Großen, der im Untersberg bei Salzburg noch immer Hof hält, was hätteſt du davon? trägt nicht jeder Betrunkene den Rauſch, den ſchweren Wappenſtein ſeines Stammvaters Noah, wankend unter der Laſt auf ſeinen Schultern?“

„Du weißt es ja als Chriſt, wo du hinkommſt, warum macht es dir nun ſo heidenmäßig viel zu ſchaffen, wo du hergekommen. Iſt eine ſolche Entdeckung zu deinem Nutzen, ſo wird ſie noch geſchehen, wäre ſie aber zu deinem Schaden, ſo iſt es ja beſſer, wenn ſie unterbleibt.“

Eingedenk dieſer erſt jüngſt geſprochenen Worte des alten Mannes, den Berger wie einen Vater verehrte, ſetzte er ſein ganzes Vertrauen auf die Vorſehung; er betete innig und ward darnach ruhiger; — aus ſeiner Kindheit tönten Mahnungen und Gebetesworte herüber, wie feierliche Glockenklänge an einem heitern Frühlingsfeſttag, die dem Wanderer aus ſeiner verlaſſenen Heimath nachklingen, wenn er traurigen Sinnes dahinſchreitet durch die Waldeinſamkeit.

Berger war durch drei Stunden von seinen Hoffnungen und Träumereien herumgetrieben; er warf Holz in den Kamin, um den Frost abzuwehren, der seine Glieder durchschüttelte, und erst um 5 Uhr Morgens legte er sich angekleidet aufs Lager, ließ aber eine Kerze brennen, denn das ganze Haus dünkte ihm nicht geheuer, nachdem er hinter den nur ein wenig gelüfteten Schleier, hinter das Geheimniß seiner Abkunft blickte; er sah dort grauenerregende Gestalten sich bewegen, die seine Fantasie hingezaubert, und er konnte sich des Gedankens nicht erwehren, daß seine Geburt, außer dem Mackel der Sünde, der auf derselben zu lasten schien, noch mit irgend einem andern Verbrechen in Verbindung stehe. Zunächst mußte sein Verdacht auf Weißenthaler sich niedersenken; daß man ihn gerade nach Azzelbrunn auf Weißenthalers Herrschaft brachte, schien mit dem Auffinden des Briefes im Landhause desselben in Verbindung zu stehen. Der Gedanke, daß er vielleicht Mariens Bruder sei, berührte ihn unangenehm; bald darauf aber fiel es ihm wieder ein, daß Weißenthaler doch um die ganze

Sache nichts wiſſen könne, ſonſt hätte er ihn von ſeinem Hauſe ferne gehalten, wenn er ihn gekannt, und die ſehr verſtaubte Caſſette ſammt den Schriften und dem verroſteten Schloſſe, deuteten darauf hin, daß dieſe Höhlung jahrelang nicht geöffnet; ja daß ſie vielleicht gar keinem Lebenden mehr bekannt ſei.

Von der nahen Kirche erſcholl die Morgenglocke um die achte Stunde, als Berger ſchon wieder ſich vom Lager erhob. Die Eine Kerze, welche er brennen ließ, war ſchon ausgebrannt und verloſchen, er zündete eine zweite an, ſtützte dann ſeine Arme auf das Kamingeſims und legte träumend den Kopf darauf. Ein Tag lag vor ihm, welcher tauſend während der Nacht in ſeinem Gedächtniſſe aufgeſpeicherte Fragen löſen ſollte. Er wartete mit Ungeduld auf die Zeit der Abfahrt und war unſchlüſſig, ob er mit Marie, oder mit ihrem Vater über die Sache reden ſollte. Noch einmal durchſah er die Schriften genau, fand aber nichts anders, als in einer Ecke ein kleines Streifchen Papier zum gefundenen Brieffragmente gehörig, aus welchem es ihm

klar wurde, daß die Schreiberin desselben (denn die Schrift schien beim näheren Betrachten von einer Frauenhand herzukommen) nicht seine Mutter sei, auf welchen Gedanken er bei seinen früheren Combinationen verfallen war.

Man brachte Berger das Frühstück auf sein Zimmer. Er vernahm vom Bedienten mit großem Vergnügen, daß Weißenthaler schon nach der Stadt gefahren sei, und daß er, Berger, in Gesellschaft mit dem Fräulein und ihrem Kammermädchen fahren werde.

Kaum hatte er mechanisch eine Tasse Thee getrunken, als man ihm die Nachricht brachte: das Fräulein sei schon in den Wagen gestiegen, und erwarte ihn. Es war zu spät, von seiner Entdeckung zu erzählen. Das Kammermädchen saß dem Fräulein gegenüber. Berger war zerstreut, er konnte in die gleichgültigsten Gespräche nicht eingehen. Marie blickte ihn nur ein paar Mal flüchtig an und sah sehr bald, daß es mit ihm nicht ganz richtig sei, daß etwas Besonderes in seiner Seele gähren müsse. Berger bemerkte es, daß sie ihn mit einem gewissen Mit-

leide anſah, und dieſer Blick machte ihn zum Dichter; — hat doch faſt jeder Menſch im Leben einige Momente, wo die Poeſie wie eine Taube mit ſchwirrendem Flügelſchlag an ſeinem Geiſte vorüberrauſcht. Dieſer Moment war bei Berger jetzt gekommen, er machte das erſte und einzige Gedicht ſeines Lebens. Dem verehrten Leſer ſteht es frei, ſich ſelber eine Ueberſchrift dazu zu erfinden, z. B.: An Sie, oder: Als ſie mich anblickte, oder: Aug' in Aug'; oder: Mein Aug' ein See, dein Aug' ein Schiff, oder kurz einen von jenen nagelneuen Titeln, bei deren Leſen Einem der Mund auf- und die Augen zugehen, bei deren Anblick aber routinirte Leſer Buch und Hand ſeitwärts über die Seſſellehne ſinken laſſen, und ſich denken: „Unſer Herrgott muß allerhand Narren zu ſeinen Koſtgängern haben." — Berger alſo dichtete:

I. Die Taucherglocke.

Auf den Teichen meiner Augen
Seh' ich deine Blicke ſchiffen,
Und ſie ſchauen bis zum Grunde,
Bis zu den Corallenriffen;

Bis zur Tiefe meines Herzens,
Und erspähen an den Klippen
Jede kleine Wasserblume,
Jeden kleinen Grampolypen.

Vor dir kann ich nichts verbergen,
Vor dir lieget Alles offen,
Durch den Thränensee der Augen
Siehst du meines Herzens Hoffen;

Durch den Thränensee der Augen,
Denn dein Sonnenblick erheitert,
Siehst du's Wrak von meinem Glücke,
Das im Liebessturm gescheitert;

Alle Güter meines Lebens
Sanken in die Tiefe nieder,
Ach nur Eine Taucherglocke
Brächte sie zu Tage wieder.

Kennest du die Taucherglocke,
Die mein Habe wieder findet?
Nur ein Blick wär's deiner Augen
Der mir deine Liebe kündet!

II. Alle Königreiche der Welt für ihre Thränen!

(Sehr freigebig!)

Jede Thräne deines Auges,
Die an deiner Wimper zittert,
Ist ein unschätzbarer Demant,
Der in seinem Fall zersplittert;

Jede Thräne deines Auges
Iſt ein klarer Himmelsſpiegel,
Wenn ſich noch darüber ſenken
Schirmend deine Seraphsflügel;

Seraphsflügel ſind die Wimpern,
Welche Tag und Nacht gebären,
Wenn ſie auf- und niedergleiten
Auf dem Spiegelquell der Zähren.

Ach wem gelten dieſe Perlen,
Niederrollend in Verſchwendung,
Welchem König hier auf Erden
Gilt die reiche Demantſendung?

Ja, ein König iſt zu nennen,
Dem du dies Geſchenk verliehen,
Glücklicher als alle Fürſten,
Welche Sklaven rings umknieen:

Denn auf ſammtnen Purpurpfühlen
Auf den Wagen roth durchlichtet,
Liegt ein Brief mit Perlenlettern,
Und der iſt an ihn gerichtet.

Königreiche würd' ich geben,
Wenn ſie ſolchen Brief mir ſchriebe,
Denn was ſind mir Königreiche
Für den Himmel ihrer Liebe!

Wir wissen nicht, ob Marie auch das Blühen dieser Wasserblumen gewahrte, jedenfalls wurden ihr aber selbe später, im getrockneten Zustande, sammt der Schenkungsurkunde der Königreiche, auf einem goldrandigen Papierblatt eingehändigt. Es ist ein erwünschter Edelstein in der Flitterkrone weiblicher Eitelkeit, wenigstens Einmal im Leben besungen zu werden.

Als der Wagen schon in der Stadt und ziemlich nahe dem Hause Weißenthalers war, sagte Marie zu Berger: „Wenn Sie wollen, können Sie sich die Musikalien, welche Sie neulich verlangt haben, gleich jetzt mitnehmen, denn ich habe selbe schon vorgestern zusammengesucht." — „Ich werde von Ihrer Güte Gebrauch machen, Fräulein," erwiederte Berger.

Als sie in das Haus gekommen, und als Beide in das Empfangzimmer getreten, sagte Marie: „Gedulden Sie sich nur ein klein wenig. Nehmen Sie Platz, ich werde augenblicklich mit den Noten erscheinen." Und sie verschwand mit einer solchen Schnelligkeit, als ob sie gar nichts anders im Sinne hätte, als den guten Berger

nur nicht aufzuhalten, und ihm so schnell als möglich die Musikalien in die Hände zu geben, als ob sie gar keine Spur von seinem Grame in seinen Zügen gelesen, oder als ob sein verstörtes Aussehen ihr nicht den geringsten Kummer von der Welt mache, und ob es ihr gänzlich gleichgültig wäre, was an seinem Herzen nage.

Berger warf sich bei einem Fenster auf einen Sessel, und wußte nicht, wie er die Sache einleiten sollte, denn etwas mußte er doch sagen. Die Begebenheit der vergangenen Nacht wollte ihm das Herz zersprengen. Am Ende überließ er sich wie mit voller Gleichgültigkeit dem Gedanken, ohne alle Vorbereitung sein aufgefundenes Geheimniß auszusprechen. Er starrte wie bewußtlos auf eine Bronzeuhr, die neben ihm auf einem Marmortische stand, und zählte mechanisch den Pendelschlag, selben mit einer leisen Bewegung seiner Finger bezeichnend.

Marie erschien darnach mit den Musikalien, und ließ bei ihrem Eintritte einen forschenden Blick über Bergers Antlitz streifen. — „Sie haben nicht ausgeschlafen, Herr Berger, oder es

ist Ihnen nicht wohl. Kommen Sie mit und nehmen Sie noch geschwind eine Tasse Thee, ehe Sie nach Hause gehen!"

„Gerne will ich der Einladung folgen, denn ich habe mit Ihnen etwas zu sprechen, Fräulein!"

„Wünschen Sie etwas, Berger? reden Sie, reden Sie!"

„Wenn Sie erlauben, Fräulein" — mit diesen Worten setzte sich Berger in einen Armsessel. Marie saß auf dem Sopha und machte sich mit der Theebüchse zu schaffen, als ob ihre Aufmerksamkeit getheilt wäre. Nachdem Berger zu sprechen angefangen, wechselte sie die Farbe einige Male, denn sie konnte nicht wissen, wo sein Reden hinziele. Berger begann:

„Um mich verständlich zu machen, muß ich etwas berühren, was jene gewöhnlich mit Stillschweigen zu übergehen suchen, die es betrifft, nämlich: mein in Dunkelheit gehülltes Herkommen. An mir ist bisher das Wort in Erfüllung gegangen, daß die Kinder leiden müssen für die Sünde der Aeltern. Es sind keine erfreulichen Begegnisse im Menschenleben, wenn man in sei-

ner zarteſten Jugend der Mutterliebe entbehrt, und dafür im reiferen Jahren den Spott der Welt einerntet. Ich habe dieß traurige Gefühl tief empfunden, und ich weiß auch davon zu reden. Ich hatte keine Spur von meinen Aeltern bis auf dieſe Nacht, und was ich dieſe Nacht gefunden, iſt vielleicht nur ein Blitz, leuchtend und verlöſchend, ehe man noch Zeit hat, auf dem dunklen Wege ſich zurecht zu finden."

Berger erzählte nun mit kurzen Worten, was ihm begegnet, zeigte das Brieffragment und ſuchte es zu erklären. Darnach fuhr er fort:

„Fräulein, erlauben Sie mir in meinem peinlichen Zuſtande einige Fragen. Ihre Antworten vermögen mich vielleicht von einer Folter zu erlöſen, auf welcher ich ſchon ſeit einigen Stunden ausgeſpannt ſchwebe. Wiſſen Sie vielleicht etwas, das auf dieſen Brief Bezug haben könnte?"

„Mein Vater," antwortete Marie, „iſt ungefähr ſeit fünfzehn Jahren im Beſitze jenes Hauſes. Ich erinnere mich ihn erzählen gehört zu haben, daß der frühere Eigenthümer desſelben

ein slavonischer Herrschaftsbesitzer aus dem Küstenlande gewesen, Namens Danowich. Sieh doch, mir fällt jetzt manches ein, welches Licht bringen könnte, der Bruder desselben war fünf, oder sechs Jahre lang im Besitze derselben Villa, und starb im selben Zimmer, welches man Ihnen heute zum Schlafen angewiesen, ich hörte das erst heute früh, und weiß nur so viel, daß der alte Hausmeister dieses Zimmer äußerst ungern betritt. Doch mir fällt eben ein, Herr Gockel unser Buchhalter mag von der Sache mehr wissen, er war zu jener Zeit schon in unserm Hause. Ich werde ihn auf mein Zimmer kommen lassen, verweilen Sie indessen hier."

Und wieder saß Berger sich selber, seinen Hoffnungen und Zweifeln überlassen da, in die Spiritusflamme starrend, während das klingende Sieden im silbernen Theekessel eine traurige Begleitung zu seinen Gedanken bildete.

Nachdem Marie Erkundigung eingezogen, kehrte sie wieder, und berichtete Folgendes:

„Das Landhaus gehörte einem Herrn Elias Danowich, der es seiner Frau, einer Wienerin,

zu Gefallen kaufte. Diese begleitete kurz nach der ehelichen Verbindung ihren Gatten auf seine bedeutende Herrschaft im Küstenlande. Danowich starb bald nach seiner Ankunft daselbst an einer jener tödtlichen Epidemien, welche dieses Land bisweilen heimsuchen. Seine Gemahlin verließ den traurigen Aufenthalt, der ihr durch den Tod ihres Mannes völlig fremd und noch düsterer geworden, und begab sich nach Wien zu ihren Verwandten; sie bezog ihr, gegenwärtig unser, Landhaus, und hatte daselbst ungefähr ein halbes Jahr nach dem Tode ihres Mannes ein Kind geboren, starb aber bald nach der Geburt, und das Kind folgte seiner Mutter nach. Nun ging das Vermögen nach einer Testamentsbestimmung des verstorbenen Elias Danowich auf den Bruder desselben, Spiridion, über. Dieser lebte zu Wien, und hatte sein väterliches Erbtheil verschwendet, und überdieß noch eine Masse von Schulden gemacht.

Schon drei Jahre, nachdem er den Besitz seines brüderlichen Erbes angetreten, nahm er Geld von meinem Vater und verpfändete dafür

das ihnen bekannte Landhaus mit der Bedingniß, daß, wenn er insolvent werden sollte, und mein Vater vom Pfandrecht Gebrauch mache, die Zimmer im ersten Stockwerke des Landhauses ihm Zeit seines Lebens zur Disposition überlassen bleiben müßten. Im vierten Jahre darnach zahlte mein Vater das Landhaus gänzlich aus, und brachte es somit käuflich an sich. Im nächsten Sommer starb Spiridion Danowich, wie man im gewöhnlichen Leben zu sagen pflegt: zu seinem Glücke, denn sein Vermögen, die bedeutende Herrschaft im Küstenlande mit eingerechnet, war im rasenden Spiele und in Verschwendung aller Art zusammengeschmolzen, zuletzt nahm er, seine Prätiosen und Möbel zum Pfande verschreibend, noch eine große Summe von meinem Vater zu leihen, welche, ich kann es wohl zum Ruhme der kaufmännischen Solidität desselben sagen, größer war als der Werth des verpfändeten Gutes. Es kam eine Krankheit über ihn, welche ihn schnell zusammenbrach, der alte Hausmeister weiß vielleicht etwas Näheres von seinem Tode, Gockel erwähnte nur, daß der alte Mann nicht

gerne davon rede, womit auch Jenes übereinstimmt, was ich heute Morgens gehört, daß er nämlich in dem Zimmer, in welchem sie die heutige Nacht zubrachten, nichts zu schaffen haben will. — Vielleicht gibt uns die eiserne Cassete noch nähere Aufschlüsse!"

„Ja, meinte Berger, wenn der Herr Papa die Gefälligkeit haben wird, selbe zu öffnen."

„Ich will sogleich mit ihm sprechen, und vorläufig den Wagen bereit halten lassen, daß wir hinausfahren können. Warum haben Sie nicht gleich am Morgen der ganzen Begebenheit erwähnt?"

„Ich wußte in der Verwirrung nicht was ich anfangen sollte."

Nun erst wurde Herr von Weißenthaler durch seine Tochter in die ganze Entdeckung eingeweiht, er machte ein ernstes Gesicht und sprach, er sei selber begierig, zu was für einem Aufschluß man gelangen werde. Schon in der nächsten Stunde war er, Marie und Berger im verhängnißvollen Zimmer des Landhauses, ein Diener mußte das Schloß der Cassette aufseilen, Berger schwebte

wie zwischen Leben und Tod, nachdem das Kästchen geöffnet war, verabschiedete man den Diener, und es fand sich darin Folgendes:

Ein Paket mit Briefen, werthlos, weil in ihnen keine Spur von den gehofften Aufschlüssen zu finden war.

Akten von Kauf- und Verkaufabschlüssen, fünf Rollen mit ungefähr 500 Dukaten.

Sonst war das eiserne Kästchen leer, und Berger starrte hinein, wie in das Grab eines Freundes! Nie noch war ihm der Werth des Geldes gar so gleichgültig vorgekommen, wie jetzt. Alle seine Hoffnungen lagen zertrümmert am Boden. Was läßt sich mit dem Fragmente eines vergilbten Briefes erhärten, was beweisen!

„Mir thut es unendlich leid," sagte nach einiger Zeit des Schweigens Weißenthaler zu Berger, „daß die Nachsuchung Ihren Erwartungen so wenig entsprochen hat. Jedenfalls müssen wir aber doch der Sache vielleicht auf irgend eine andere Weise auf den Grund zu kommen suchen. Uebrigens haben wir aus den Briefen

gesehen, daß diese Casse Eigenthum des Spiridion Danowich gewesen, es handelt sich nun darum, wem die eben nicht unbedeutende Summe von mehr als 2000 fl. Silber zufällt, vielleicht ist der Hausinspektor im Stande uns einige Auskunft zu geben, weil er aber nicht gerne über diese Angelegenheiten sprechen soll, will ich ihn allein fragen, um vielleicht doch eher etwas von ihm heraus zu bekommen."

Während der Abwesenheit Weißenthalers suchte Marie dem überaus betrübten Berger Trostworte zuzusprechen, er aber erwiederte:

„Ich habe schon die Hoffnung gehegt, mich Ihnen, Fräulein, wenigstens mit einem ehrlichen von meinem Vater ererbten Namen gegenüber stellen zu können, nun aber scheint der ganze Vorfall zu nichts anderem gut gewesen zu sein, als mich nur noch unzufriedener zu machen."

Weißenthaler kam und brachte die Nachricht: der Hausinspektor sei in das benachbarte Dorf gegangen, und werde erst in Einer Stunde wiederkommen. „Da mich nun," sagte er zu Berger, „ein wichtiges Geschäft in die Stadt ruft,

so werde ich und Marie sie verlassen, Sie mögen sich nach der Rückkunft des Mannes bei ihm um Näheres erkundigen, ich wünsche Ihnen vom Herzen, daß die Nachfrage zu Ihrer Zufriedenheit beantwortet wird. Das gefundene Gold werde ich unterdessen, wenn Sie damit einverstanden sind, in meine Verwahrung nehmen!"

Ein freundlicher Blick Mariens leuchtete beim Abgehen in das düstere Gesicht Bergers, um es wenigstens für ein paar Augenblicke heller zu machen. Er war sich allein überlassen, und fand, als er darüber nachdachte, im Benehmen Weißenthalers etwas Beleidigendes. Er scheint, dachte sich Berger, sehr wenig Vertrauen auf meine zu machende Entdeckung zu haben, weil er sich des Geldes bemächtigte, und dabei mit einem gewissen Lächeln zu mir sprach: „ich werde es mitnehmen, wenn Sie damit einverstanden sind!"

Der unglückliche Mensch hat einen scharfen Sinn, der in allem, was andere zu ihm sagen, Hohn oder Beleidigung sucht, so geschieht es nun oft, daß er sich selber betrügt, indem er das absichtsloseste Wort auffängt, um es

wie einen vergifteten Pfeil ſich ſelber ins Herz zu bohren. —

Der alte Hausinſpector war von ſeinem Ausfluge zurückgekehrt und ſogleich von Berger in Empfang genommen. Eine Frage nach der andern quoll aus Bergers Munde. Der alte Jonas fand kaum Zeit, ſichs in ſeinem Kopfe zurechtzulegen, was Berger eigentlich von ihm wolle. Als unter andern auch die Frage an ihn erging: „Waren Sie auch beim Tode der Frau des Elias Danowich, iſt dazumal ſein Bruder Spiridion hier geweſen, hat er ſich vielleicht hier auf dem Landhauſe aufgehalten?“ — war Jonas darüber ſichtbar betroffen, ſah zu Berger auf und ſprach darnach: „Sagen Sie mir nur einmal, wertheſter Herr, wen dieſe Dinge intereſſiren, ich will Ihnen dann gerne Alles mittheilen, was meinem Gedächtniſſe bisher nicht entſchwunden iſt.“

Berger erzählte, was er wußte, und ſagte was er erfahren wollte, er redete aufrichtig und ohne allen Hinterhalt. Ein Anderer wäre an ſeiner Stelle vielleicht liſtig zu Werke gegangen,

Berger aber haßte alle krummen Wege, nachdem er gegen den Alten seine Hoffnungen ausgesprochen, fügte er hinzu:

„Wenn Sie etwas darüber wissen, reden Sie, hier haben Sie die Hand eines ehrlichen Menschen. Gott soll mir in der Stunde meines Todes und in der Stunde meines Gerichtes nicht barmherzig sein, wenn ich von dem, was Sie mir sagen, zu Ihrem Nachtheile Gebrauch mache!“

Jonas sah forschend in das Gesicht Bergers, und nachdem er sich überzeugt, daß der Schwur des jungen Menschen diesem vom Herzen gehe, beschied er ihn in seine Wohnung, und sprach zu ihm:

„Mein Herr, ich sah aus ihrem Schwure, daß Sie es mit unserm Herrgott ehrlich halten, und glaube demnach, daß Sie auch ehrlich sind gegen Menschen, also auch gegen mich. Mein Gewissen ist nicht rein in dieser Sache, und könnte ich irgend ein Licht darüber bringen, ich wäre froh, denn ich möchte ruhig sterben. Ich bin ein alter Mann, und Sie sehen schon, daß ich aufrichtig mit Ihnen rede, lassen Sie mir

meine Weise und unterbrechen Sie mich nicht, bis ich mit meiner Erzählung fertig worden."

„Vor 25 Jahren kaufte dieses Haus Elias Danowich und seit dem bin ich auch hier. Elias heirathete, seine Frau war aus Wien, sein Bruder Spiridion war von jeher leichte Waare. Er hatte von Elias schon einen großen Theil seines Erbes sich auszahlen lassen und selben durchgebracht, und hielt sich größtentheils entweder zu Wien, oder im Sommer in der Nähe Wiens, hier, auf. Sein Bruder Elias starb, und die Frau desselben reiste aus dem Küstenlande nach Wien, und wohnte hier im linken Flügel des Hauses, der rechte war von Spiridion eingenommen. Madame brachte nur ein einziges Kammermädchen mit, diese wurde aber bald entfernt, und die neue, sämmtliche Dienerschaft der Witwe bestimmte Spiridions Wahl. Er war, so viel ich mich entsinnen kann, mit Madame außerordentlich freundlich, Madame schien sich aber in seiner Nähe sehr unbehaglich zu fühlen, denn seine Freundlichkeit schien ihr nicht aufrichtig, die gute Frau sprach sich einmal aus, es habe ihr leid

gethan, daß sie nicht zu Wien ein Logis bezogen, die Gesellschaft ihres Schwagers sei ihr unheimlich, sie wolle ihn aber als den Bruder ihres verstorbenen Mannes, nicht aus dem Hause weisen, was ihr doch von Rechtswegen zugekommen wäre, und sie selber wolle schon noch den einen Sommermonat hier zubringen, denn sie fürchte, den Schwager durch ihr Fortgehen zu beleidigen. Madame war eine gute sanfte Seele, die es nicht übers Herz bringen konnte, ein Huhn zu beleidigen, viel weniger einen Menschen."

„Doch ich will Sie nicht lange mit Dingen ermüden, die Ihnen keinen Aufschluß geben. Mein Verdacht, den ich seither über gewisse Begebenheiten, die in diesem Hause vorgingen, im Herzen trug, scheint durch Ihre Fragen und Mittheilungen bestättigt."

„Die Wittwe gebar einen Knaben, und starb einige Stunden nach der Geburt. Spiridion war den Tag über höchst aufgeregt. Ich erinnere mich aus seinem Munde an die Wehmutter, die aus Wien gekommen war, folgende Frage gehört zu haben: „Das arme Kind wird wohl kaum

den Tag überleben?" — „O nein," erwiederte die Angeredete, „das Kind ist frisch und gesund."

„Spiridion blieb mit ihr und dem Kinde mehrere Stunden allein. Die Frau war des Morgens gestorben, gegen Mittag setzte die Swoboda (dieß war der Name der erwähnten Person) die Küche in Bewegung, sie sagte nun: das Kind sei plötzlich krank geworden. Eine Magd rieth, man solle den Dorfarzt holen. Swoboda erwiederte: „Was diese Leute auf dem Lande verstehen, das verstehe ich auch, und noch besser; es bleibt nichts übrig, als nach Wien zu einem renomirten Kinderdoktor zu fahren und das Kind mitzunehmen." — Sie that es, und kehrte des andern Morgens mit einer Leiche zurück. Es war keinem Menschen eingefallen, Verdacht zu hegen; Spiridion war als ein über die Maßen freundlicher Herr bekannt, und es war vielleicht Niemand im Hause, dem die Sache nicht ganz in der Ordnung geschienen, außer mir allein."

Während der Erzählung schien es Berger, als ob der alte Jonas doch noch immer mit etwas hinterm Berge halten wolle; denn er machte

so viele Präambulirungen, daß man ihm
seits die erwachte Gewissenhaftigkeit und a
seits die Furcht, von den Gerichten zu
Verantwortung gezogen zu werden, leich
sehen konnte.

Berger versicherte ihn nochmals mit
heiligen Eide, daß er die gemachte Entdecku
keinem Falle zu irgend einem Nachtheile de
ten gebrauchen wolle. Jonas fuhr darnach

Ich hatte kein großes Vertrauen au
Rechtlichkeit Spiridions. Die Spielgesellsc
die er bisweilen gab, waren aus den verdä
sten Individuen zusammengelesen; sie b
Nächte hindurch beisammen, die Gesichter w
ten häufig, es schienen mir Spieler von P
sion, die ein Privathaus, welches sie der A
verbarg, gerne jedem öffentlichen Orte, n
unsicher waren, vorzogen. Nur einige
Herren kamen regelmäßig, sie versäumten
der allwöchentlich zweimal festgesetzten Spiele
Spiridion schickte mich einmal an einem So
Vormittags in die Stadt. Ich fragte, o
früher in die Kirche gehen könne: er lachte

aus, nannte mich einen dummen Burschen, und fragte mich, ob ich ihn je in einer Kirche gesehen, und ob es ihm darum schlecht ginge; er gab mir darnach den Rath, ich solle diese Komödien alten Weibern überlassen, die Stadtleute seien jetzt klüger als das dumme Bauernvolk, und ich solle ja nicht meinen, daß, wenn mich einer in dieser Welt mit einem Prügel niederschlägt, ich unversehrt in jener Welt wieder aufstehen werde. — Diese und ähnliche Reden, die mit einem höhnischen Lächeln begleitet waren, blieben bei mir nicht ohne Erfolg; ich dachte mir: ein so nobler und reicher Herr, der doch auch sein Theil studirt hat, müsse von der Sache ganz genau unterrichtet sein. Ich war früher sehr gewissenhaft in der Berechnung seiner Ausgaben, nach seinen Eröffnungen aber reute es mich, es je gewesen zu sein. Da ich nämlich einmal von Gottes Geboten sprach, die der Mensch doch halten müsse, da sagte er zu mir, es habe in der Welt nur Ein Gebot Geltung, und das sei das eilfte, es lautet: „Lasse dich bei den andern zehn nie ertappen, und dann magst du immerhin gut fahren!" — Diese Lebens-

regeln prägte ich mir recht bald ein, und auch das Exempel des Spieles ging an mir nicht verloren. Ich spielte auch, freilich nicht so hoch wie mein Herr, und ich beklage es jetzt noch mit Bedauern, daß ich viele Bursche des Dorfes liederlich gemacht."

„Dieß mußte ich vorausſenden, um den Verdacht zu erklären, der darnach bei dem Tode des Kindes in mir aufſtieg. Als nämlich die Swoboda mit der Leiche des Kindes zurückkehrte, äußerte ich gegen ſie: „Es ſei doch Schade, daß der arme Wurm ſo bald habe ins Gras beißen müſſen, und es wäre ſonderbar, wie die Kinder armer Leute oft am Leben bleiben, während ſolche, denen Reichthum und Ueberfluß bevorſteht, aus der Welt wandern müſſen." Mochte ſein, daß bei dieſen meinen Worten ein unheimliches Lächeln über mein Antlitz zuckte, denn die Swoboda ſchien in mir den Verdacht geleſen zu haben, der mich in der That eingenommen; ſie war verlegen, und ſtellte ſich gleichgültig. „Was nützt das dumme Klagen," ſagte ſie mir, „ſterben müſſen wir Alle, ob jung oder alt, wer

weiß, wozu es gut ist, daß das Kind gestorben, es wäre vielleicht ohnehin ein Unrecht gewesen, wenn dasselbe das Vermögen des Elias Danowich geerbt hätte, denn es geht das Gerede, die erst Verstorbene habe ihren Mann betrogen!"

Ich fand Gelegenheit, die Verstorbene einige Monate ihres Wittwenstandes hindurch zu beobachten, und kannte sie nicht nur als eine rechtliche, sondern als eine aufrichtig fromme Frau. Mich ärgerte die Beschuldigung der Swoboda tief in die Seele hinein, ich sagte zu ihr: „Es ist niederträchtig von Ihnen, daß Sie eine Todte verläumden, die sich nicht mehr vertheidigen kann. Wer hat Ihnen das gesagt?" — „Nun, nun," erwiederte die Swoboda ängstlich und mit dem Bestreben, mich zu beruhigen, „ich meine ja damit auch nicht, daß es unterschrieben ist; sie kann immerhin brav gewesen sein — ich möchte das selber nicht behaupten, und habe nur andern Leuten nachgeredet."

Hiermit war unsere Unterredung zu Ende, mein Verdacht aber war größer geworden. Hat vielleicht Spiridion, so dachte ich mir, um das

Gewissen der Swoboda einzuschläfern, und sie zu einer schrecklichen That zu gewinnen, ihr seine verstorbene Schwägerin verdächtigt? — Ich dachte in die Nacht hinein immer dasselbe und konnte nicht einschlafen. Endlich kleidete ich mich an, nahm eine Blendlaterne, und begab mich in das obere Geschoß zu jenem Zimmer, wo das Kind in seinem kleinen Sarg gelegen; die Thüre war abgesperrt, da sie doch gewöhnlich nur mit der Klinke zugeschlossen wurde. Dieß reizte meine Neugierde noch mehr. Ich holte mir den Hauptschlüssel, und fand, daß die Thüre von innen verriegelt sei. Da Spiridion jenen Flügel nicht bewohnte, in welchem der Leichnam gelegen, so durfte ich bei meiner gereizten Neugierde schon etwas kühner werden; ich öffnete mit meinem Schlüssel das anstoßende Zimmer, welches mit jenem, in das ich wollte, in Verbindung stand, und so gelangte ich auch durch einen Umweg an mein Ziel. Der Sarg war luxuriös mit polirtem Ebenholz fournirt; ich öffnete den Deckel und schlug den seidenen Ueberthan zurück, der Leichnam schien mir ein anderer, als der des

angeblich verstorbenen Kindes; er dünkte mir auch schon länger als nur Einen Tag verblichen. Ich wollte nun mit dem nur noch größer gewordenen Verdacht in mein Zimmer gehen, als ich in der Ferne des Corridors im entgegengesetzten Flügel des Hauses, Spiridion in einen Schlafrock gehüllt verschwinden sah; zweifelsohne belauschte er mich bei meiner Untersuchung."

„Schon fürchtete ich am nächsten Morgen für meine Neugierde zur Rede gestellt zu werden, aber Spiridion war sehr freundlich, und trug mir an, ob ich in Zukunft in seinen Diensten bleiben wolle, denn nach den Testamentsacten sei er gegenwärtig der Besitzer dieses Hauses. Ich sagte zu, und er versprach mir ein ziemlich erhöhtes Einkommen. Nun begannen mich erst Zweifel aller Art zu quälen. Ich dachte mir, Spiridion fürchtet, daß ich ihm hinter sein Geheimniß gekommen, und er sucht nun, durch den mir in Aussicht gestellten, höchst annehmbaren Gehalt mein Schweigen zu erkaufen. Ich war aber im Grunde durchaus ohne alle Gewißheit."

„Nachmittag vor dem Begräbniß des Kindes,

war der Ortschirurg, als gerichtlicher Todtenbeschauer, bestellt. Ich nahm mir vor, ihn bei der Leichenbesichtigung zu beobachten. Spiridion ließ ihn aber in sein Zimmer kommen, und begehrte von ihm ein Mittel für die Gicht in seinen Armen, die ihn nach seiner Aussage unendlich schmerzten. Der Chirurg, dem gewöhnlich nur Bauernleiber als Substrate seiner Praxis zugetheilt waren, fühlte sich sehr geschmeichelt, daß ein so vornehmer Herr ihm so viel Zutrauen schenke.

„Spiridion ließ kostbare Weine auftischen, und der Arzt, dem nicht alle Tage so glänzende Gelegenheit zu Gebote stand, sagte fleißig zu. Als ihm schon die Augen trüb geworden, führte ihn Spiridion selbst zur Leiche. Er berührte Gesicht und Brust des Kindes, und sagte fast lallend: „Kalt, kalt, gar kein Zweifel am Tode — der arme Wurm! — ist ohnehin nur Formalität, nichts als Formalität, Herr von Danowich, nichts als pure Formalität!“ — Der Sarg wurde geschlossen und das Kind begraben.

„Einige Tage darnach begab sich Spiridion nach

Croatien. Es ging mir nun durch einige Wochen die Frage im Kopfe herum: was es denn eigentlich mit dem Kinde für ein Bewandtniß haben müsse?"

„Ich gerieth endlich auf den Einfall, nach Wien in jene Vorstadt zu gehen, in welcher, wie ich wußte, der Swoboda Wohnung war, und dort Erkundigung einzuziehen, ob diese ihren Hausstand verändert habe, ob sie mehr Geld als gewöhnlich ausgebe, und dergleichen. Im selben Hause, wo sie wohnte, befand sich auch eine Bierschenke, das war mir eben Recht, ich erschien einige Male als Gast, und zwar Vormittags, um mit dem Wirthe allein reden zu können, und um ihm Hoffnung zu machen, als ob es nur auf die Behandlung von seiner Seite ankäme, sich in mir einen ordentlichen Stammgast zu bereiten. Als ich ihm jene Fragen, betreffs der Swoboda, vorgelegt, beantwortete er sie sogleich. Er sagte: es sei sonderbar, sie habe sich nach der Aussage ihrer Dienstmagd seit drei Wochen nach Ungarn zu einer Verwandten verreist; sie versprach, in acht Tagen längstens wieder zu kommen, ist aber

seither ausgeblieben; die Magd weiß nicht, was sie beginnen soll; schreiben kann sie ihrer Herrin nicht, weil diese keinen bestimmten Aufenthalt angegeben. — Mir schien die Sache höchst sonderbar, ich kam von nun an anfangs wöchentlich später alle Monat einmal in dieselbe Kneipe, und warf immer wie von Ungefähr die Frage hin: „Nun was ist's mit der alten Hebamme — noch nichts gehört?“ und mir ward immer zur Antwort: Nein. Schon hatte die Polizei ihrem Aufenthalte nachgeforscht, und die Gerichte ihr liegendes Vermögen aufbewahrt. Es kam über sie keine Kunde mehr zum Vorschein. Die Sache ist jetzt über die zwanzig Jahre.“

„Spiridion trat den Besitz seiner Erbschaft an, er kehrte bald wieder nach Wien zurück, kaufte sich dort ein Haus, lebte aber größtentheils hier auf der Villa. Das Haus war von nun an fast nie von Gästen leer, es wurde abwechselnd getafelt und gespielt. Der Luxus in den Wohnzimmern Spiridions überschritt alle Gränzen des Gewöhnlichen, die theuersten Tapeten zierten die Wände, es strotzte alles von Seide

und Gold, da gab es japaneſiſche und chineſiſche Zimmer und Rococoſalon und Gott weiß was!“

„Nach fünf Jahren ging das Vermögen und die körperliche Kraft Spiridions zu Ende. Die vielen in der höchſten Aufregung des Spieles durchwachten Nächte zerrütteten ſeine Geſundheit, ein heftiges Fieber brach ihn vollends zuſammen. Sein Tod wird mir, ſo lang ich lebe, ein Andenken und eine Lehre ſein. Jetzt erſt werden mir ſeine Worte klar, die er am Tage vor ſeinem Tode in der Fieberhitze ſo oft ausgerufen, es mochte ſein Geiſt ihm die Geſtalt ſeines Bruders vor ſein Schmerzenlager hingezaubert haben, denn ich hörte ihn heftig und wiederholt hintereinander rufen: Elias, du willſt deinen Sohn, deinen Sohn, deinen Sohn; er mag leben, ich weiß ihn nicht, fort Elias, fort Elias, ich weiß nichts! — Sein Vermögen, ſein Vermögen, du willſt ſein Geld, ſein Gut? Kann ich dafür, daß ich ſo viel Unglück gehabt im verdammten Spiel? Fort, fort! Was murmelſt du — Gericht? ein ewiges Gericht,“ hier ſtieß der Kranke ein langgedehntes ſchreckliches Heulen aus, welches in einem kraft-

losen weichen Wimmern verklang, bald aber rief er mit erneuter Kraft: „ich habe an kein Gericht geglaubt, ich will keines; ich will leben, leben, leben um jeden Preis. — Wie viel wollen Sie? hundert Dukaten auf eine Karte ist viel, ist viel, aber wenn Sie wollen, bien! fort Elias, fort, lasse mich nur noch auf diese Karte setzen, es wird ja alles wieder gewonnen, weg mit deiner bleichen Hand, brennt dich nicht das rothe Gold, das rothe gleißende Gold, weg deine Hand, das Spiel ist frei. Ich bin in meinem Hause, in meinem eigenen Hause, wer kann es mir verwehren? Du willst Dein Kind, ich weiß nichts, nichts von Deinem Kinde! Nur Ruhe! laß mich schlafen!

In solcher Weise wiederholten sich die Phantasien des Kranken den lieben langen Tag. Ich sah zum ersten Male die Qualen des Gewissens an einem Sterbenden, und ich kann es Ihnen schwören, ich bin seit jenem Tage anders geworden! Ich darf es wohl nicht erst sagen, daß ich Sie nach dem, was Sie mir berichteten, und was ich weiß und Ihnen jetzt erzählte, daß ich Sie nach alledem für den Sohn des Elias Da-

nowich halte, wie Sie aber die Sache ſicher ſtellen und beweiſen könnten, dafür weiß ich keinen Rath. Um nach dem Tode Spiridions eine Anzeige zu machen, dazu mangelte es mir an aller Gewißheit, denn auf Vermuthungen und auf die Worte eines Fieberkranken hin, kann man doch nichts unternehmen."

Berger war über die Erzählung ſehr ergriffen. Als er am Ende das Beſtreben Jonas merkte, ſich von jeder Anſchuldigung rein zu waſchen, verſicherte er ihn noch einmal zu ſeiner Beruhigung, daß auf dieſe erzählte Begebenheit hin gar nichts unternommen werden ſolle, was ihm nur den mindeſten Schaden bringen könnte. Berger war unterdeſſen mit dem zufrieden, was er bereits wußte. Er eilte in die Stadt.

Inhalt.

Seite

1. Wie sich in Azzelbrunn ein ganz unerhörter Fall ereignet, der alle Einwohner des Ortes rebellisch macht 1
2. Krebsen-, Geigen- und Hundepoesie. Was dem Diogenes am Kirchtage geschieht, und wie er Azzelbrunn verläßt, um in Wien sein Glück zu machen 19
3. Wie Diogenes nach Wien kommt, und mit Herrn Raspelmayer bekannt wird. Was Raspelmayer für ein Gewerbe treibt, und was er außerdem noch für ein Künstler ist. 62
4. Was Diogenes für eine gute Seele ist, und wie er zu einem Schuster in die Lehre kommt. Was er für einen Sinn für Industrie hat, und wie ihm Mahnungen gegen das Spiel auf den Rücken geschrieben werden 95
5. Des Geigers Leben, — zuerst gelebt, — und darnach geschrieben von ihm selber 124

Seite

6. Wie Diogenes und ingleichen Raſpelmayer jeder um vier Jahre älter geworden ſind, ſammt noch andern ganz abſonderlichen, und doch dabei ſehr natürlichen Begebenheiten . . . 187
7. Wie ſich Monſieur Berger einen „Kren“ geben will, und wie es Herr Kramer gerne hört, wenn man ihn über den grünen Klee lobt, ſammt andern erſtaunlichen und feinen Beobachtungen 202
8. Wie Herr Gockel gleich einem dürren Reis begoſſen wird, und wie er darüber aufgeht. Was Herr Kramer für Unarten an ſich hat, und wie er verſpricht, ein neues Syſtem anzufangen . 222
9. Wie Kramer an einem Morgen ſonderbare Einfälle hat, wodurch der Beweis hergeſtellt wird, daß er ein kurioſer Kauz iſt, worin Niemand gezweifelt, der ihn je zu ſehen die Ehre hatte 256
10. Wie man ſich in der Salonwelt und im Weltſalon immer auslachen laſſen muß, bis man die zierlichen oder ungezwungenen Paſſus erlernt, um durch beide anſtändig zu ſchreiten . 291
11. Wie Diogenes auf ein tragiſches Geheimniß kommt, und wie er demſelben immer mehr nachſpürt 321

Im Verlage von G. J. Manz in Regensburg ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Für stille Stunden.

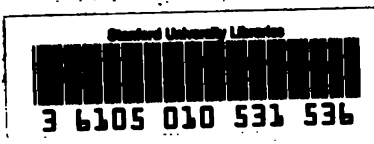
Ein Volksbuch für Alle, welche gerne erzählen hören.

Erzählungen, Reisebeschreibungen, geschichtliche und geographische Bilder, Schilderungen aus der Natur, Biographien, Sagen, Legenden und Gedichte.

Von W. Herchenbach.

Drei Jahrgänge. Mit Stahlstichen und Originalholzschnitten. Jeder zu 12 Heften. Lex. 8. Preis eines Jahrganges 3 fl. od. 1 Thlr. 24 sgr.

„Wer nach den Mühen des Tages in seinen Feierstunden sich zu unterhalten und zu erheitern wünscht, dem geben wir mit Freuden Herchenbach's Erzählungen in die Hand. Sie sind durchgehends von sittlicher Tendenz getragen, ohne in einen trocknen moralisirenden Ton zu fallen und bewegen sich im Scherz und Ernst frei, frisch und natürlich. Sie beschäftigen nicht minder die Phantasie durch glückliche und spannende Erfindungen, als das Gemüth durch Einblicke in interessante Seelenvorgänge. Sie sind, wie für das Volk verfaßt, so aus dem Volke genommen, und geben seine Sitten und Leidenschaften treu wieder. Sie befleißen sich einer reinen und gesunden Sprache und bieten mithin Alles, was man von einer solchen Lektüre nur erwarten kann. Ferner sind zwischen die Erzählungen, welche indessen den Hauptinhalt des Buches ausmachen, Biographieen berühmter, besonders deutscher Männer, Reisebeschreibungen, geographische und geschichtliche Bilder, von denen uns die letzteren vorzüglich zusagten, Schilderungen aus der Natur, Sagen, Legenden und in Minderzahl Gedichte eingestreut. Auch diese einzelnen Studien zeigen eben so wohl von der Gründlichkeit, als auch von der schönen Darstellungsgabe des Verfassers. Außerdem verdienen noch die Stahlstiche und Holzschnitte dieses Werkes volle Anerkennung. Wir zweifeln daher nicht, daß Herchenbach bei vielen neuen Familien Einlaß finden wird." B. C. No. 327,



STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
CECIL H. GREEN LIBRARY
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004
(415) 723-1493

All books may be recalled after 7 days

DATE DUE

G. Fullerton,
Rosa Leblanc.

Aus dem Engl. von C. Braun. 8. 1 fl. od. 19½ sgr.

In dieser lieblichen Erzählung treten dem Leser zwei Mädchen von ganz verschiedenem Charakter entgegen: das eine voll Heiterkeit und Lebenslust, das andere sanft, in sich gekehrt, die lautere Milde und Güte. Beide haben harte Kämpfe und Prüfungen zu bestehen; sie erreichen aber an der Hand der göttlichen Vorsehung ihr Ziel und finden, was sie suchen, das wahre Lebensglück. Die ganze Erzählung ist religiös gehalten, sehr lehrreich und ansprechend; wir stehen daher nicht an, sie Jedermann, besonders aber der weiblichen Jugend recht sehr zu empfehlen. Z.

G. Fullerton,
Laurentia. Eine Erzählung aus Japan.

Aus dem Engl. von F. X. Hahn. 8. 1 fl. od. 19½ sgr.

Eine anmuthige, in gefälliger Form einer kleinen, leicht hinfließenden Erzählung gegebene Schilderung japanesischer Sitten und Zustände und zugleich eine getreue Schilderung der dortigen fortschreitenden Bekehrungen zum Christenthum, des edlen Eifers frommer, gutersüllter Missionäre, sowie des ihnen von den einheimischen Bonzen geleisteten Widerstandes. Dem Liebhaber fremder, für Europäer oft wunderlicher Sittenschilderungen eines sich der Welt gerade jetzt erschließenden Reiches, sowie hauptsächlich der reiferen Jugend sehr zu empfehlen.

Der Handelsfürst und sein Erbe,
oder der Triumph der Pflicht.

Eine Erzählung für die Welt von der Verfasserin der „Geraldine." Aus dem Englischen von C. Braun. 8. 1 fl. 39 kr. od. 1 Thlr.

Diese hübsche, spannende Erzählung floß aus der gewandten Feder der erprobten katholischen Verfasserin der Geraldine u. s. w. und empfiehlt sich dadurch allein schon der Beachtung einer gütigen Leserwelt. Ihre Charaktere sind kräftig gezeichnet, die Erzählung fließt im raschen Flusse dahin, und der Leser fühlt sich bis zum Ende gefesselt und erhoben. Wir wollen durch auch nur geringe Andeutung des werthvollen Inhaltes dem Leser nicht vorgreifen, wir können ihm bloß versichern, er wird nach Durchlesung dieser kleinen Erzählung das Buch nicht unbefriedigt bei Seite legen, noch wird ihm der Gedanke kommen, seine Zeit unnütz verschwendet zu haben.